Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sagenbuch von Baden-Baden und Umgebung

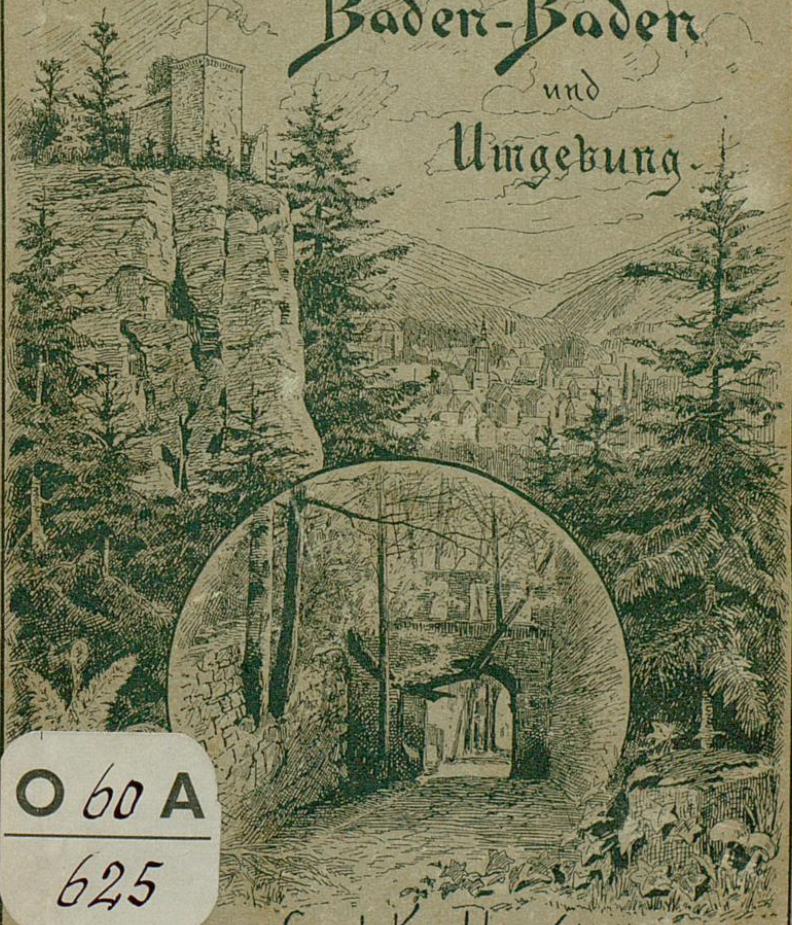
Barack, Max

Stuttgart, [ca.1890]

urn:nbn:de:bsz:31-32090

Visual Library

Sagenbuch von Baden-Baden und Umgebung.



O 60 A
625

Verlag von Carl Krabbe. Stuttgart.

Preis M. 1. 50 Pfg.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

060 A 625

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sagenbuch

von

Baden-Baden

und Umgebung.

Von

Max Barack.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
[um 1896]

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

AK

060 A 625

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Inhalt.

	Seite
Altenburg	1
Der Rabenstein	42
Keller's Bild	59
Die Geisterhochzeit auf Burg Lauf	79
Zoraide	97
Das Kreuz am Fenster zu Hohenbaden	131
Der Uhrmacher von Straßburg	158

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Altenburg.

In dem lieblichen Oosthale, in unmittelbarer Nähe von Baden-Baden, dem Dorfe Baden-Scheuren gegenüber liegt ein niedriger, dichtbewaldeter Ausläufer des Fremersberges, dessen abgeebneter völlig kahler Gipfel unwillkürlich die Vermutung erweckt, daß er nicht von Natur aus diese Form und Beschaffenheit gehabt habe, sondern daß Menschenhände hier thätig gewesen seien, um diese Abplattung für Bauzwecke hervorzurufen. Und wirklich vermag man bei auch nur einigem Verständnis für die Anlagen der in der Umgebung so zahlreich vorkommenden Ritterburgen einzelne Konturen zu entdecken, die auf die ehemalige Existenz eines hiergelegenen befestigten Schlosses von beträchtlicher Ausdehnung schließen lassen. Doch vergeblich forscht man hierauf nach weiteren Beweisen hiefür, insbesondere nach Mauerresten. Nirgends, weder im Innern des großen Raumes, dem Platze für die Wohngebäulichkeiten, noch am äußersten Rande der Abplattung, wo die auf Felsblöcke aufgesetzten kolossalen Schutz- und Umfassungsmauern der Burg gestanden haben müßten, findet sich auch nur die geringste Spur von behauenem, durch halbverwitterten Mörtel verbundenem Gestein. Läßt man sich aber hierdurch nicht abschrecken, sondern zieht in dem am Fuße des Hügels gelegenen — jetzt in eine luxuriöse Restauration umgewandelten — ehemaligen Jesuitenschlößchen nähere Erkundigungen ein, so erfährt man, daß

allerdings einstmals ein stolzes, zinnen- und turmreiches Schloß, die Altenburg, als Wiege eines edlen und reichen Geschlechts, der Grafen von Altenburg, den Gipfel des Hügels gekrönt habe. Vielleicht auch — wenn man vom Zufall begünstigt wird — vermag der Gefragte die in jener Gegend bekannte Sage zu erzählen, welche das Andenken an die längst verschwundene Burg wach erhält, und die Ursache ihrer Zerstörung schildert.

Mir ward sie einstmals von einem freundlichen in einem benachbarten Dorfe ansäßigen Pfarrherrn erzählt und ich fand seine Mittheilungen so interessant, daß ich hoffe, durch Wiedererzählen derselben auch Anderen Vergnügen bereiten zu können. Ich lasse die Sage deshalb hier nachfolgen, wie sie mir der alte Herr erzählte:

Ums Jahr 1189, zur Zeit der Regierung des größten Hohenstaufenkaisers, Friedrichs des Rotbarts, lebte auf der Altenburg der alte ehrwürdige Graf Ulrich und sein Sohn Friedrich, der einstige Erbe seines Reichtums und seiner Macht, wenn es dem Herrn über Leben und Tod gefallen sollte, den hochbetagten Grafen abzurufen.

Ulrich war ein edler Mann mit schneeweißem Haupt- und Barthaar, dessen von Alter gebeugter Gestalt man freilich nicht mehr ansah, daß sie einst hoch und stolz gewesen, als er, in der Fülle seiner Kraft stehend, schon unter Kaiser Konrad III. gekämpft hatte. Niemand sah es diesen mageren, doch immer noch sehnigen Armen an, wie wuchtige Streiche sie einst führen konnten im heiligen Lande, und Niemand, der ihn jetzt auf seinen Stock gestützt mit schlürfendem Tritte im Schlosse umherschleichen sah, hätte geahnt, daß Ulrich einer der Helden war, die den jungen Rotbart auf seinen wiederholten Zügen nach Italien begleiteten und daß er für ihn und mit ihm bei Legnano geblutet.

Schon seit fünfzehn Jahren war ihm seine treue Hausfrau entrissen und von fünf Söhnen, die ihm blühend heranwuchsen, waren vier in Italien gefallen und nur ein einziger, der jüngste, war ihm verblieben, der dem schon im Spätherbste seines Lebens stehenden Ritter geboren

wurde, als er sich bereits den Letzten seines Stammes wähnte, und den er seinem kaiserlichen Freunde zu Ehren Friedrich genannt hatte. Was Wunder nun, daß der alte Herr den schönen Jüngling liebte wie nichts in der Welt und daß er ihn ängstlich vor Gefahren und Kämpfen hütete, die auch ihn zum Opfer hätten fordern können? Deshalb waren des jungen Grafen Rüstung und ritterliches Schwert noch vollständig jungfräulich, denn nicht einmal für die Kämpfe während der ziemlich häufigen Fehden mit einem benachbarten Ritter durfte er sich wappnen, viel weniger noch hatte ihm Graf Ulrich bisher gestattet, mit in die Schlachten zu ziehen, die der Rotbart schlug. Wie sehr Friedrich auch bat, der achtzigjährige Greis blieb unbeugsam. „Die Altenburger," pflegte er dem Sohne zu erwiedern, „haben schon genug geblutet für Kaiser und Reich; Dir liegt eine andere Pflicht ob: unser Geschlecht fortzupflanzen und seinen stolzen Namen zu erhalten!"

Dies war der Lieblingsgedanke des alten Herrn und sein einziger Wunsch war, noch so lange zu leben, bis Friedrich ein geliebtes Weib heimgeführt habe und er selbst sich von blühenden Enkeln umspielt sähe. Und dieser Herzenswunsch des edlen Greises hatte gerade jetzt Aussicht auf Verwirklichung, denn binnem Kurzem sollte sich der letzte Sprosse der Altenburger vermählen mit der schönen blonden Bertha von Eberstein, des Grafen Eberhard von Eberstein Tochter.

Schon als Kinder waren die beiden Spielgefährten gewesen und später, als die liebliche Bertha sich zur herrlichen Jungfrau zu entfalten und Friedrich ins Jünglingsalter zu treten anfing, da merkten die beiden Väter wohl, daß die gegenseitige kindliche Zuneigung von Sohn und Tochter sich zu wandeln begann in Liebe. Freudig bewegt hatte sich deshalb eines Tages der alte Altenburger in seiner Sänfte hinübertragen lassen zur Ebersteinburg, um nach guter altdeutscher Sitte die Hand Berthas für seinen Sohn zu erbitten, und ebenso freudig hatte Graf Eberhard seine Zusage gegeben zu der Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne und Erben eines so stolzen und

mächtigen Hauses. Der achtzehnte Geburtstag Berthas wurde als Vermählungstag der beiden Liebenden festgesetzt und alle freuten sich des Tages, an welchem die Hand des Priesters das junge Paar einsegnen würde.

Aber wenn auch die ritterlichen Nachbarn des Altenburgers sich beeilt hatten, diesem ihre freudige Teilnahme kund zu thun und dem Bräutigam und dessen ehrwürdigem Vater ihre Wünsche zu der glückverheißenden Verbindung auszusprechen, — einen Einzigen gab es doch, der dies mit grimm- und haßerfülltem Herzen that und der im Innern hoffte, daß seine Glückwünsche sich nicht verwirklichen würden. Dieser Eine war Junker Hans v. Windeck, der sich gleichfalls, der reichen Mitgift wegen, um die Gunst Berthas beworben, doch dem einige Jahre jüngeren, schöneren und liebenswürdigeren Grafen v. Altenburg hatte nachstehen müssen. Meister in der Verstellungskunst, ließ er sich zwar in seinem Benehmen gegen Friedrich nichts anmerken, was diesen auf die Vermutung hätte bringen können, daß Hans ihm feindlich gesinnt sei, aber im Geheimen trug er sich mit Rachegedanken und finsteren Plänen, das Glück der Liebenden und ihre nun in wenigen Monaten in Aussicht stehende Verbindung zu stören, — wenn dies auch durch ein Verbrechen an dem ihm mit biederer deutscher Offenheit vertrauenden Jüngling hätte geschehen müssen.

Ein unverhofftes Ereignis kam ihm hiebei trefflich zu Hilfe.

Wenige Wochen vor dem bestimmten Vermählungstage erscholl nämlich überall im deutschen Lande die Kunde, daß die Ungläubigen das fast hundert Jahre früher von Gottfried v. Bouillon eroberte Jerusalem wieder eingenommen und daß das heilige Grab, in dem Christi Leib gelegen, wieder im Besitze der seldschuckischen Türken, alle die durch den Glauben geheiligten Stätten in den Händen der Ungläubigen seien. Da ging ein Schrei der Wut durch die Christenheit und als der alte Kaiser mit jugendlicher Begeisterung sich rüstete, um nach so vielen Kämpfen für seine und des Reiches Ehre seine Heldenlaufbahn

mit einem Kampfe zu Gottes Preis und Ehr' zu beschließen, da griff Alt und Jung zu den Waffen, um mitzuziehen ins heilige Land, und überall erscholl wieder der Ruf, mit welchem schon vor hundert Jahren Peter von Amiens die Kreuzfahrer begeistert: „Gott will es — Gott will es!"

Auch im Schwarzwalde hallte dieser Ruf wieder und fand ein begeistertes Echo in der Brust der Ritterschaft. Auch Junker Hans v. Windeck heftete das Kreuz auf seine linke Schulter, doch weniger der Drang, für dies heilige Zeichen zu kämpfen, trieb ihn hiezu an, als vielmehr die Hoffnung auf das hiedurch mögliche Gelingen seiner schwarzen Pläne — falls er nämlich im Stande sein würde, den jungen Altenburger gleichfalls zur Teilnahme an dem Kreuzzuge, selbst gegen den Befehl des Vaters und ungeachtet der Bitten der liebenden Braut, zu bewegen. Und dies Letztere hoffte er sicher entweder durch die Macht seiner Ueberredungskunst oder durch aufreizende Spottworte zu erreichen. Hatte er aber den verhaßten Nebenbuhler nur erst im heiligen Lande, so hoffte er mit Leichtigkeit dafür sorgen zu können, daß — Friedrich nicht mehr von dort zurückkehre.

Mit dieser Absicht ritt er eines Morgens hinüber nach der Altenburg, um sich vor seinem Abgange zu dem Kreuzfahrerheere zu verabschieden. Recht auffällig prangte das rote Kreuz auf dem weißen Grunde seines Mantels und an seinen Schwertgriff hatte er den geweihten Rosenkranz mit dem Bilde des Gekreuzigten befestigt, den ihm der ehrwürdige Pfarrer zu Eberstein bei seinem dortigen Abschiedsbesuche verehrt hatte. An den Füßen aber klirrten hell die goldenen Sporen, die er nebst dem Panzer und den Handschuhen, den Zeichen seiner Ritterwürde, aus der Hand des Rotbarts auf dem großen Reichsfeste zu Mainz empfangen hatte, wo auch er mit so vielen anderen Adeligen den Ritterschlag erhielt. So gerüstet schritt Hans mit einem bösen Lächeln auf den Lippen durch das große Portal der Altenburg und trat, ohne sich mit einem Besuche des ehrwürdigen Grafen Ulrich aufzuhalten, alsbald

in die ihm wohlbekannte Stube Friedrichs. Er fand ihn in trübes Sinnen versunken an dem Fenster stehend und hinausstarrend in die Leere, denn die allgemeine Begeisterung für die heilige Sache hatte auch in seiner von Jugendmut geschwellten Brust die glühende Sehnsucht erweckt, mitzuziehen ins heilige Land, um sich als Streiter für das Kreuz die ritterlichen Sporen und Ruhm und Ehre zu gewinnen. Aber auch diesmal war der alte Graf taub geblieben für des Sohnes Herzenswunsch und ungerührt durch seine Bitten hatte er soeben erst auf das Bestimmteste die Gewährung desselben versagt.

Der Eintritt des Windeckers weckte Friedrich aus seinem dumpfen Brüten; er wandte den Kopf und erblickte seinen vermeintlichen Freund mit den Zeichen geschmückt, die er so gerne selbst getragen hätte, und abermals und um so heftiger faßte ihn der Kummer über das Fehlschlagen seiner Wünsche. Er schlug die Hände vor das Angesicht und hielt mit Mühe ein krampfhaftes Schluchzen zurück, das ihm Schmerz und Zorn zu erpressen drohte; doch das mächtige Wogen seiner Brust verriet nur zu deutlich die Gefühle, die den Jüngling bewegten.

Hans erschaute mit geheimer Freude, daß sein Anblick auf den verhaßten Nebenbuhler ganz die Wirkung hervorbrachte, die er erwartet hatte, und trat langsam näher.

„Ich komme, dir Lebewohl zu sagen, Friedrich," begann er dann, „in einigen Tagen gehe ich ab nach Regensburg, wo das Heer der Kreuzfahrer sich versammelt."

Friedrich bezwang mit Gewalt seine heftige Erregung und reichte Hans mit abgewandtem Gesichte die Hand.

„Lebe wohl," entgegnete er mit tonloser Stimme, „lebe wohl, du Glücklicher. — O, daß ich dich begleiten dürfte!"

„Dürfte?" entgegnete Hans mit sarkastischem Achselzucken. „Du müßtest ‚wollte' sagen, wenn ich dir glauben soll, — denn es ist begreiflich, daß du gerade jetzt gerne auf Schlachten und Gefahren verzichtest, wo dir das ruhige und sichere Glück winkt, das dir die Liebe bereitet! Sei offen, Freundchen," fügte er laut lachend hinzu, „und sage: wollte!"

„Nein, nein!“ rief Friedrich leidenschaftlich, „die Liebe ist es nicht, die mich zurückhält in diesen quälenden Banden! Doch mein Vater!“ fuhr er fort, sich die Faust an die Stirne pressend, „mein Vater!“

„Ich verstehe,“ entgegnete Hans, noch immer lachend, „dein Vater fürchtet für das Leben seines einzigen und — du bist ein nur zu gehorsamer Sohn und — ha, ha, ha! — wirst lange leben fern von allen Gefahren und Schlachten! — O, er hat Recht, der alte Mann, — du mußt heiraten, damit das Geschlecht der tapferen Altenburger und — seine gehorsamen Söhne nicht aussterben!“

„Hans!“ fuhr Friedrich auf, „kannst du wähnen, daß ich nicht gerne ginge? Kannst du glauben, daß es mir an Mut gebräche, Gefahren entgegen zu gehen? Mein heißester Wunsch wäre es, endlich meine Manneskraft zu erproben und in ritterlichen Kämpfen mir gleich meinen Ahnen Ruhm und Ehre zu gewinnen; doch mein Vater versagt mir hartnäckig die Erlaubnis hiezu und — mit blutendem Herzen muß ich gehorchen!“

„Muß?“ sprach Hans, jetzt plötzlich ernst werdend, „muß?! — Wenn du wirklich den Wunsch hegst, mit dem ruhmgekrönten Rotbart und uns, seinen Streitern, zu Felde zu ziehen — dann ist ‚müssen‘ ein schlimmes Wort für einen Mann und leicht könnte es — wenn du nur wolltest — in das Gegenteil sich wandeln lassen.“

„Wie soll ich das verstehen?“ frug Friedrich erstaunt. „Ist mir der Gehorsam gegen meinen Vater nicht eine heilige Pflicht?“

„Ja,“ entgegnete Hans, „doch es gibt einen Gehorsam, der noch heiliger ist, als der des Sohnes gegen den Vater!“

„Welchen?“ frug Friedrich immer mehr erstaunt.

„Den gegen ein gethanes Gelübde zum Beispiel —“ sprach Hans nachdrücklich.

Ein Blitz des Verständnisses zuckte über Friedrichs Antlitz und ein Strahl von Freude schien aus seinem Auge hervorzubrechen, als der hämische Freund fortfuhr:

„Es stünde jeden Augenblick in deiner Macht, ein solches abzulegen, und selbst dein Vater müßte sich dann deinem Willen — oder vielmehr deinem Gelübde beugen, denn er dürfte es nicht wagen, dem Gebote Christi zuwider zu handeln, das da spricht: ‚Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen!‘ — Doch," fügte er, plötzlich wieder in seinen alten Ton verfallend, hinzu, „was rede ich dir hier von Dingen vor, die du ja doch nicht zu thun willens bist? Darum lebe wohl, gehorsamer Sohn, in acht Tagen gehe ich nach Regensburg; du aber wirst vielleicht noch weitere acht Tage den Betrübten spielen und dann wirst du dich ins Unvermeidliche fügen und — heiraten! Ha, ha, ha!"

Bei den letzten Worten war Hans klirrenden Schrittes nach der Thüre gegangen, um das Gemach zu verlassen.

Friedrich aber, dessen Leidenschaftlichkeit durch die höhnenden Worte aufs Äußerste gesteigert wurde, eilte ihm nach, hielt ihn am Mantel zurück und rief mit lauter Stimme: „Bei Gott, ich werde nicht thun, wie du vermutheſt; denn bei dem heiligen Kreuze, das du an der Schulter trägst, schwöre ich: auch ich will dasselbe auf mich nehmen und nicht eher will ich Bertha meine Hand am Altare reichen, bevor ich ein Jahr lang im heiligen Lande gekämpft habe — so wahr mir Gott helfe in meiner Sterbestunde!"

Es war gesprochen, das gewichtige Wort, und obwohl Hans dieses Ergebnis seiner Bemühungen erwartet hatte, war es doch so plötzlich gekommen, daß er unwillkürlich trotz seiner Schlechtigkeit von der Feierlichkeit des Augenblicks sich ergriffen fühlte. Etwas wie heiliger Schauer durchzuckte ihn; dann aber verließ er ohne ein Wort der Erwiderung, im Herzen über das Gelingen seines Planes triumphierend, das Gemach.

Friedrich aber machte sich entschlossen nochmals auf den Weg zu seinem Vater, um ihm das Geschehene mitzuteilen und ihn über das abgelegte bindende und zwingende Gelübde zu unterrichten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Schwer war Graf Ulrich durch die Unterredung mit seinem Sohne betroffen worden, denn wiewohl ihn der Gedanke, Friedrich, den letzten Altenburger, in die Gefahren eines vielleicht langwierigen Krieges ziehen zu sehen, tief betrübte, so war es doch hauptsächlich die Art und Weise, wie dieser sich die Genehmigung hiezu erzwungen, und der ihm gegenüber bewiesene Trotz und Ungehorsam, was ihn besonders schmerzlich niederbeugte. Schweigend hatte er den Bericht seines Sohnes über das abgelegte Gelübde angehört, dann aber richtete er seine ehrwürdige Gestalt zu ihrer alten Heldengröße auf und erwiderte: „Nie hat ein Altenburger ein Gelübde unerfüllt gelassen — zieh' mit Gott!"

Ohne ein weiteres Wort des Abschiedes, ohne ihm nur die Hand zu reichen, war Ulrich nach seinen Gemächern geschritten, die der alte Herr bis zum Tage der Abreise Friedrichs nicht mehr verließ und in welche der ungehorsame Sohn, aller Bitten ungeachtet, nicht mehr vorgelassen wurde. — Doch kurz bevor sich Friedrich in den Sattel schwang, übersandte ihm der alte Held sein Schwert, das er selbst im Morgenlande und in Italien geschwungen; er selbst aber blieb unsichtbar.

Auch Bertha, die liebende Braut, hatte mit unsäglichem Schmerz die Kunde der bevorstehenden Trennung aus Friedrichs Munde vernommen, doch sie war eine deutsche Jungfrau und wußte die den Jüngling ihrer Liebe leitenden Gefühle zu würdigen. Mit unendlichem Weh im Herzen hörte sie des Geliebten Abschiedsworte, doch durch kein äußeres Zeichen wollte sie ihm den Schmerz ihrer Seele verraten oder gar ihn zum Aufgeben seines Vorhabens bestimmen. Manche Thräne aber weinte sie im Geheimen auf die Feldbinde, die sie mit kunstverständiger Hand fertigte und die sie am Tage des Abschieds über die Schulter Friedrichs hing mit der leise geflüsterten Bitte, sich ihrer und ihrer treuen Liebe zu erinnern, so oft er sie zu Gesicht bekäme. Mit glückseligem Lächeln tauschte sie dafür Friedrichs Schwur ewiger Liebe und Treue ein und lange noch schaute sie ihm nach von dem

Söller der Ebersteinburg, als er sich endlich losriß und ihn der feurige Streithengst davontrug, lange — lange — bis er endlich ihren Thränenblicken entschwand. —

In den ersten Maitagen des Jahres 1189 versammelte der Kaiser das aus allen Teilen Deutschlands zusammengeströmte Kreuzfahrerheer bei Regensburg. Es waren für die damalige Zeit ungeheure Streitkräfte, wohl an dreißigtausend Ritter und an hunderttausend Mann Fußvolk. Dahin, in das große unweit der Stadt errichtete Zeltlager, begaben sich jetzt auch, an der Spitze ihrer Reisigen, der junge Graf v. Altenburg und Hans v. Windeck. Jubelnd wurden sie begrüßt von den Fürsten und Herren und besonders von dem Kaiser selbst. „Also doch wieder einmal ein Altenburg!“ rief er hocherfreut aus. — „Gott schütze dich, meines alten Freundes letzten Sohn, und führe dich gnädig wieder heim zu ihm, der im Kampfe für mich und mein Haus schon so viel verloren!“ —

Bald trat das Heer den Vormarsch an über Wien, durch Ungarn und Griechenland. Doch erst nach Ueberwindung unzähliger und ungeahnter Schwierigkeiten, welche der verräterische griechische Kaiser Isaak Angelus ungeachtet seines mit Barbarossa eingegangenen Bündnisses den Kreuzfahrern bereitete, gelang es endlich dem Heere, im März des folgenden Jahres auf Schiffen nach Asien überzusetzen. Rüstig drang jetzt der Kaiser vorwärts, in zwei großen Schlachten besiegte er den Sultan von Iconium, den Bundesgenossen des Sultans Saladin, zwang ihn zum Frieden und öffnete sich hiedurch den Weg nach Syrien.

Trotz seiner achtundsechzig Jahre war der Rotbart überall der Erste, der Tapferste, der Unermüdlichste. Doch an seiner Seite focht nicht minder tapfer der löwenmutige jugendliche Graf Altenburg und sein Schwert wütete unter den Heiden, wie einstens, da es von seinem Vater geschwungen wurde, Tod und Verderben spendend, wo es niederfiel. Auch der Windecker kämpfte wacker und sein Name hatte im Kreuzesheere denselben guten Klang wie der des Altenburgers. Überhaupt wurden die Namen

beider immer vereint genannt, denn stets — im friedlichen Verkehr, wie in der heißen Schlacht — sah man Hans an Friedrichs Seite, so daß die Unzertrennlichen ihrer innigen Freundschaft wegen im Christenheere scherzhaft den Namen der beiden Dioskuren „Castor und Pollux" erhielten.

Aber von Seiten des Windeckers war diese Freundschaft nichts weniger als echt; sein stetes Drängen an Friedrichs Seite hatte sogar gerade den gegenteiligen Grund, und mit Freundschaftsbeweisen überschüttete er den jungen Grafen nur deshalb, daß niemand wagen sollte, einen Verdacht auf ihn selbst zu werfen, wenn ihm die Gelegenheit günstig erschiene, sich des Verhaßten durch Mord oder Verrat zu entledigen. Friedrich aber nahm mit seinem arglosen Herzen die ihm erwiesenen Freundschaftbeweise für völlig bare Münze und erwiderte dieselben in biederer Weise durch herzlichste Zuneigung und offenes Vertrauen. Er ahnte nicht, wie bald er erkennen sollte, daß er eine Schlange am Busen gehegt.

Das Jahr, während dessen Friedrich v. Altenburg sich zum Dienste im Kreuzesheere durch sein Gelübde verpflichtet hatte, war abgelaufen, aber er hätte es für schimpflich gehalten, aus der Reihe der Streiter Gottes auszuscheiden, bevor etwas Entscheidendes für die heilige Sache selbst geschehen sei. Er blieb also freiwillig, umsomehr, da man dem heranmarschierenden Heere Saladins nicht mehr ferne stand und nächster Tage eine große Schlacht zu erwarten war. Nach wiederholten kleineren Gefechten, die nur den Zweck hatten, die Stellungen des heidnischen Heeres zu erkunden, rückte endlich am 10. Juni 1190 das ganze Heer, in zwei Haufen geteilt, zum Angriff vor. Herzog Friedrich von Schwaben, des Rotbarts Sohn, befehligte den einen, den anderen der Kaiser selbst. Der Plan, nach welchem man verfahren wollte, war weise ausgedacht und klug besprochen. Der Schwabenherzog sollte durch Scheinangriffe die Front des Gegners beschäftigen, während der Rotbart den Hauptschlag in des Feindes Flanke zu führen gedachte, zu welchem Zwecke er

den Fluß Kalykadnus überschreiten mußte. Aber der sonst kleine Fluß war tiefer als man gedacht hatte und zudem durch Regengüsse angeschwollen. Doch es lag nicht in der Art des kühnen Hohenstaufen, sich durch solch kleines Hindernis von der beabsichtigten großen That abschrecken zu lassen; er ließ das Fußvolk hinter der Reiterei aufsitzen und allen voran sprengte er mit seinem Rosse in die Flut, um sie zu durchschwimmen. Ohne Säumen folgte ihm der Graf v. Altenburg, diesem — wie gewöhnlich — der Windecker und endlich der Vortrab des Heeres.

Mit hoch erhobenen Nüstern schwamm des Kaisers Roß, dem Zügel gehorchend, dem jenseitigen Ufer zu; schon war es diesem ganz nahe gekommen und suchte durch einen gewaltigen Sprung das steile Ufer zu gewinnen, aber seine Hufe glitten aus auf dem schlüpfrigen Boden, es stürzte zurück, überschlug sich und als es wieder auftauchte, war der Sattel leer — der kaiserliche Reiter verschwunden.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte da aus dem Munde der nachfolgenden Kreuzfahrer; jeder wollte helfen, jeder den teuren Fürsten und Feldherrn retten. Der Windecker war der Stelle, wo der Kaiser versunken, am nächsten; hastig riß er sein Roß herum, doch die Bewegung war zu heftig gewesen, die Strömung erfaßte das schwer beladene Tier und — Roß und Reiter versanken gleichfalls in den Wellen. Friedrich v. Altenburg sah den Freund untergehen — aber was galt in solch furchtbarem Augenblick ein Freund, da das Leben eines Barbarossa in Gefahr war, verloren zu gehen! Und wäre der Ertrinkende sein eigener Vater gewesen, er hätte nicht die Hand nach ihm ausgestreckt, um ihn zu retten: dort, wo soeben der rote Mantel des versunkenen Fürsten aufgetaucht war — dort mußte er helfen -- retten! Mächtig schnaubend zerteilte sein Hengst die wogenden Wellen, — da faßte plötzlich eine Faust den Bügelriemen des jungen Ritters, ein blasses Antlitz tauchte auf, — es war der Windecker.

„Hilf mir, Friedrich!“ stöhnte der Ertrinkende, angstvoll flehend zu ihm aufblickend.

Aber Graf Altenburg stieß die an den Sattel sich

klammernde Hand des Freundes zurück. „Hilf dir selbst, armer Freund," rief er ihm zu, „ich muß den Kaiser retten!"

Nochmal versank Hans in den Wellen, aber mechanisch griff er im Untergehen um sich und seine Hand erfaßte den langen Schweif des schwimmenden Rosses. Mit der Angst der Verzweiflung hielt er sich fest und wurde von dem mächtig rudernden Rosse nachgeschleift. Jetzt ersah Graf Altenburg wiederum des Kaisers Purpurmantel; er bohrte dem wackeren Hengste tief die Sporen in die Flanken, daß dieser stöhnend zu einer letzten Anstrengung sich aufraffte und endlich — endlich, weit sich vorbeugend, vermochte Friedrich den wallenden Mantel zu erfassen. Er zog ihn an sich — das bleiche Haupt Barbarossas tauchte empor und, den Körper des geliebten Fürsten umklammernd, lenkte er dem Ufer zu. Jetzt faßten des Rosses Hufe festen Grund, jetzt bäumte es sich hoch auf und, mit gewaltigem Schwunge sich hinaufschnellend, stand es fest, auch den Windecker an den rettenden Strand schleudernd.

Hastig schwang sich Friedrich nun vom Rosse; mit zitternden Händen löste er des Kaisers Helm und schaute in das Antlitz — einer Leiche.

Barbarossa, die Zierde der Ritterschaft, der Ruhm der Christenheit, Deutschlands Stolz und Hoffnung war dahin, sein reiches Leben entflohen — unwiederbringlich verloren!

Inzwischen hatte man einen Kahn herbeigeschafft, um die kaiserlichen Ueberreste wieder hinüberzubringen ans andere Ufer des Unglücksflusses; aber während man damit beschäftigt war, die Leiche in das Fahrzeug zu betten, sah man plötzlich in einiger Entfernung eine Staubwolke aufwirbeln, Trompeten schmetterten — eine feindliche Reiterschar sprengte heran, das kleine über den Fluß gesetzte Häuflein der Christen mit ungestümem Angriff bedrohend. Elektrisierend wirkte dieser Anblick auf die in ihre Trauer ganz versenkten Kreuzfahrer; jetzt galt es eine heilige Pflicht, es galt den Kampf um die Leiche des Kaisers. Blitzschnell war die Christenschar geordnet, und

mit eingelegten Speeren und gezückten Schwertern ging es mit glühender Kampfbegier den dreifach überlegenen Türken entgegen. Voraus Graf Altenburg mit seinen Reisigen, und brausend übertönte der Kreuzfahrerruf „Gott will es — Gott will es!“ das „Allah — Allah!“ der auf leichten Rossen heranfliegenden Muselmänner.

Auch Hans v. Windeck, der sich inzwischen vollständig von den Folgen der ausgestandenen Todesnot erholt, hatte sich beim ersten Signal in den Sattel geschwungen; aber seine glühenden Augen waren nicht auf den heransprengenden Feind gerichtet, sie hafteten mit wildem Ausdruck auf dem allen vorausjagenden Altenburger, der unbarmherzig ihn in die Wellen zurückgestoßen und dem sicheren Verderben preisgegeben hatte. „Jetzt — oder nie!“ stieß er zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor, als er an der Spitze der Seinigen, das blanke Schwert in der Zügelhand, den schweren, stahlbeschlagenen Streitkolben in der Rechten, dem kühnen Altenburger nachsprengte. Jetzt erreichten sich die beiden Streiterhaufen. Wie Blitzstrahlen zuckte Friedrichs Ahnenschwert durch die Luft, und wo es niederfiel mit seinem wuchtigen Streich, da kostete es ein Leben. In wenig Augenblicken war rings um ihn der Boden mit Toten, Sterbenden oder Verwundeten bedeckt. Aber immer neue Streiter rückten vor und hageldicht fielen die Hiebe der kurzen krummen Säbel auf den Kämpfer, daß er sich ihrer kaum zu erwehren vermochte. Seine Kraft begann zu erlahmen, schon blutete er aus vielen Wunden, da sah er sich um nach Hilfe und erschaute den heransprengenden Freund, und „zu Hilfe, Hans, zu Hilfe!“ rief er ihm zu.

Der aber in bitterem Hohne entgegnete ihm mit gräßlichem Lachen die Worte, mit welchen Friedrich ihn vor kaum einer Stunde in die Wellen zurückstieß: „Hilf dir selbst, armer Freund!“ und mit wildem Blick den schweren Streitkolben erhebend, schleuderte er sicher zielend ihn aus kurzer Entfernung nach dem Haupte Friedrichs. Wie vom Blitze getroffen, knickte die stolze Gestalt des tapferen Altenburgers zusammen und schwer und langsam glitt sie

vom Rosse herab unter die Hufe der sausend über ihn hinwegsetzenden Gewappneten des Windeckers. Furchtbar wüteten die Schwerter der kräftigen Deutschen unter den Türkenleibern, und „Gott will es — Gott will es!“ riefen sie aufs neue während dieser Blutarbeit, und „Gott will es — Gott will es!“ echoete es nach aus den Reihen der Verstärkungen, welche, die Gefahr der Brüder erkennend, hastig und mit Todesverachtung über den Fluß gesetzt waren, um Teil zu nehmen an ihrem ruhmvollen Ringen. Solch' ungestümem Angriff vermochten die Türkensklaven nicht zu widerstehen; sie wandten ihre flinken Rosse und pfeilschnell flogen sie davon, das blutgetränkte Gefechtsfeld den siegreichen Christen überlassend.

Aber schwer war der Sieg erkauft. Viele Christenleichen deckten den Kampfplatz, darunter die sämtlichen Reisigen Friedrichs v. Altenburg, die sich für den geliebten Herrn geopfert hatten. Ihr kühner Führer selbst lag mit unzähligen Wunden bedeckt, von Rosseshufen zerstampft, zwar noch athmend, doch dem Anschein nach rettungslos dem Tode verfallen, mitten unter seiner totesmutigen Heldenschar.

Keiner lebte mehr, der Kunde davon hätte geben können, daß es der Windecker, der treulose Freund gewesen, der den edlen Altenburg vom Rosse gestürzt.

Mit erheucheltem Schmerze in den Mienen stand Hans vor dem blutenden Körper seines Opfers und entnahm dessen Brust die blutgetränkte Schärpe Berthas, um sie dereinst bei Ueberbringung der Totesnachricht der Braut übergeben zu können. Finster lächelnd ritt er sodann hinweg, während einige Genossen den Sterbenden in ein in der Nähe befindliches Landhaus brachten. Des Windeckers abscheulicher Plan war gelungen, sein Zweck erreicht: Friedrich v. Altenburg, der Bräutigam Berthas, war aus dem Wege geräumt. „Hei!“ rief er aus, als er sein Zelt betrat, „ein Jährlein magst Du weinen, schöne Braut, dann sollst Du Dich in dem Arm eines neuen Liebsten trösten und — bei Christi Blut — der soll Hans v. Windeck heißen!“

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Durch den Tod des Kaisers war begreiflicherweise ein Stillstand in den Unternehmungen der Kreuzfahrer eingetreten, denn alle die tapferen Kämpfer für das heilige Grab verzweifelten an dem ferneren Gelingen ihres Werkes, seit ihr großer Führer ihnen genommen war. Zwar übernahm Herzog Friedrich von Schwaben den Oberbefehl über das Heer, aber es schien, als ob mit dem Kaiser auch das Glück von den christlichen Waffen gewichen sei, und ein eigener Unstern waltete über den Kämpfern für das Kreuz. Krankheiten rissen ein, denen viele Tausende zum Opfer fielen; und als auch Herzog Friedrich selbst, der das Heer vor Akkon geführt hatte, vor dieser Stadt der Seuche erlag, da nahm der mit so frohem Mute und so gewaltigen Mitteln unternommene Kreuzzug (wenigstens von deutscher Seite, da die Engländer und Franzosen erst später ins heilige Land nachfolgten) ein unrühmliches Ende. Die Fürsten, Ritter und Herren kehrten heim mit ihren Mannen, doch mancher, der an der Spitze von fünfzig Gewappneten auszog, ritt allein oder nur von wenigen Knappen begleitet der fernen Heimat zu.

Zu diesen wenigen, deren eiserner Körper Klima und Krankheiten Trotz geboten hatte, gehörte auch Hans v. Windeck, und obwohl er die schwarze Trauerschärpe um seine Brust geschlungen hatte, so war sein Herz doch voll Freude, denn er konnte ja in der Heimat den Tod des verhaßten Altenburgers verkünden und voll froher Hoffnungen ritt er deshalb nach langer, beschwerlicher Reise geradezu nach der Ebersteinburg, um alsbald der unglücklichen Bertha die Todesnachricht des Bräutigams zu überbringen. Totenbleich, doch äußerlich ruhig und gefaßt, hörte sie die entsetzliche Kunde; als aber Hans, wie zur Bekräftigung seiner Aussage, die wohlbekannte, mit des Geliebten Blut befleckte Schärpe hervorbrachte, da brachen unaufhaltsam ihre Thränen hervor und jammernd warf sie sich an die Brust der Mutter, die trotz des eigenen Schmerzes mit Worten sanften Trostes das geliebte Kind aufzurichten suchte. Auch der Windecker versuchte die

Tiefgebeugte zu trösten und war hiebei taktlos genug, darauf anzuspielen, daß, wenn die Zeit die Wunde ihres Herzens geheilt, sie an der Seite eines anderen sie treu liebenden Mannes all das verlorene Glück der Liebe wieder finden werde. Aber nur mit einem großen stummen Blicke der Verachtung hatte ihm Bertha geantwortet, dann war sie hinweggeschritten nach ihrem Gemache, um sich auszuweinen und Trost bei dem zu suchen, der ihn allein gewähren kann, bei dem Vater der Wittwen und Waisen.

Hans aber verließ ärgerlich über sich selbst und seine Ungeschicklichkeit verwünschend die Burg; er konnte sich nicht verhehlen, daß er seine Anspielungen sehr zur Unzeit gemacht und daß er durch dieselben gerade die gegenteilige Wirkung von dem erreicht habe, was er bezwecken wollte. Doch bald kehrte seine frohe Laune zurück. „Pah," sprach er vor sich hin, „alle Bräute, die den Geliebten verloren, denken im Augenblicke des Verlustes an das Kloster. Die Zeit, dieser große, gewaltige Arzt, wird heilen, was jetzt unheilbar scheint: vertrauen wir auf die Zeit!"

Mit diesen Worten schlug Hans den Weg nach der Altenburg ein, um den Vater Friedrichs gleichfalls in Kenntnis zu setzen, daß er keinen Sohn mehr habe. Der alte Graf empfieng die niederschmetternde Nachricht, ohne ein Zeichen von Schmerz zu äußern. Wenige Tage später aber fand man ihn tot in seinem Lehnstuhle sitzend. Das Herz war ihm gebrochen und die Gruft, wo die Ahnen vieler Jahrhunderte seines stolzen Geschlechtes ruhten, öffnete sich, um den vermeintlich letzten Altenburger aufzunehmen.

Doch noch lebte einer dieses Namens, war er gleich in einem Zustande in dem Landhause am Flusse Kalykadnus verlassen worden, der die Annahme seines sicheren Todes nur allzu sehr rechtfertigte, noch lebte der so betrauerte und beweinte Friedrich, Dank der sorgsamen Pflege, welche ihm hier von kundiger Hand und — liebendem Herzen gespendet ward.

Das Haus, in welches man den so schwer Verwundeten getragen hatte, gehörte einem reichen alten Juden

an, der bei der Wiedereroberung Jerusalems von den Sarazenen aus dieser Stadt vertrieben worden war, da diese die Angehörigen des einstigen „auserwählten Volkes“ noch mehr haßten als die Christen. Der vorsichtige Isaak aber hatte Gelegenheit gefunden, alle seine Schätze in Sicherheit zu bringen, noch bevor er — ein scheinbarer Bettler — mit seiner einzigen Tochter Esther, welche ihm sein verstorbenes Weib hinterlassen hatte, aus der Stadt entfliehen mußte. Hier aber in Cilicien, in diesem äußerlich ärmlich aussehenden nahe bei Seleucia gelegenen Landhause wohnte er jetzt und wer die schmucklosen Stuben erschaute, ahnte wohl nicht, welche Reichtümer sie bargen in den verschiedenen geheimen Schränken und Truhen, die in die Wände eingelassen waren. Dabei lebte der alte Isaak scheinbar ganz so ärmlich, wie die ärmsten seiner Stammesgenossen, welche sich durch mühsamen Handel mit elenden und wertlosen Gegenständen nährten. Durch diese kluge List hatte es der Jude dahin gebracht, daß er in seiner Einsamkeit unbemerkt zugleich gegen Raub und Gewaltthätigkeit gesichert war, welchen er bei Entfalten seiner Reichtümer sicher ausgesetzt gewesen wäre.

Nur der Teil des Hauses, welchen Esther bewohnte, war mit aller erdenkbaren Verschwendung von morgenländischem Luxus ausgestattet. Die Möbel waren aus reich geschnitztem, wohlriechendem Holz gemacht und mit schweren türkischen Decken belegt. Ebenso war der Fußboden mit weichen Teppichen bedeckt, die jeden Schritt unhörbar machten. Die Polster und Divans, welche an den Wänden umherstanden, waren aus den reichsten mit Gold durchwirkten Seidenstoffen gefertigt, desgleichen die Vorhänge, welche die Fenster verhüllten, um die glühenden Strahlen der Sonne abzuhalten. In der Mitte eines jeden Gemaches aber sprang in einem Marmorbecken eine lustig plätschernde Fontäne empor, die schwüle Luft kühlend und zugleich sie reinigend und klärend.

Mit solchem Luxus hatte der alte Isaak seine Tochter umgeben, denn er liebte Esther, die von wahrhaft wunderbarer Schönheit war, aufs Zärtlichste, und seine Blicke

hingen oft mit Bewunderung an ihrer hohen schlanken Gestalt, deren schöne weiche Formen in der reichen und üppigen orientalischen Tracht aufs Vorteilhafteste sich verrieten. Von ganz unvergleichlicher Schönheit aber war ihr Kopf. Das blendende Weiß ihrer Stirne wurde noch mehr hervorgehoben durch die großen, dunklen Augen, über welchen sich die edel geformten Brauen wölbten, und desgleichen durch die üppigen schwarzen Locken, die unter ihrem mit Perlen und Edelsteinen besetzten Turban hervorquollen. Ihre Nase war fein und schlank, doch eine wenn auch nur leichte Andeutung von Wölbung kennzeichnete sie als Angehörige des Stammes, der auch in seinen schönsten Frauen und Mädchen gewöhnlich durch die charakteristisch starke Adlernase erkennbar ist. Die übrigen Züge ihres Gesichtes, das sie jedoch orientalischer Sitte gemäß in Gegenwart von Fremden nie unverhüllt zeigte, waren von außerordentlicher Weichheit und Feinheit.

Doch auch noch in anderer Beziehung war Esther vor den meisten ihres Stammes und Geschlechtes ausgezeichnet, durch ihre Talente und Kenntnisse. Mit größter Sorgfalt hatte Isaak sie erziehen und unterrichten lassen; sie sprach mit gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit außer der hebräischen Sprache mehrere morgenländische und die sogenannte lingua franca, die Sprache, in welcher sich die Kreuzfahrer gewöhnlich mit den Eingeborenen zu verständigen suchten. Durch diese letztere aber, die aus einem Gemisch von morgen- und abendländischen Worten bestand, war sie sogar des Englischen und selbst des Deutschen mächtig. Einen ganz besonderen Zweig ihres Wissens aber bildeten ihre Kenntnisse in der Heilkunde, einer Wissenschaft, welche die Juden im Allgemeinen, Männer wie Frauen, in jenen Zeiten in hervorragender Weise pflegten und übten, so daß die Hilfe jüdischer Ärzte allgemein gesucht war und daß sich die Fürsten und Herren sogar der christlichen Heere bei Krankheiten und Verwundungen am liebsten der Sorge eines Weisen aus diesem sonst so sehr verachteten Volke anvertrauten. Auch der Arzt, den der Sage nach der edelmütige Saladin dem schwer erkrankten

König von England, Richard Löwenherz, sandte, welcher ihn auch glücklich wieder herstellte, war ein Jude.

Esther hatte ihre medizinischen Kenntnisse in Jerusalem unter Anleitung eines Bruders ihres Vaters sich erworben, der seiner vielen Geheimmittel wegen ganz besonders berühmt war. Hochbetagt war er kurz vor der Vertreibung der Juden aus der wieder eroberten Stadt gestorben; seine Geheimnisse aber lebten in seiner gelehrigen Schülerin fort.

In dieses von Isaak und seiner Tochter bewohnte Haus also war der so schwer verwundete Ritter getragen und dem alten Juden überlassen worden. Aber nachdem sich der falsche Freund Friedrichs und seine Gefährten entfernt hatten, nahte sich, von einer Dienerin begleitet, Esther der Lagerstätte des Verwundeten und mit kundiger Hand wusch und reinigte sie die schweren Verletzungen desselben, untersuchte sie mittelst seiner Werkzeuge und hatte bald die Freude, sich zu überzeugen, daß das Leben des schönen jungen Ritters durch eine Wunde am Kopfe zwar in hohem Grade gefährdet, doch daß es nicht unmöglich sei, ihn vor dem Tode zu bewahren. Sorgfältig goß sie jetzt in die klaffende, von dem Morgenstern des Windeckers herrührende Hauptwunde einen Balsam, den nur sie nach des Oheims hinterlassenen Rezepten zu bereiten verstand, und legte dann um die goldblonden Locken einen kühlenden Verband, den sie von Zeit zu Zeit wieder mit dem schon vorher angewendeten Heilbalsam befeuchtete. Zwischen die halbgeöffneten Lippen des Bewußtlosen aber goß sie einige Tropfen einer belebenden Essenz, die eine wunderbare Wirkung hatte. Der fast erloschene Lebensfunke Friedrichs begann Dank der Anwendung dieses Mittels wieder zu glimmen. Erst leise und kaum bemerkbar hob sich unter leichten Atemzügen des Jünglings Brust und mit kaum fühlbaren Schlägen wurde die Thätigkeit des Herzens erkenntlich; bald aber, nach wiederholtem Einflößen jener Tropfen, färbten sich die todesblassen Wangen mit leichtem Rot, die Pulsschläge wurden stärker und stärker und steigerten sich in ihrer Zahl immer mehr, bis endlich das

von Esther erstrebte Fieber eingetreten war, ohne welches keine Wunde zu heilen vermag. Doch auch dies hielt sie durch Anwendung neuer Mittel in mäßigen Grenzen und sobald der Kranke mit wirren Blicken umher zu schauen und durch ausgestoßene Worte zu verraten begann, daß sein Gehirn durch Wahngebilde erhitzt werde, bestrich sie die Schläfe und die Stirne desselben mit einer wohlriechenden Salbe, worauf er sich allmählig mehr und mehr beruhigte und endlich in sanften tiefen Schlaf versank.

Mit unermüdlicher Sorgfalt wachte Esther so mehrere Wochen hindurch in der doppelten Eigenschaft als Arzt und Krankenwärterin an dem Lager des Verwundeten, und nur wenn Friedrich schlief, gönnte auch sie sich Zeit zur Ruhe, ließ ihn aber dann unter der Obhut ihrer Amme, welche die gemessene Weisung hatte, die Herrin zu rufen, sobald der Kranke erwachen oder ein anderer unvorhergesehener Umstand ihr Kommen notwendig machen sollte. So wirkte sie mit ausdauernder Beharrlichkeit an dem Krankenlager des ritterlichen Gastes, und ihrer unermüdlichen Sorgfalt, ihrer aufopfernden Pflege gelang es, das junge Leben desselben zu erhalten, dem Tode eine scheinbar sicher verfallene Beute zu entreißen.

Die Besserung des Kranken nahm langsam aber stetig zu, und in dem Maße, wie diese vorschritt — namentlich seit das so lange getrübte Bewußtsein wiederzukehren begann — nahmen die Besuche Esthers an dem Lager des Genesenden ab, denn wiewohl die Ausübung ihrer medizinischen Kenntnisse ihr eine viel größere Freiheit gestattete, als nach der Sitte aller Orientalen ihrem Geschlechte eingeräumt war, so erkannte sie doch mit richtigem weiblichem Zartgefühl die Notwendigkeit dieses ihres Verhaltens. So oft sie deshalb bemerkte, daß des Ritters Blick sich klärte und staunend und wie fragend in dem prächtig ausgestatteten Gemach umherschaute, so verließ sie die Stube, um erst wiederzukehren, wenn das regelmäßig in den Abendstunden heftiger auftretende Fieber ihre Rückkehr nötig machte. Die Anwesenheit Esthers übte übrigens stets auf den Ritter, selbst wenn die wildesten Fieber-

träume ihn beherrschten, einen wohlthätigen und beruhigenden Einfluß aus. Sobald sie ihm in den Lauten seiner Heimat zusprach, sich ruhig zu verhalten, oder wenn sie ihm die kleine zarte Hand auf die glühende Stirne legte, so milderte sich der wilde Sturm seiner Phantasieen und geduldig und folgsam wie ein Kind blieb er liegen und gehorchte den Anordnungen seiner Pflegerin. Mit einem Gefühle des Bedauerns jedoch sah Friedrich, wenn sein Geist wieder klarer wurde, jeweils die in Schleiern verhüllte Gestalt, die er trotz des im Gemache herrschenden steten Halbdunkels an der Anmuth ihrer Bewegungen als eine jugendliche erkannte, von seinem Lager entweichen, und als das klare Bewußtsein völlig und andauernd zurückgekehrt war, fing er an, sich nach der Rückkehr der freundlichen Pflegerin zu sehnen, die, das fühlte er wohl, allein durch ihre unermüdliche Sorgfalt sein Leben erhalten hatte. Zugleich ward seine Neugier aufs Höchste gespannt, wer sie wohl sein möge. Aber alle Fragen, die er in diesem Betreff an die Dienerin richtete, welche die Stelle der Abwesenden vertrat, blieben unbeantwortet, entweder weil sie die lingua franca nicht verstand, oder sie nicht verstehen wollte.

Auch in die ferne Heimat und zu Bertha schweiften nun seine Gedanken, doch zu seinem eigenen Erstaunen vermochte er der letzteren nicht mehr mit dem früher empfundenen Gefühl der Liebe zu gedenken; es war ihm bei der Erinnerung an die einst so heiß Geliebte, wie wenn er einer Verstorbenen gedenke und ihr Bild ward immer und immer wieder verdrängt durch das der liebevoll an seinem Krankenlager waltenden Gestalt, obwohl er sie stets nur wie ein Traumbild hatte kommen und verschwinden sehen. Endlich aber versuchte er sich auch dessen zu entsinnen, was mit ihm vorgegangen war und was ihn in dieses Haus und unter die pflegende Hand derer gebracht hatte, die seine Gedanken so sehr beherrschte. Nach und nach vermochte er an die unheilvollen Vorgänge des 10. Juni — den Tod des Kaisers — auch in seiner Erinnerung den nachfolgenden Kampf mit den Sarazenen

zu reihen und plötzlich tauchte da der Vorfall mit dem Windecker in seinem Gedächtnisse auf und in dem Maße, wie es ihm klarer und klarer wurde, daß es Hans gewesen, der ihn mit seinem Streitkolben zu Tode verwundet hatte, steigerte sich seine nunmehr erwachende Wut bis zu einem Grade, daß er sich plötzlich mit wild drohender Geberde in seinem Bette aufrichtete und mit furchtbarer Stimme ausrief: „Ha, der Schändliche — der feige, elende Verräter! Gebt mir mein Schwert, daß ich den Buben züchtige!"

Erschreckt hörte die Dienerin Esthers, die den Wärterdienst bei dem Kranken versah, diesen Wutausbruch, und da sie die Worte der ihr unbekannten deutschen Sprache nicht verstand, so vermochte sie sich denselben nur als eine Winderkehr des heftigen Fiebers zu erklären und den erhaltenen Befehlen gemäß zog sie deshalb voll Angst an einer Klingelschnur, um die Herrin selbst zur Hilfe herbei zu rufen. Alsbald öffnete sich auch die Thüre und Esther trat in das Gemach. Mit einem raschen Blicke glaubte sie die Lage der Dinge zu erkennen, denn auch sie ließ sich durch den wilden Blick, die geröteten Wangen und die ausgerufenen Drohworte des Kranken täuschen, so daß sie annahm, ihr Patient sei von einem neuen heftigen Fieberanfall befallen worden. Ohne deshalb die Vorsicht zu gebrauchen, ihr Antlitz zu verschleiern, schritt sie an das Krankenlager und nötigte den Verwundeten mit sanfter Gewalt, sich wieder niederzulegen, indem sie ihrer Gewohnheit gemäß in deutscher Sprache zu ihm sagte:

„Verhaltet Euch ruhig, Herr Ritter, — Eure schwere Verwundung macht dies nötig!

Zum erstenmale mit völlig klaren Sinnen ersah der Ritter die wunderbare Schönheit der herrlichen über ihn sich beugenden Gestalt und wie bezaubert starrte er in das reizende Antlitz des lieblichen Geschöpfes, das so freundlich und unermüdlich ihn verpflegte. Esther aber mochte wohl gerade hiedurch erkennen, daß sie sich keinem in wirren Fieberträumen Liegenden gegenüber befinde und zum erstenmale errötete sie tief unter dem mit dem Aus-

druck des unverkennbarsten Entzückens auf ihr haftenden Blicke des Ritters. Verwirrt und beschämt versuchte sie den Schleier vor ihr Antlitz zu ziehen, aber Friedrich ergriff ihre bebende Hand und rief ihr mit Worten zu, wie Esther sie noch nie im Leben vernommen, und in Tönen, wie sie sie nie gehört: „O, entziehe mir nicht deinen Anblick, verhülle nicht dies himmlisch schöne Antlitz, das so mild und so rein wie der Strahl der Sonne mein Herz erwärmt! O Mädchen — wenn du nicht ein Engel des Himmels bist, der herniederstieg, mich in den langen Tagen und Nächten der Schmerzen und des Wahnsinns zu trösten — o, so sage mir, wer du bist, daß ich entweder zu dir beten kann, wie zu einer Heiligen, oder dich verehren und dir meine Dienste widmen kann als der herrlichsten, als der schönsten ihres Geschlechtes, der je ein Ritter sein Leben geweiht hat!"

Esther war nicht unbekannt mit der in jenen Zeiten unter den Christenrittern üblichen schwärmerischen Verehrung der Damen und der Art und Weise, wie sie dieselben in Wort und That kundgaben; sie suchte sich deshalb zu überreden, was Friedrich gesprochen, nur als Worte seiner ritterlichen Galanterie anzusehen, aber dennoch lag in dem Ausdruck seines männlich schönen Gesichtes und besonders seiner Augen, die mit unverkennbarster Bewunderung zu ihr aufblickten, soviel Wahrhaftigkeit des Gefühls, daß sich die Jungfrau kaum ihrer Verlegenheit zu erwehren wußte. Mehr um überhaupt etwas zu erwidern, als in der Absicht, dem Ritter Auskunft auf seine Fragen über ihre Person zu geben, antwortete sie deshalb abermals hoch errötend:

„Ihr irrt Euch, Herr Ritter, ich bin keine Dame, die eurer Dienste würdig wäre, denn wißt, ich bin Esther — eine Jüdin."

„O, sei wer und was du willst!" — entgegnete begeistert der Ritter, des schönen Mädchens Hand an seine Lippen pressend, „für mich bist du ein Wesen, das Anspruch auf meine höchste Dankbarkeit hat, denn du hast mich gepflegt mit treuer Sorge, hast mich, den Fremdling,

gewartet und bei mir ausgeharrt, da alle mich verließen, und deine Hand war es, die mir die brennenden Schmerzen meiner Wunden benahm, die mich am Leben erhielt — o, lasse mich sie küssen, diese schöne, diese segenspendende, diese teure Hand!"

Und wiederum preßte Friedrich seine Lippen auf die zarte weiße Hand Esthers, die über ihrer durch des Ritters stürmische Gefühlsäußerung hervorgerufenen Verwirrung vergessen hatte, ihm dieselbe zu entziehen. Als sie aber seine heißen Küsse fühlte, da machte sie, über und über erglühend, den Versuch, ihre Hand zu befreien und zu entfliehen, aber Friedrich hielt sie fest und bat mit flehender Stimme:

„O, entfliehe mir nicht wieder, du liebliches Bild! Bleibe bei dem, den du gewiß nicht gerettet, daß er vor Sehnsucht nach dir vergehen soll — o, jetzt vermag ich mir dies Sehnen nach dem Anblick deiner Züge zu erklären, die ich bisher nur wie im Traume erschaut und die dessen ungeachtet mein ganzes Herz erfüllten — o, Esther, es war die Sehnsucht der Liebe! — Esther — Mädchen — ich — liebe dich!"

Kein Mädchen der Welt würde hier widerstanden haben; auch auf die heißblütige Orientalin, die schöne Esther, übten jene Worte ihren alten Zauber, um so mehr, da sie als Arzt für ihren Kranken — wie nur natürlich — seit dem ersten Tage schon, da er sich in ihrer Pflege befand, ein inniges Gefühl des Mitleids gehegt hatte. „Vom Mitleid aber zur Liebe," sagt ein Sprichwort, „ist nur ein Schritt," und Esther hatte ein innig fühlendes Herz und leicht erregbare Sinne;. ist es deshalb zu wundern, daß die Worte: „ich liebe dich," wie ein zündender Funke in die Brust des Mädchens fielen und das bisher noch schlummernde Gefühl der Liebe zur hellen Flamme erweckten? — Wie unwillkürlich und einer fremden Macht gehorchend beugte sie sich herab zu dem schönen blonden Jüngling, dessen glühende Blicke sich in ihre tiefste Seele versenkten und mit einem Kusse hauchte sie das Geständnis ihrer Gegenliebe auf seine Lippen. Kaum aber hatte

sie also die Erregung ihres Herzens verraten, als auch das weibliche Schamgefühl wieder in ihr die Oberhand gewann; über und über erglühend riß sie sich los und stürzte aus dem Gemache. Höchlichst erstaunt über das, was sie gesehen, folgte die Dienerin, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, der geliebten Herrin und Friedrich befand sich allein — allein mit sich und seinem Herzen voll Glücksgefühl.

Laut hätte er aufjubeln mögen bei dem Gedanken, von diesem herrlichen Wesen geliebt zu sein, das wie ein Schutzengel voll treuster Hingebung über ihm gewacht hatte; überglücklich pries er sich, daß er das Herz dieser holden Jungfrau errungen, die mit einer Schönheit, wie er sie nie im Leben erschaut, Gaben des Geistes und Vorzüge des Herzens verband, wie sie kein anderes Weib unter der Sonne in sich vereinigte, keines auf dem ganzen Erdenrund, nicht einmal — Bertha. Bertha? . . . Gott im Himmel, wie fiel im jetzt plötzlich der Gedanke an die edle Verlobte in der Heimat schwer auf die Seele, die ihn so innig und treu geliebt und voll heißer Sehnsucht seine Heimkehr erwartete! Welche Pein machte ihm nun mit einem male das Bewußtsein, daß er sie verraten, der er Treue geschworen, daß er ihr sein Wort gebrochen, um — einer Jüdin willen!

Aber allzu groß war der Zauber der Reize der prächtigen Esther. Was war die einfache Lieblichkeit Berthas gegen die imposante Schönheit des Mädchens, das ihm jetzt ihr Herz geschenkt? Was vermochte ihm Bertha zu bieten im Vergleich zu den Wonnen, die seiner in Esthers Armen warteten? Mit Gewalt entschlug er sich der Gedanken an die arme Bertha; nur der neuen herrlichen Geliebten wollte er gedenken, — nur sie allein lieben und sich von ihr lieben lassen. Was kümmerte es ihn, daß sie eine Jüdin war, — daß sie diesem so sehr verachteten Volke angehörte? Wer konnte ihm über seinen Umgang mit ihr einen Vorwurf machen? Das ganze christliche Heer hielt ihn ohne Zweifel für tot; auch in die ferne Heimat war vermutlich diese Kunde schon gelangt. Wer

also konnte ihm dereinst die Rüge ins Angesicht schleudern: „Du hast durch deine Liebe zu einer Jüdin deine Pflicht als Christ verletzt und deine Ehre als Ritter befleckt?"

Mit solchen Gedanken stemmte sich Friedrich gegen alle auf ihn einstürmenden Mahnungen seines Gewissens, und als gegen Abend Esther ihrer Pflicht als Arzt genügend, in Begleitung ihrer Amme zu ihm wiederkehrte, wiederholte er ihr stürmisch die Worte seiner Liebe; und mit glückseligem Lächeln sank Esther in seine Arme, und als er sie so an seiner Brust, an seinem Herzen hielt, da verbleichte Berthas Bild immer mehr und alle weiteren Gedanken der Reue schwieg er tot in der Fülle der Glückseligkeit, die ihn mit jedem neuen Kusse der Geliebten mehr und mehr durchströmte.

Zwei Monden waren schon entschwunden, seit Friedrich sich der Liebe der schönen Esther erfreute. Die unerschöpfliche, mächtig schaffende und erneuernde Kraft der Jugend und das ihn belebende Glück der Liebe hatten gleichmäßig bewirkt, daß Friedrich bald wieder zu seiner früheren Frische und Vollkraft erstand. Aber dessen ungeachtet dachte er immer noch nicht daran, das Haus des gastfreundlichen Juden zu verlassen, der keine Ahnung davon hatte, daß seine Tochter ein heimliches, durch ihre eigene wie durch des Ritters Religion verbotenes, Liebesverhältnis mit seinem Gaste unterhielt. Die alte Rachel, Esthers Dienerin, stand zwar wiederholt auf dem Punkte, ihrer Pflicht gemäß den Vater hievon in Kenntnis zu setzen, aber die Bitten ihres Lieblings, der Anblick von Esthers Glückseligkeit, die mit der Entdeckung des Geheimnisses vernichtet worden wäre, wohl auch ihr Vertrauen auf ihre eigene Wachsamkeit vermochten die gutmütige Alte, immer wieder zu schweigen.

So blieb Friedrichs und Esthers Einvernehmen ungestört und beide genossen ihr Glück wie in einer Art Taumel, nur der Gegenwart, nicht aber der Zukunft gedenkend. Esther, die noch nie zuvor das Gefühl der Liebe

gekannt, liebte den schönen Ritter mit glühender Leidenschaftlichkeit, aber auch voll zärtlichster Hingebung, denn der Gedanke an die Möglichkeit eines Verrats von Seiten des Mannes, der sie täglich mit den heiligsten Schwüren seiner unendlichen Liebe versicherte, stand ihrem gläubig vertrauenden Herzen fern. Friedrich aber glaubte, jetzt erst die wahre Liebe kennen gelernt zu haben, eine Liebe, für die allein er lebte und in der sein ganzes Wesen aufging.

So lebten die beiden in einem beglückenden Traume; aber wie bei jedem Traume, so folgte auch bei diesem — das Erwachen.

Der alte Isaak brachte seinem Gaste eines Tages die Nachricht von dem Mißgeschicke des Kreuzheeres, den furchtbaren Verlusten desselben durch Seuchen und Kämpfe und die nach dem Tode des Herzogs Friedrich von Schwaben erfolgte völlige Auflösung des Heeres.

„Alle die deutschen Ritter," schloß Isaak seinen Bericht, „kehren heim, der Krieg ist zu Ende. — Auch Ihr, edler Herr, werdet nun, da Eure Gesundheit wieder völlig hergestellt ist, Eure Rückkehr in Euer Vaterland antreten und Ihr werdet mirs nicht übel deuten, wenn ich Euch bitte, dies bald zu thun, denn in einer wichtigen Handelsangelegenheit muß ich in den nächsten Tagen für längere Zeit verreisen und es ginge deshalb nicht an, daß Ihr noch fernerhin der Gast eines Hauses wäret, dessen einzige Bewohner ein junges Mädchen und einige Diener sein werden."

Friedrich erschrak. — Heim? — Er sollte heimkehren? Dieses eine Wort löste mit einem Male den Zauber, der ihn gefangen hielt. Das liebliche Bild seiner schönen Heimat tauchte vor den Augen seiner Seele auf und eine glühende Sehnsucht erfaßte ihn nach den so lange entbehrten Bergen, den fruchtbaren Thälern, den frisch grünenden Wäldern und Wiesen, dem rauschenden Rheine mit den blühenden Städten und Dörfern seines herrlichen Heimatlandes. Ja, er mußte heim — heim nach dem turmreichen stolzen Schlosse seiner Ahnen, heim zu seinem alten Vater, der wahr-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

scheinlich mit blutigen Thränen den vermeintlichen Tod des letzten seiner Söhne beweinte, heim zu Bertha?

Zu Bertha? — Wiederum brannte der Gedanke an die verlassene Braut ihm wie Feuer auf der Seele.

Zu Bertha sollte er heimkehren, zu der einst so innig Geliebten, die ihre ganze Lebenshoffnung auf ihn gesetzt hatte, die an ihm hing mit aller Liebe ihres jungen Herzens, mit aller der Treue, welcher nur eine deutsche Jungfrau fähig ist, und — die er gleichwohl verraten! Durfte er es wagen, er, der Treulose, der Wortbrüchige, in ihre reine Nähe zu treten? Doch, konnte er denn nicht wieder gut machen, was er verbrochen? Ja, er mußte heim zu ihr, der Unglückseligen, die er nun im Geiste erblickte, angethan mit den schwarzen Trauergewändern und dem Schleier der jungfräulichen Witwe! Bereuend wollte er zu ihren Füßen sinken, die Thränen dieser sanften Taubenaugen hinweg küssen und mit fernerhin unwandelbarer Liebe ihr den Kummer und die unendlichen Schmerzen vergelten, die sie um seinetwillen erduldet — sein ganzes Leben hindurch wollte er mit steter Treue die begangene Untreue tilgen! — Ja, er mußte heim zu ihr!

Doch Esther?! — Hatte er nicht auch sie geliebt mit dem ungezügelten Feuer seiner jugendlichen Begeisterung für ihre wunderbare Schönheit? Hatte er nicht auch ihr unzählige Eide ewiger Liebe und Treue geschworen? Und hatte sie, der er zudem sein Leben zu danken hatte, ihn nicht wieder geliebt mit all der Glut, welcher nur die Töchter der in den heißen Zonen lebenden Völker fähig sind? Hatte sie nicht, seinen Schwüren vertrauend, ihm alles geopfert, was sie zu opfern hatte? Konnte, durfte er jetzt den einen begangenen Verrat durch einen anderen sühnen? . .

O, es war ein furchtbares Dilemma, in welchem seine Seele schwankte; was er auch that oder thun wollte, — einen Verrat mußte er begehen! Doch konnte er denn noch lange wanken und wählen? Die Notwendigkeit mit ihren zwingenden Geboten mußte ja den neuen zu begehenden Verrat entschuldigen, denn fort mußte er ja — der

alte Jude hatte Recht — er konnte in seiner Abwesenheit nicht länger eine Gastfreundschaft beanspruchen, die schon allzu lange gewährt. Und selbst wenn er hätte bleiben können, — jetzt hätte er es nicht mehr gewollt, denn seit seine Gedanken wieder bei seiner Bertha geweilt hatten, fühlte er mit der Reue über die begangene Untreue seine alte Liebe zu ihr wieder ebenso mächtig erwachen, wie die Sehnsucht nach der Heimat. Auf sein Verhältnis zu Esther aber begann er — wenn auch zögernd und widerstrebend — mit Erröten zu blicken, denn jetzt erst vermochte er das Unwürdige desselben zu erkennen und die Kluft zu begreifen, die sich zwischen der ungläubigen Jüdin und dem Christen, zwischen der Tochter eines verachteten Händlers und dem Sohne und Erben des edlen und würdigen Grafen Ulrich v. Altenburg befand. Konnte er deshalb über sein Thun noch länger im Zweifel sein?

Aber wie aus des Juden Hause, wie von Esther loskommen? Zu seiner Ehre sei es gesagt, er besaß, wenn auch nicht mehr das frühere Gefühl der Leidenschaft für die schöne Jüdin — doch noch hinreichende Zuneigung für sie, daß es ihm unendlich schmerzlich fiel, Esther, die so rückhaltslos seiner Liebe und seinen Schwüren vertraut hatte, das Scheidewort zuzurufen. Und konnte er erwarten, daß sie ihn, den sie für immer durch Dankbarkeit, Liebe und Pflicht an sie gekettet wähnte, so ruhig würde ziehen lassen? Gewiß nicht! — Er hätte eines entsetzlichen Auftritts gewärtig sein müssen und — er, der tapfere Ritter, der unerschrockene Kämpfer in so manchen Gefahren und Schlachten, fühlte schon bei dem Gedanken an die voraussichtlichen Folgen seiner Trennung von der heißblütigen Orientalin sein Herz erbeben. Doch wie ließ sich die gefürchtete Katastrophe vermeiden? — List allein konnte ihn retten; sie, die Schwester des Verrats, sollte ihm helfen, einen solchen zu begehen.

Mit diesen Gedanken und in dieser Absicht trat Friedrich in Esthers Gemach. Mit einem Lächeln des Glücks flog ihm diese entgegen, um ihm den reizenden Mund zum Kusse zu bieten; aber mit Schrecken bemerkte

sie plötzlich sein verändertes Aussehen, seinen unstäten Blick und seine finster zusammengezogenen Brauen.

„Was ist dir, mein teurer Friedrich?“ frug sie, unwillkürlich erbebend, indem sie ihm mit der kleinen Hand über die Stirne fuhr, wie um sie zu glätten. — „Was bedeuten diese garstigen Falten, die nur schlecht zu deinem lieben Antlitz passen?“

Friedrich preßte das schöne, liebende Geschöpf, das voll banger Sorge mit den großen dunklen Augen zu ihm aufsah, wie in heftiger Erregung an die Brust und erwiderte mit unwillkürlich unsicherer und zitternder Stimme: „Es sind die Furchen des Grames, meine einzig geliebte Esther, — denn ich muß — fort!“

Esther erbleichte. „Herr, mein Gott!“ schrie sie auf, den Geliebten krampfhaft umklammernd, „fort willst du?! — Weshalb — was ist geschehen?“

31

„Dein Vater — —“

„Weiß er um unsere Liebe?“ — unterbrach ihn Esther entsetzt.

„Nein!“ antwortete der Ritter kurz.

„Weshalb bist du so wortkarg?“ versetzte Esther mit vorwurfsvollem Tone, indem sie zugleich zärtlich ihre Arme um des Geliebten Nacken schlang, „o, sieh meine Angst und sprich; was ist mit meinem Vater?“

Mit wenigen Worten teilte Friedrich nun dem ängstlich aufhorchenden Mädchen mit, was ihm der Jude berichtet und welche Wünsche er an seine Mitteilung geknüpft habe. — „Und deshalb,“ schloß er, sich heftig bewegt stellend, „muß ich — fort!“

„Fort — fort?!“ schrie das unglückliche Mädchen, jammernd die Hände ringend. „Und ich? — Was soll aus mir werden?!“

„Esther,“ begann Friedrich, jetzt wie mit Gewalt seine Bewegung bemeisternd, „du hast mir schon soviele Beweise deiner innigen Liebe gegeben, — jetzt liegt es in deinen Händen, mir den größten von allen zu geben: ich muß fort — doch ohne dich, meine süße Esther, kann ich nicht leben. Deshalb — wenn du dich entschließen kannst,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

um meinetwillen dein Vaterland, deinen Vater und deinen Glauben zu verlassen, so — sollst du mit mir ziehen in meine ferne Heimat, auf mein Schloß!"

Friedrich schwieg und atmete tief auf, denn es war ihm schwerer geworden, als er gedacht, die schmähliche Lüge auszusprechen, durch welche er das in seiner Liebe blind vertrauende Mädchen zu täuschen hoffte. Einige glühende Küsse sollten noch den letzten Zweifel Esthers an der Redlichkeit seiner Absichten niederschlagen, wenn sie je solche hegen sollte. Aber das liebende Mädchen hielt den Geliebten eines so schändlichen Betrugs gar nicht für fähig. Durch Thränen glückselig lächelnd schaute sie ihm ins Auge und erwiderte:

„Konntest du zweifeln, daß ich deinem Verlangen nachkommen werde, du teurer — du geliebter Mann? O, mein Friedrich," fuhr sie fort, indem sie errötend das schöne Antlitz an seiner Brust verbarg, „wo du bist, da ist mein Vaterland; und würdest du mich in eine Wüste führen, ich würde glücklich sein und sie lieb gewinnen, wenn du ihre Schrecken mit mir teiltest! — Mein Vater? — Der deinige wird ihn mir ersetzen! — Mein Glaube? — Es ist nur ein Gott, und ob ich ihn unter dem Namen verehre, den die Christen ihm geben, oder mit dem Namen ‚Jehova' — er bleibt deshalb doch derselbe Gott, dessen Gnade ewig währet! Er wird die arme Esther auch erhören, wenn sie das Gebet der Christen zu ihm emporsendet, und wird ihr gnädig und barmherzig sein, wenn sie aus Liebe zu dir dem Glauben ihrer Väter untreu wird. Deshalb, geliebter Mann, soll auch dein Glaube der meine sein, wie deine Heimat mein Vaterland!"

Beschämt von der Größe dieser Liebe, die alles für ihn zu thun bereit war, wandte der Ritter sein Antlitz ab; er war noch zu sehr Neuling in der Verstellungskunst, als daß er nicht gefürchtet hätte, sich durch die brennende Röte der Scham, die sein Gesicht überzog, zu verraten, aber er mußte vollenden, was er begonnen — „um Berthas willen," wie er sich selbst einredete.

„O, habe Dank," erwiderte er deshalb mit erheuchelter

Freude, „tausend Dank für deine Liebe und das neue große Opfer, das du mir bringen willst! Höre darum, was geschehen muß. Morgen ziehe ich hinweg, um scheinbar meine Heimreise anzutreten, doch nur um in Seleucia zu verweilen, bis dein Vater seine Reise angetreten hat — denn er darf nicht ahnen, daß du mir folgen wirst — dann kehre ich wieder, dich zu holen und — —"

„Und dann, nach dieser kurzen Zeit der Trennung," fiel ihm Esther begeistert ins Wort, „soll nichts mehr mich von dir scheiden, als der Tod!"

Statt aller Antwort schloß Friedrich Esther in die Arme und nachdem er noch einmal ihre blühenden Lippen geküßt, wandte er sich aus dem Gemache, um seine Vorbereitungen zu seiner Abreise zu treffen. —

Am anderen Morgen trat er, angethan mit der blinkenden Stahlrüstung, vor Isaak, der ihm so lange und uneigennützig Gastfreundschaft gewährt hatte. Mit warmen und beredten Worten sprach er ihm seinen Dank aus und bat ihn sodann, sich auch von seiner treuen und unermüdlichen Pflegerin verabschieden zu dürfen. Gerne willfahrte Isaak, der das Mädchen alsbald rufen ließ.

Als ob sie einem Manne Lebewohl sage, für den sie der ihm erwiesenen Pflege wegen besonders freundschaftliche Gesinnungen hege, der aber sonst ihrem Herzen völlig gleichgiltig sei, trat sie Friedrich gegenüber. Lächelnd hörte sie seine Abschiedsworte und erwiderte dieselben ruhig und mit mädchenhafter Schüchternheit, so daß selbst das argwöhnischste Auge nichts hätte entdecken können, was einen Verdacht bezüglich eines Einverständnisses der beiden hätte rege machen können. Ebenso ruhig sah sie Friedrich zu Rosse steigen und hinwegreiten; nur in ihrem Herzen rief sie ihm tausend Grüße des Lebewohls und des Wiedersehens nach.

Acht Tage später trat auch Isaak seine Reise an; Esther verabschiedete sich von ihm, den sie ja heimlich zu verlassen gedachte, mit unzähligen Thränen, so daß der Vater sich die überschwengliche Rührung seines Kindes bei

einem Abschied für etwa zwei Monate nicht zu erklären vermochte.

„Der Gott Abrahams segne dich, meine geliebte Esther," sprach er mit zitternder Stimme. „Er sei mit dir allezeit und lenke dein Herz und deine Schritte in jeglichem Thun!"

Esther erbebte. Mit blutendem Herzen riß sie sich endlich aus den Armen des geliebten alten Vaters, den sie gleichwohl ihrer noch stärkeren Liebe zu Friedrich wegen verlassen wollte. Dann — nachdem er endlich geschieden — schritt sie nach ihren Gemächern, um ihre eigenen Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, denn jeder Tag, jede Stunde konnte ja jetzt den Geliebten zurückführen, um sie zur Reise in die neue Heimat abzurufen. — Aber sie wartete acht, sie wartete vierzehn Tage vergeblich auf seine Rückkehr. Da begann ein furchtbarer Verdacht in ihrer Seele zu dämmern. Heimlich sandte sie einen vertrauten Boten nach Seleucia, um Erkundigungen nach dem Verschwundenen einzuziehen. Bald schon kehrte er wieder: der Ritter hatte schon vor zehn Tagen die Stadt verlassen, um zu Schiffe nach seinem Vaterlande heimzureisen.

Laut aufschreiend stürzte bei dieser furchtbaren Nachricht die unglückliche Esther zu Boden; der Verdacht, den sie nur mit widerstrebendem Herzen gehegt hatte, war zur zweifellosen Gewißheit geworden — sie war betrogen, schmählich getäuscht, verlassen und verraten!

Glücklich war die Reise Friedrichs verlaufen, und mit vor Freude klopfendem Herzen war er endlich in der Heimat, auf der Burg seiner Ahnen eingetroffen, wo er wie ein von den Toten Erstandener jubelnd als „Herr" begrüßt wurde, denn tief erschüttert vernahm er jetzt die Kunde von dem Hinscheiden seines geliebten Vaters, des edlen Grafen Ulrich. Noch bevor er seine heiße Sehnsucht nach Bertha befriedigte, knieete er mit unendlich schmerzlichen Gefühlen an der Ruhestätte des Mannes nieder, dem der Kummer über seinen vermeintlichen Tod das Herz ge-

brochen — aber alle seine Thränen vermochten ihn nicht wieder ins Leben zurück zu rufen, der, ohne ihm seinen Ungehorsam verziehen zu haben und ohne ein Wort des Lebewohls ihn hatte ziehen lassen in den Krieg, aus dem er wohl den heiß ersehnten Ruhm mit heimbrachte, doch — dies fühlte er wohl — einen Ruhm, den er mit der Ruhe seines Gewissens, mit dem Stachel bitterster Vorwürfe erkauft hatte.

Wer aber vermöchte den Jubel zu beschreiben, den die Ankunft des Heimgekehrten auf Burg Eberstein hervorrief? Wer das Glück der treuen Bertha, als sie nach so langer Zeit unsäglich herber Schmerzen wieder an der Brust des Geliebten lag? Wer vermöchte es, die Gefühle ihres reinen liebenden Herzens zu schildern, wer ihre Dankbarkeit gegen Gott, der ihr ihn wiedergegeben, dessen Verlust sie mit so vielen bitteren Thränen beweint hatte?

Kalte, tote Worte vermögen niemals wiederzugeben, was so heiß empfunden wird; ein einziges Lächeln Berthas, ein einziger Blick ihres sanften seelenvollen Auges sagte mehr, als alle meine Worte vermöchten.

Auch bei der Ritterschaft der gesamten Umgebung war die Freude über des jungen Grafen glückliche Heimkehr eine allgemeine und alles beeilte sich, ihm dieselbe kund zu thun. Nur der nächste Nachbar Friedrichs, Hans v. Windeck, war nichts weniger als erfreut über die Auferstehung des Totgeglaubten, denn mit Grauen sah er sich jetzt am Ziele seiner Ränke und mit banger Ahnung erkannte er, daß ihn nun die Rache und Strafe für dieselben ereilen werde. In der That trat auch Graf Altenburg alsbald mit der Anklage Hansens vor die Ritterschaft, daß ihn dieser treuloser und verräterischer Weise im Gefechte zu Tote verwundet und vom Rosse gestürzt habe, da er ohne Zweifel gehofft habe, nach Beseitigung des Mannes, dem er öffentlich die innigste Freundschaft geheuchelt habe, die Hand Berthas erlangen zu können. Vergeblich versuchte Hans die Anklage in Abrede zu stellen oder ihr Gewicht dahin abzuschwächen, daß er behauptete, der Streitkolben, mit dessen Wurfe er dem Freunde habe zu

Hilfe eilen wollen, habe unglücklicherweise sein Ziel verfehlt und diesen selbst getroffen. Umsonst — Friedrich hielt seine Klage aufrecht und forderte den falschen Freund zum Kampf und Gottesgericht.

Nach der Sitte der damaligen Zeit durfte sich Hans, selbst wenn er dies gewollt hätte, einem solchen Kampfe nicht entziehen; aber er wünschte dies nicht einmal, denn Hans war tapfer und Friedrich an Körperkraft und Waffenübung völlig ebenbürtig. Er konnte also hoffen, den von seinen schweren Wunden noch Geschwächten im Kampfe zu überwinden, und dann war seine Ritterehre frei von jedem Makel, denn Gott selbst hatte nach der allgemeinen Meinung den Streit zum Vorteile des Unschuldigen gelenkt. Willfährig erklärte sich Hans deshalb bereit, seine Unschuld durch das angebotene Gottesgericht zu erhärten.

Am dritten Tage nach der gestellten Forderung fand der Kampf vor den von der Ritterschaft gewählten Kampfrichtern und vor den Edlen des Gaues statt. Beide Kämpfer erschienen mit den von den Richtern geprüften Waffen in den Schranken und nachdem sie vor einem in denselben errichteten Altare das gute Recht ihrer Sache beschworen hatten, riefen beide nochmals öffentlich Gott an, daß er dem Unschuldigen den Sieg, dem Falschen und Meineidigen aber den Untergang verleihen möge.

Freudig und frei leistete Friedrich diesen Eid; über des Windeckers Lippen aber kam nur zögernd und fast unverständlich die ihm wohl bewußte Lästerung. Trotzigen Sinnes aber und auf seine Kraft und Geschicklichkeit vertrauend, trat er sodann mit gezücktem Schwerte seinem Gegner gegenüber, den, wie er hoffte, das Schicksal jetzt in seine Hand gegeben, um — wenn auch Bertha jetzt für immer für ihn verloren war — wenigstens Rache an ihm nehmen zu können.

Auf ein von dem Kampfrichter gegebenes Zeichen begann der Kampf. Mannhaft und mit gleicher Geschicklichkeit wurde er von beiden Seiten geführt und hageldicht fielen die Streiche, daß hell die Schilde von den auf-

gefangenen Hieben erklangen. Aber während der Graf v. Altenburg strebte, mit einem wohlgezielten wuchtigen Hiebe den Gegner niederzuschmettern und deshalb unvorsichtig auf Hans eindrang, verhielt sich dieser eine Zeitlang nur abwehrend, bis die Kraft Friedrichs zu erlahmen begänne oder bis er sich eine Blöße geben würde. Kühn gemacht durch dies Zaudern des Feindes, das er für Zaghaftigkeit hielt, erhob Friedrich endlich sein Schwert hoch über das Haupt des Windeckers, um mit einem furchtbaren Hiebe den Kampf zu beenden; aber gewandt und flink wich Hans dem Streiche aus, der, wenn er ihn getroffen, ihm sicher den Helm und das Haupt zugleich gespalten hätte, und ehe Friedrich den Schild zur Deckung erheben konnte, sauste ein gewaltiger Hieb auf seinen Helm herab, so daß er betäubt wankte und auf ein Knie sank. Eiligst wollte jetzt Hans, seinen errungenen Vorteil wahrend, den verhaßten Gegner mit einem neuen Streiche zu Boden strecken und triumphirend stürzte er deshalb vorwärts, als er plötzlich in seiner ungezügelten Hast sich mit den Sporen verwickelte, strauchelte — und der Länge nach zu Boden fiel. Blitzschnell sprang jetzt Friedrich, der sich schnell von seiner Betäubung erholt hatte, auf den Gestürzten zu und mit dem Knie ihn an die Erde drückend, hielt er ihm die Spitze seines Schwertes zwischen die Fugen seines Ringkragens und rief mit lauter Stimme: „Hans v. Windeck, Gott hat dein Leben in meine Hand gegeben; gestehe deine Schuld und — so wahr Gott dem Rechte zum Siege verholfen — ich schenke dir dein elendes Leben, damit du es der Reue und Buße weihest! Doch leugnest du, — so stoße ich zu!"

Einen einzigen entsetzten Blick warf Hans auf das blanke Schwert, das ihn zu durchbohren drohte, dann sprach er mit gebrochener Stimme: „Zieh' dein Schwert zurück, Friedrich — ja, Gott hat recht gerichtet — ich bin schuldig!"

Ein Sturm des Beifalls brach jetzt los aus den Reihen der Edlen, die des Kampfes Zeugen und Zuschauer waren. „Gott hat recht gerichtet!" riefen sie,

„töte ihn, Graf Altenburg, den ehrlosen Verräter, gib ihm sein Recht!"

Aber Friedrich erhob sich und sprach: „Er hat mein Wort und ich halte dieses auch einem Verräter! — Steh' auf, Hans, und trage deine Schande mit deinem Leben!"

Bleich und zitternd leistete der Windecker der Weisung Friedrichs Folge, und mit niedergeschlagenen Augen hörte er jetzt den Spruch des Kampfgerichts, der ihn seiner Ritterwürde und des Adels für verlustig erklärte. Mit verbissener Wut sah er hierauf, wie sein ritterliches Schwert und sein Schild zerbrochen und ihm die Stücke vor die Füße geworfen wurden. Dann stürmte er als ein Entehrter und Ehrloser aus den Schranken. —

Einen Monat nach diesem Vorfall wurde ein schönes Fest gefeiert auf der Ebersteinburg. Stolz geschmückt stand heute die herrliche Veste und zum ersten Male wieder wehte das Banner mit der Rose der Ebersteiner statt der Trauerflagge von ihren Zinnen, denn heute war ein Tag der Freude, heute, nach einer Zeit so herber und schwerer Leiden, sollte Bertha mit dem Manne ihrer treuen Liebe verbunden werden. Deshalb strahlte heute die Stammburg der Ebersteiner im Festesglanze und deshalb wehten auch von der Altenburg die Flaggen mit den vereinigten Wappen beider Häuser.

Nach der Trauungsfeierlichkeit ritt der große glänzende Zug hinüber nach der Altenburg, wo das Festmahl stattfinden sollte. Es war ein schwüler Morgen und dunkle Wolken zogen vom Westen daher, so daß die Gesellschaft ihren Ritt beschleunigte, um noch vor Ausbruch des Gewitters den Wohnsitz des neuen Paares zu erreichen. Mit Mühe gelang dies, denn gerade als die ersten grellen Blitzstrahlen zuckten und schon einige schwere Tropfen herabfielen, schwang sich die Gesellschaft vom Rosse und unter munteren Scherzen folgten alle dem voranschreitenden jungen Paare zu dem festlich bekränzten und beflaggten Saale, wo eine reich geschmückte Tafel der Ankömmlinge harrte. Eben hatte alles Platz genommen und bereits begannen die zahlreichen Diener den Pflichten ihres heutigen

Amtes zu genügen und Speisen und Getränke herbei zu bringen, da näherte sich ein Diener dem jungen Herrn des Hauses und meldete ihm, daß ein greiser Harfner dem versammelten Kreise seine Kunst anbiete und deshalb bitte, in den Festsaal eingelassen zu werden.

Gerne willfahrte Graf Friedrich des Harfners Ansuchen, denn es war in jenen Zeiten üblich, daß während des Mahles der Vornehmen Barden und Sänger die Speisen durch ihre Vorträge würzten. Bald öffnete sich deshalb die Thüre und herein trat mit seiner Harfe ein von der Zahl der Jahre gebeugter Barde mit schneeweißem Haupt- und Barthaar. Tief verbeugte er sich vor der hochedlen Gesellschaft und nahm dann in einer Ecke des Saales Platz, um des Augenblicks zu harren, da man seine Kunst verlangen werde. Der glückliche und freigebige Hausherr ließ ihm alsbald Speisen und Getränke vorsetzen, doch der zitternde Alte schüttelte dankend den Kopf und ohne etwas zu genießen, blieb er in tiefem Schweigen versunken auf seinem Platze; nur seine großen dunklen Augen blitzten mit eigentümlichem Feuer, das mit seiner gebrochenen Gestalt in seltsamem Widerspruch stand, unter den grauen buschigen Augenbrauen hervor und stets waren sie nach dem glücklichen Gatten der noch glücklicheren Bertha gerichtet. —

Jetzt ergriff der alte Graf v. Eberstein den Pokal und ihn hoch erhebend forderte er die Anwesenden auf, auf das Wohl des glücklichen Paares und sein stetes Glück zu trinken. Freudig wollten alle dieser Aufforderung nachkommen, als plötzlich aus der Ecke, wo sich der Barde niedergelassen, ein seltsames grelles Lachen erscholl. Verwundert blickten die Gäste nach dem Greise, der jetzt hoch aufgerichtet stand und mit lauter hell klingender Stimme ausrief:

„Stetes Glück — hast Du's verdient, Friedrich Graf v. Altenburg? — Darfst Du hoffen, daß der Himmel Dir stetes Glück gewähre?"

Mit diesen Worten warf der Greis plötzlich die vermummenden Gewänder ab, riß das falsche Haupt- und

Barthaar ab und den erstaunten Blicken Aller zeigte sich — ein jugendliches, wunderbar schönes Weib in orientalischer Tracht, zeigte sich — Esther.

Totenbleich war beim Klange dieser Stimme und bei den ersten an ihn gerichteten Worten der Graf aufgesprungen und gesträubten Haares und mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen starrte er, als ob ihn ein Blendwerk trüge, nach dem Greise, der sich soeben in das durch ihn so schmählich getäuschte und verratene Mädchen verwandelt hatte. Keiner Antwort fähig stand er, wie zur Bildsäule erstarrt, da und hielt seine Hände wie abwehrend nach der schrecklichen Erscheinung des schönen Mädchens hingestreckt.

Esther aber fuhr, ehe sich die Gäste von ihrer Überraschung erholt hatten, mit lauter Stimme fort:

„Gib Antwort, Ritter ohne Treu' und Ehre — mir, die dich vom sicheren Tode gerettet — mir, die dir Obdach und unermüdliche Pflege gegeben, als du hilflos und verlassen in das Haus meines Vaters gebracht wurdest — mir, der du zum Danke dafür Liebe gelogen und mit den heiligsten Eiden ewige Treue geschworen — mir, der Unglückseligen, die deinen Schwüren vertrauend, sich dir ganz zu eigen gab, und die du gleichwohl verrietest und verließest — antworte mir, falscher, treuloser Mann — kannst du hoffen, daß der Himmel dir stetes Glück gewähre?!"

Am ganzen Körper erbebend, doch vor Schreck wie gelähmt, hatte der Schuldbewußte die furchtbare Anklage des Mädchens gehört — aber kein Wort der Erwiderung vermochte er hervor zu bringen. Da erhob sich die unglückliche Bertha von der Seite des Mannes, der auch sie so schwer betrogen, und laut aufschreiend flüchtete sie sich an das Herz, das allein unfähig war, sie zu täuschen — an das treue Mutterherz.

Esther aber erhob jetzt wie beschwörend ihre Arme gegen den Himmel und rief mit lauter Stimme, die selbst das Rollen des Donners übertönte:

„Höre mich, du Schützer und Rächer der Unschuld,

du starker Gott, der du in die Herzen schaust und die Menschen alle mit gleich strenger Wage nach ihren Sünden und Missethaten richtest — höre mich, gerechter Gott, und wandle den Segen, der heute für diesen Verräter erfleht wurde, — in Fluch! — Fluch auf ihn, der mein Herz zertreten, der deinen heiligen Namen gelästert und zu falschen Schwüren mißbraucht hat! Fluch auf ihn und die Stätte, die den Meineidigen geboren — Fluch, Fluch!"

Jetzt verstummte sie und mit fliegendem Atem und emporgestreckten Armen schaute sie zum Himmel auf, als ob sie erwarte, daß er ihr Antwort gebe.

Und der Himmel hatte sie gehört und — er gab Antwort. Ein Blitzstrahl zuckte hernieder und schlug in das zerberstende Schloß, daß nach wenig Augenblicken schon die Gibel und Türme in hellen Flammen standen und eine schwarze Rauchwolke von der Stätte emporstieg, die Esthers Fluch getroffen.

„Feuer! — Feuer!" schrieen die entsetzten Gäste und Alles stürzte den Thüren zu, um sich aus den Flammen zu retten, die mit gräßlicher Schnelligkeit um sich griffen.

Nur zwei Personen blieben im Saale zurück: Graf Friedrich, der gleichzeitig mit dem niederfahrenden Blitzstrahle ohnmächtig zusammengebrochen war, und Esther, die — ohne auch nur einen Versuch zu machen, aus dem bereits von Flammen umzuckten und von Rauch erfüllten Saale zu entfliehen — ruhig und mit zum Himmel gewandten Blicken auf ihrer Stelle verharrte.

Da plötzlich stürzte krachend das Schloß zusammen und unter seinen Trümmern begrub es den letzten Altenburger und das schöne Opfer seiner Untreue. —

Jahrhunderte sind mittlerweile vorüber gegangen; alle die stolzen Schwarzwaldburgen in Badens Umgebung liegen in Trümmern: von der Altenburg aber sind nicht einmal mehr Mauerreste aufzufinden. Der Fluch Esthers ist bis zum heutigen Tage nachwirkend geblieben, denn die von ihr verfehmte Stätte ist seither kahl und öde. So gibt sie Zeugnis von dem Strafgerichte, das Gott über einen Sünder und sein Haus verhängte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Rabenstein.

Wenn man von dem badischen Städtchen Achern durch das reizende Kapplerthal längs der klaren, anmutig rauschenden Acher dahinwandert, so gelangt man über die Dörfer Kappel und Ottenhöfen nach etwa dritthalbstündigem, gegen Ende etwas beschwerlichem, aber in der würzigen Tannenluft nicht allzusehr anstrengendem Steigen endlich zu einer zu den Füßen des Wanderers liegenden Thalschlucht, aus deren Grund die stattlichen Ruinen der ehemaligen Prämonstratenser-Abtei Allerheiligen heraufgrüßen und einen wahrhaft entzückenden Anblick gewähren.

Es ist ein wunderbar schönes Fleckchen Erde, das man hier betritt, voll der großartigsten, auf engem Raume zusammengedrängten Naturschönheiten. Die üppig grünende kleine Fläche inmitten der romantischen Wildnis, die hoch und steil sich erhebenden Berge, deren Hänge mit jenen charakteristisch schwarzen Wäldern bedeckt sind, welche dem Gebirgszuge den Namen geben, die stolzen, die einstige Pracht der Abtei bezeugenden Ruinen neben den freundlichen modernen Gebäuden, das klare Wasser des Gründbachs, der von den höchsten Gründen kommend in raschem Laufe durch das anmuthige Thal dahinrauscht: dies alles gewährt ein liebliches, außerordentlich anziehendes Bild. Wenn man aber, nicht ermüdet von dem seitherigen Wandern, dem Laufe des Bächleins folgt, so gelangt man nach kurzer Frist an den Ausgang des Thals,

welches in eine mehr und mehr sich verengende wilde Felsschlucht verläuft, auf deren Sohle der schäumende Bach sich Bahn bricht durch das mit üppigem Moospolster überzogene Gestein und endlich über eine plötzlich fast senkrecht abfallende Felswand in gewaltigem Bogen hinabstürzt, wild aufspritzend aufprallt auf einen zerklüfteten Felsblock, wieder stürzt und wieder aufprallt, bis er nach sieben solchen Fällen — den sieben Bütten — das sogenannte Büttenloch erreicht und unter dem Namen Lierbach friedlich weiterfließt.

Es ist ein herrliches Schauspiel, das hier dem bewundernden Auge sich darbietet: eines der schönsten und großartigsten im ganzen Schwarzwalde. Hat man sich aber sattgesehen an dem brausenden Wellenkampfe, so richtet man wohl auch den Blick auf die gewaltigen Felsblöcke, die zu beiden Seiten der Wasserfälle hoch und steil über diese hereinragen und sich durch die riesige Größe ihrer Masse, wie durch besondere Schönheit ihrer Formation auszeichnen. Am meisten fällt dann wohl der mächtigste von allen, der wohl 150 Meter hohe, senkrecht ins Lierbachthal abfallende sogenannte Rabenstein auf. An seinem Fuße stand bis vor wenigen Jahren ein uraltes Steinkreuz mit im Laufe von Jahrhunderten völlig unlesbar gewordener Inschrift. Über den Grund, dem dieses Kreuz seine Errichtung verdankte, und über die Entstehung des Namens „Rabenstein" selbst berichtet eine im Munde des Volkes lebende Sage. Sie bildet den Gegenstand nachstehender Erzählung.

Es war im Jahr 1210, nur zwanzig Jahre nachdem die unglückliche Frau Herzogin Utta von Schauenburg, die Gemahlin Herzogs Welf von Baiern, den Grundstein zu dem prächtigen, nachmals so berühmten Kloster Allerheiligen gelegt hatte. Die herrliche, im reinsten gothischen Stile gehaltene Kirche stand vollendet da und der Bau des Klostergebäudes selbst war nunmehr so weit gediehen, daß die Zahl der Prämonstratensermönche schon auf fünfzehn

gestiegen und zudem auf ein ferneres stetes Anwachsen derselben zu hoffen war, denn das Kloster war von der großmütigen Stifterin außerordentlich reich beschenkt worden und sein Herrschaftsbezirk erstreckte sich von der Schneeschmelze auf dem Grintberg bis an den Sol- oder Brunnberg, und vom Geisbronn bis herab ins Renchthal. Das übrige Stiftungsgut aber bestand in zahlreichen Grundstücken zu Renchen, Ramsbach, Heselbach und Elesweier, der Fischerei zu Busterich und dem Kirchensatze zu Nußbach, Oppenau und Oberkirch mit den zugehörigen Opfern und Zehnten. Es war dies Grund genug, so manchem, welcher der Welt und ihrem Treiben entfliehen wollte, das Ablegen der Gelübde wesentlich zu erleichtern.

Aber ungeachtet dieses großen Reichtums des Klosters herrschte unter den Mönchen nichts weniger als die zu jener Zeit in andern Klöstern schon vielfach eingerissene üppige Wohllebigkeit, Schlemmerei und Sittenlosigkeit, denn der ehrwürdige Prior desselben, Pater Bonifazius, hielt streng auf Einhaltung der Ordensregeln und sorgte mit eiserner Konsequenz dafür, daß das Haus dem Willen der edlen Stifterin entsprechend ein wahres Gotteshaus war und blieb. Er selbst ging bezüglich seines gottseligen Lebens allen Klosterbewohnern als leuchtendes Beispiel voran, denn als echter Christ und Priester hatte er dasselbe nach der Lehre seines Herrn und Meisters geregelt und besonders sein göttliches Gebot, das ihm als erstes und schönstes galt: „Fürchte Gott und liebe deinen Nächsten" sich zur Lebensnorm gemacht. Darum teilte er sein Leben in den Dienst Gottes und den der christlichen Nächstenliebe, denn er betrachtete alle Menschen als seine Brüder, insbesondere aber die Armen und Kranken, deren Not zu mildern er ebensowohl als seine Aufgabe ansah, wie durch geistlichen Zuspruch wahre Frömmigkeit und inniges Gottvertrauen in ihnen zu erwecken. So wurde er in Wahrheit das, was sein angenommener Klosternamen Bonifazius bezeichnete: ein Freund und Wohlthäter der Menschen.

Daß bei solchem Leben der ehrwürdige Prior im Geruche der Heiligkeit und die ihm nacheifernden Mönche weit

und breit im höchsten Ansehen standen, ist deshalb nur natürlich und nicht zu wundern ist es aus diesem Grunde, daß die von Bonifazius ins Leben gerufene Klosterschule bald fünfzig und mehr Schüler zählte. Die Zöglinge waren Priesterschüler, welche sich dem Priesterstande widmen sollten, und Laienschüler, welche irgend eine andere Lebensstellung zu ergreifen beabsichtigten. Alle hatten Wohnung im Kloster, die Laienschüler in weltlicher Tracht, die Priesterschüler dagegen trugen das Ordenskleid der Novizen und hatten sich allen Vorschriften und Ordensregeln des Klosters zu fügen.

Unter der Zahl dieser Priesterschüler befand sich im Jahre 1210 auch der kaum dem Knabenalter entwachsene, erst 16 Jahre zählende Johannes Magistri, der einzige Sohn des reichen Müllers Gabriel Magistri im Maisachthale bei Oppenau. Erst seit einigen Wochen trug der Jüngling das Kleid der Novizen, aber mit der klösterlichen Tracht war nicht auch der klösterliche Sinn in seine Brust eingezogen, denn es war nicht des lebhaften Knaben eigene Wahl gewesen, die ihn in die Klosterschule nach Allerheiligen geführt und zur Priesterlaufbahn bestimmt hatte. Kurze Zeit vor seinem Eintritt in die Schule war er schwer krank darnieder gelegen und die trostlosen Eltern hatten schon alle Hoffnung auf Wiederherstellung des einzigen geliebten Kindes, dessen Tod unvermeidlich schien, aufgegeben. Da that die verzweifelnde Mutter, als sie in nächtlich einsamer Stunde am Bette des Kranken wachte, das Gelübde, ihn, wenn er von der Krankheit erstehe, als Priester ganz dem Dienste des Herrn und seiner Kirche zu weihen. Und was unmöglich schien, geschah. Von Stunde an besserte sich das Befinden des Kranken und vierzehn Tage später konnte er völlig wiederhergestellt das Bett verlassen. Da vertraute die Müllerin dem Pfarrer zu Oppenau, was sie in jener Nacht gelobt, und dieser erklärte, daß das Gelübde erfüllt und der Knabe in die Klosterschule nach Allerheiligen gebracht werden müsse. Er selbst übernahm es demzufolge, des Müllers Zustimmung hiefür zu erlangen, und obwohl dieser anfänglich in hef-

tigen Zorn über sein Weib gerieth, so konnte er den Anschauungen der damaligen Zeit gemäß der Erfüllung des einmal gemachten Gelübdes sich auf die Dauer doch nicht widersetzen und mit schwerem Herzen ließ er es demnach geschehen, daß sein Sohn und Erbe von dem Pfarrer nach Allerheiligen verbracht wurde.

Aber der arme Knabe, der im elterlichen Hause jeglicher Freiheit und Ungebundenheit genossen hatte, empfand schwer den ihm durch das Klosterleben auferlegten, seinem Sinne durchaus widerstrebenden Zwang. Er fühlte sich in den neuen ungewohnten Verhältnissen tief unglücklich. Von jeher hatte er gehofft, der Nachfolger seines Vaters in dessen Gewerbe und Grundbesitz zu werden, und die Aussicht, dereinst Angehöriger des zu jener Zeit hochangesehenen Priesterstandes zu werden, konnte ihn bei seinem gänzlichen Mangel an Neigung für denselben über die Zerstörung seiner Hoffnungen nicht trösten. Nur lässig betrieb er die nothwendigen Studien für den ihm aufgezwungenen künftigen Beruf und mit Widerstreben nur fügte er sich den strengen Vorschriften und Regeln des Kloster- und Mönchslebens. Schweres Heimweh nach Vater, Mutter und Gespielen befiel ihn und heiße Thränen weinte er in schlaflosen Nächten auf sein hartes Lager, zumal wenn er das lustige Klappern der Klostermühle vernahm, welches ihn an die ihm so liebe Heimat gemahnte. Und doch, trotz der schmerzlichen Erinnerungen, welche das ihm so wohlbekannte Geräusch der Räder und Mahlgänge in ihm erweckte, stahl er sich so oft, als ihm die regelmäßig eingeteilte Zeit dies möglich machte, in die Nähe dieser Mühle, lagerte sich im naheliegenden Buschwerk auf dem mit Moos überzogenen Gestein und lauschte dem sanften Rauschen des Wassers und dem Brausen der Räder und träumte sich dabei in die teure Heimat, der er auf immer entrissen war.

Aber bald wurde dies heimliche Versteck in der Nähe der Mühle auch noch eines andern Grundes wegen sein Lieblingsaufenthalt. In der Frühe eines herrlichen Maimorgens nämlich, als er sich kaum auf seinem gewohnten

Plätzchen niedergelassen hatte, sah er plötzlich die Hinterthüre der Mühle sich öffnen und ein liebliches Mädchen von höchstens 15 Jahren nach dem Rande des Bächleins eilen, um in dessen klaren, erfrischenden Wellen sich Angesicht und die bis zur Schulter entblösten Arme zu baden. Dann, sich völlig unbeobachtet glaubend, entwirrte sie die beiden langherabhängenden Zöpfe ihres glänzendschwarzen Haares, das sie sorgsam kämmte, in neue breite Flechten theilte und sodann zierlich um den Kopf schlang. Die klare Wasserfläche diente ihr dabei als Spiegel und während ihrer Beschäftigung sang sie ein munteres Liedchen vor sich hin, das etwa folgendermaßen lautete:

Der Kukuk von dem Walde rief
Kukuk!
Ein Mägdlein schnell zum Baume lief
Kukuk!
Du lieber Vogel sag' mir doch,
Wie lang ich Mägdlein bleibe noch!
Kukuk, Kukuk, Kukuk!

Da reckt der Vogel seinen Hals
Kukuk!
Und laut rief er und abermals
Kukuk!
Er rief und rief in einem fort
Wohl zwanzigmal das gleiche Wort
Kukuk, Kukuk, Kukuk!

Da nahm das Mägdlein einen Stein
Kukuk!
Und warf in das Gezweig hinein
Kukuk!
Schweig mir, du dummer Vogel, still:
So lange ich nicht warten will!
Kukuk, Kukuk, Kukuk!

Das Mädchen hatte das Liedchen halblaut vor sich hingesungen, den Kukuksruf der letzten Strophe aber sang sie lautschallend in den Wald hinein, denn eben hatte dort ein wirklicher Kukuk sich vernehmen lassen. Neckend ahmte

die muntere Sängerin daher den Ruf des Vogels in so täuschender Weise nach, daß dieser alsbald den Wettgesang aufnahm. Ein fröhliches Lächeln glitt da über ihre Züge und ein mutwilliger Gedanke schien ihr zu kommen. Schnell erhob sie sich, stieg mit den bloßen Füßen in das Bette des Bächleins und watete nun, ihr kurzes Röckchen etwas aufnehmend, durch das krystallhelle Wasser an das jenseitige Ufer, um hier im Gebüsche besser verborgen, als an ihrem seitherigen Platze, den scheuen Vogel anzulocken. Und wirklich gelang ihr auch vollkommen, was sie beabsichtigte. Näher und näher flog der Kukuk, um kampfeslustig den vermeintlichen Rivalen anzugreifen, und schrittweise weiter und weiter zog sich das Mädchen in das Gebüsch zurück, dabei die eigentümlichen Gutturaltöne nachahmend, welche dieser Vogel ausstößt, wenn er den Kampf mit seinem Gegner aufzunehmen sich anschickt. Vollständig getäuscht durch diese an ihn gerichtete Ausforderung flog der Kukuk jetzt in das Gezweige des Baumes dicht über dem Haupte des Mädchens, worauf dieses ihn erblickend in lautes herzliches Lachen ausbrach und, die beiden Zeigfinger nach ihm wetzend, ihm ein spottendes „Etsch, — Etsch!" zurief. Im gleichen Augenblicke aber erblickte sie den nur zwei Schritte neben ihr in seinem Verstecke an der Bergwand liegenden Johannes, der mit großen brennenden Augen nach ihr hinblickte. Erschrocken und verlegen errötete da das Mädchen und schlug unwillkürlich die dunkeln Feueraugen nieder, freilich nur um sie fast unmittelbar darauf wieder zu erheben und dem Lauscher fast zornig zuzurufen: „He, Herr Schüler, was hast denn du hier zu thun? Weißt du, daß es gar nicht schön ist und schlecht zu deinem geistlichen Gewande paßt, ein junges Mädchen zu belauschen!"

Aber Johannes ward nicht verlegen wegen dieses wider ihn erhobenen Vorwurfs. Er lachte vielmehr laut auf und sprach: „Ei, du neckisches Ding, sage mir erst, was du mehr bist: Kukuk oder Mädchen? Bist du das erstere, so sehe ich nicht ein, welches Unrecht ich begangen hätte, dich zu belauschen, — bist du aber das letztere, so

trifft mich dein Vorwurf ebenso unverschuldet, denn ich war Lauscher ohne jegliche Absicht!"

Da lachte auch das Mädchen hellauf. „Ei," rief sie lustig, „bist du ein Schüler und weißt nicht einmal, woran man einen Vogel erkennt? Wohlan so lerne es von mir: den Vogel erkennt man an seinen Federn und — da ich keine Federn am Leibe habe, so muß ich wohl ein Mädchen sein!"

„Meiner Treu," sprach da Johannes, „ich halte dich auch dafür und noch dazu für ein recht lustiges, gutes und — schönes! Es wäre mir darum leid, wenn du böse auf mich wärest, denn ich möchte gerne dein Freund sein!"

„Mein Freund?" entgegnete sie achselzuckend, „was sollte mir deine Freundschaft? — Ich brauche sie nicht!"

„Aber ich," entgegnete Johannes, „brauche die deinige, denn" fügte er mit einem Seufzer bei, während sich seine Augen mit Thränen füllten — „ich würde mich dann weniger einsam und verlassen, weniger unglücklich hier fühlen!"

Da traf ihn ein mitleidiger Blick aus des Mädchens schönem Auge. „Du bist unglücklich?" frug sie, — „weshalb denn?"

„Weshalb? — Weil ich — — aber bitte, sage mir erst, wie du heißest!"

„Ich heiße Meta — und du?"

„Johannes!"

„Wohl denn, Johannes," sagte jetzt das Mädchen freundlich, „so teile mir mit, was dich unglücklich macht, — vielleicht kann ich dich trösten!"

Da lud Johannes Meta ein, auf dem Steine neben ihm Platz zu nehmen, und als diese unbefangen seiner Aufforderung nachgekommen war, begann er zu erzählen, was wir bereits wissen: von seiner Heimat, seiner Krankheit, dem Gelübde seiner Mutter, dessen Opfer er geworden, und endlich von seinem Kummer, daß er wider seinen Wunsch und Willen Geistlicher und Mönch werden solle, während sein ganzes Herz daran gehangen habe, Müller zu werden, wie sein Vater. „Und nun dir bekannt ist,"

so schloß der arme Jüngling seine Erzählung, „warum ich mich einsam und verlassen, warum so tief unglücklich hier im Kloster und unter den Mönchen fühle, brauchst du nur noch zu wissen, weshalb ich an dieser Stelle im Versteck lag: ich kam hierher, um das Rauschen des Bächleins und das Brausen der Mühlräder zu hören und mich dabei in Gedanken heim zu versetzen, heim — ach heim!"

Und von seinem Kummer überwältigt, schlug Johannes beide Hände vor sein Antlitz und weinte bitterlich. Meta's Augen aber füllten sich unwillkürlich gleichfalls mit Thränen. Sie legte sanft ihre Hand auf die Schulter des unglücklichen Klosterschülers und sprach im Tone herbster Wehmut: „Armer, — armer Johannes!"

„Meta, — Meta!" rief es in diesem Augenblick von der Mühle her und wie wenn sie über einem begangenen Unrecht ertappt worden wäre, so schrak das Mädchen zusammen. Schnell zog sie ihre Hand zurück von des Jünglings Schulter, sprang auf von seiner Seite und antwortete hastig: „Ich komme schon, Vater, — sogleich! — Lebe wohl," wandte sie sich sodann an Johannes, „ich muß fort!"

Johannes erhob sein gesenktes Haupt und blickte bittend in ihr Antlitz. „Werde ich dich wiedersehen, Meta?" frug er leise.

Meta nickte leicht mit dem Kopfe.

„Und willst du mir deine Freundschaft schenken, Meta?" frug er dringender.

Da sprach sie mit herzlichem Tone: „Ja, Johannes!", reichte ihm wie zur Bekräftigung und zugleich zum Abschied die Hand und eilte hinweg. Flüchtigen Fußes durchschritt sie wiederum das Bächlein und stand nach wenigen Schritten an der Hinterthüre der Mühle. Hier aber wandte sie sich nochmals um, winkte ihm, die Fingerspitzen küssend, lächelnd einen Abschiedsgruß zu und verschwand hinter der Thüre.

Johannes aber schaute wie bezaubert noch lange hinüber nach der Pforte, welche ihm das liebliche Geschöpf entrückt hatte. Wie ein Träumender begab er sich endlich

ins Kloster zurück, denn die Zeit der Frühmesse, welcher er wie alle Klosterbewohner anzuwohnen hatte, war gekommen. Aber seine Gedanken waren heute nicht bei der heiligen Handlung und noch weniger war dies in den nun folgenden Lehrstunden der Fall. Wo er ging und stand, sah er das reizende, von den langen schwarzen Haaren umrahmte Antlitz Metas vor sich und überall hörte er ihr fröhliches Lachen und das „Kukuk, Kukuk", mit welchem sie den Vogel geäfft hatte. Als er aber nach vollbrachtem Tagewerk sich zu Bette legte und das Rauschen des Bächleins und das Klappern der Mühle vernahm, da erweckte es zum erstenmale keine schmerzlichen Heimwehgefühle in ihm. Lächelnd lauschte er dem gleichmäßigem Geräusche; ihm klang es wie ein von der Mühle ihm zugerufener Gruß seiner neuen Freundin. Ein unendliches, bisher nicht gekanntes Glücksgefühl erwachte da in seinem Herzen, er legte — wie Meta gethan hatte, bevor sie hinter der Pforte verschwunden war — die Fingerspitzen an den Mund und sandte Gruß und Kuß hinüber zu ihr nach der Mühle und leise flüsterte er dabei: „Gute Nacht, liebe — liebe Meta!"

Etwa zwei Monde waren vergangen seit sich Johannes und Meta zum erstenmale sahen, und fast täglich waren sie inzwischen an dem traulichen Plätzchen hinter der Mühle zusammengekommen, — ganz insgeheim, denn Johannes fürchtete wohl nicht mit Unrecht, daß seine geistlichen Vorgesetzten den Verkehr mit dem jungen Mädchen als unpassend für einen künftigen Priester erklären und ihm strengstens verbieten würden. Aus diesem Grunde verließ er gewöhnlich Morgens in erster Frühe, wenn die Sonne noch hinter der Hornisgrinde*) stand, seine Zelle und schritt, sein Psalterium in der Hand, als ob er seine Frühandacht

*) Der zunächst bei Allerheiligen gelegene höchste Berg jener Schwarzwaldgruppe.

im Walde abzuhalten gedenke, aus der Klosterpforte, die sich für diesen Zweck willig öffnete. Einmal außerhalb der Klostermauern begab er sich nach der Rückseite der Mühle in das bergende Buschwerk, wo kurze Zeit nachher auch Meta eintraf und sich an seiner Seite auf dem Felsblocke, der ihnen bei ihrer ersten Zusammenkunft schon als Sitz gedient, niederließ. Hand in Hand saßen sie hier beisammen und erzählten sich die Vorkommnisse des verflossenen Tages, was sie gethan und getrieben, ja sogar, was sie gedacht hatten. Manchmal aber, wenn sie sich ganz sicher wußten, stiegen sie miteinander den Berg höher empor und setzten sich dann auf eine der zahlreichen Felskuppen, die ihnen eine weitere Umsicht gestattete, so daß Johannes hinüberspähen konnte nach den wohlbekannten Berggipfeln seiner Heimat. Da schlug denn jeweils höher sein armes Herz und einmal deutete er mit entzückten Blicken hin und sprach: „Siehst du, Meta, dort jene beiden bewaldeten Bergspitzen? Das ist der Holdernkopf und der Böstenberg: dort rauscht die wilde Maisach hervor und an ihr liegt meines Vaters Mühle, — o hätte ich doch Flügel, um hinüberzufliegen!“

Lächelnd ergriff da Meta seine Hand und sprach: „Gingest du wirklich so gerne fort von Allerheiligen und — von mir?“

Betroffen schaute bei diesen Worten Johannes in Metas Antlitz. „Von dir?“ sprach er zögernd, — „scheiden von dir, — nein, das vermöchte ich nicht! Seltsam,“ fuhr er sodann fort, nachdem er sinnend eine kleine Weile vor sich niedergeblickt hatte, „es zieht mich hinüber wie mit tausend unsichtbaren Fäden und doch, — wäre ich dort ohne dich: ich glaube, ich würde sofort wieder umkehren, sonst sehnte ich mich zu Tode nach dir!“

Da schmiegte Meta sanft ihre Wange an Johannes Brust, blickte ihm wehmütig ins Auge und sprach: „Und ich nach dir, Johannes!“

Und Johannes schlang seinen Arm um ihre Schultern, zog sie sanft an sich und küßte sie auf den frischen roten Mund, indem er leise zu ihr sprach: „Liebe Meta!“

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Und sie duldete seinen Kuß und erwiderte flüsternd: „Lieber, — lieber Johannes!“

Seit jenem Tage war die Erkenntnis über sie gekommen, daß sie mehr als nur freundschaftliche Gefühle für einander hegten: sie wußten, daß sie sich liebten und nicht mehr von einander lassen konnten.

Seit jenem Tage aber auch war die süße Harmlosigkeit und Unbefangenheit ihrer Zusammenkünfte und Spaziergänge von ihnen genommen. Johannes saß meist schweigsam an des Mädchens Seite und starrte, wie über einem schweren Gedanken brütend, vor sich nieder, und Meta wagte nicht, ihn nach dem Grunde seines trüben Sinnens zu befragen. Eines Morgens aber, als sie wiederum die Höhe erklommen hatten und schweigend neben einander auf dem Felsblocke saßen, der heutzutage im Volksmunde den Namen „Teufelsstein“ führt, da faßte Johannes plötzlich wie nach langem Ringen zum Entschlusse gekommen Metas Hand und sprach wild: „Nein, ich ertrage es nicht länger, solcherweise fortzuleben, — ich breche diese Ketten, die mich in dies mir verhaßte Joch zwingen und mich als willenloses Geschöpf zu einem Dasein voll freudloser Entsagung verurteilen, — ich reiße sie nieder diese Schranken, die mich von Allem scheiden, was mir hienieden lieb und teuer ist, die mich trennen von der Heimat, den Eltern und — von dir, Meta, von dir, der ich auf ewig entsagen müßte, wenn ich in blindem und feigem Gehorsam gegen andere mich und das Recht der Selbstbestimmung meiner Zukunft aufgäbe und Priester würde. Doch nie soll dies geschehen, Meta, — ich schwöre es bei Gott, der über uns ist und mich hört: ich will nicht wider meinen Willen Priester und Mönch werden, ich will frei und glücklich leben nach eigener Wahl, will Müller werden und du, Meta, du — sollst meine Müllerin werden! Meta, sprich, — willst du mein eigen sein?!“

Erstaunt und fast erschreckt hatte Meta die ersten Worte seiner wild ausbrechenden Leidenschaft vernommen; als aber Johannes so mit einemmale die von ihr gänz-

lich unerwartete Frage an sie that, da sprang sie verwirrt auf und vermochte mit holder Röte übergossen kein Wort zu erwidern. Als jedoch der stürmische Jüngling ihre beiden Hände faßte und dringender seine Frage wiederholte: „Meta, willst du meine Müllerin, mein geliebtes teures Weib sein?“ da loderte auch ihr eigenes Gefühl in mächtiger Flamme auf. Sie warf sich an seine Brust und sprach selig: „Ja, Johannes, — ich will dein sein, immer und ewig!“

Und Johannes jubelte laut auf, küßte sie wieder und wieder auf Mund und Wangen, nannte sie sein Liebstes auf der ganzen weiten Gotteswelt, sein Glück, sein munteres Waldvögelein, seinen kleinen schwarzen Kukuk. Da machte auch Meta ihrem vollen Herzen Luft in einem langgezogenen Jubelruf und „Kukuk, Kukuk!“ rief sie lautschallend, daß es von den Felsen widerhallte und das Echo in ihren Freudenruf einstimmte. Und Johannes lachte glückselig, küßte sie abermals und wetzte — wie Meta damals nach dem getäuschten Vogel gethan hatte — die Zeigefinger hinüber nach dem antwortenden Felsen und machte „Etsch, — Etsch!“ dazu.

Jetzt aber zog Meta an einem Bande, das sie um den Hals geschlungen trug, ein goldenes Ringlein von altertümlicher Arbeit hervor und sprach zu Johannes: „Liebster, sieh' hier diesen Ring meiner Urahne, einer — wie man sagt — in geheimer Wissenschaft wohlerfahrenen Zigeunerin. Daher“ — schaltete sie lächelnd auf ihre dunkelglänzenden Haare zeigend ein — „hat dein Kukuk auch das schwarze Gefieder. Seit mehr denn hundert fünfzig Jahren vererbte sich der Ring in meiner Familie fort, denn er ist ein Glücksring und besitzt die Kraft, seinen Besitzer vor Unfall oder Unglück zu bewahren. Doch muß man sich hüten, das Ringlein zu verlieren, denn mit ihm verlöre man auch sein Glück und alles Unglück würde über Jenen kommen, der ihn so schlecht bewahrt. So nimm du ihn denn, den ich von meiner sterbenden Mutter erhielt,“ fuhr sie hierauf fort, „nimm du ihn, mein geliebter Johannes, du brauchst ihn jetzt notwendiger als

ich: er wird dir Sieg bringen bei dem ernsten Kampfe, in den du jetzt gehen sollst, den Kampf um unser beiderseitiges Lebensglück!"

Mit diesen Worten machte Meta das Ringlein los von dem Bande; bei dem Versuche aber, ihn an den Finger des Geliebten zu stecken, entschlüpfte er plötzlich ihrer Hand, fiel auf das Felsgestein und rollte hüpfend über die Kante desselben hinab in die Tiefe.

Laut auf schrie da Meta und die Hände ringend sank sie bleich wie der Tod in die Kniee. „Wehe," rief sie jammernd, „wehe, unser junges Glück ist schon dahin: es ist von uns geflohen mit dem Ringe, den ich im Ungeschick verlor, — wehe, wehe!"

Johannes aber beugte sich über den Felsrand und spähte eifrig hinab, um vielleicht das entfallene Kleinod zu entdecken. Aber so sehr er auch seine Augen anstrengte, nirgends konnte er dasselbe erschauen. Da plötzlich kam die Sonne hinter der Bergwand hervor und ihre ersten Strahlen fielen an den Fuß des Felskegels und dort sah jetzt Johannes etwas glänzendes. „Ich sehe ihn," rief er da jubelnd aus, „dort, gerade zu unseren Füßen im Steingerölle liegt der Ring: nun, Liebste, sei ohne Sorge," wandte er sich sodann zu der stille und trostlos weinenden Meta, „beruhige dich, ich hole dir unser entflohenes Glück wieder herbei!"

Rasch warf er mit diesen Worten das lange Ordenskleid ab, das ihm beim Hinabsteigen auf dem steilen ungebahnten Wege hätte hinderlich sein müssen, und begann nun langsam an dem zackigen Felsgestein hinabzuklimmen, indem er mit wunderbarer Geschicklichkeit bald hier bald dort einen Halt für Hände und Füße fand, bald auch mit kühner Gewandtheit von Felsblock zu Felsblock sprang, um dann sein gefährliches Klettern zu erneuern. Dabei hielt er stets den unten liegenden glänzenden Gegenstand im Auge, dem er stetig näher und näher kam und bald zu seiner unaussprechlichen Freude deutlich als den entfallenen Ring erkennen konnte. Endlich nach unsäglicher Anstrengung stand er nur noch wenige Fuß von ihm ge-

trennt auf einer Felsplatte und rüstete sich eben zum letzten Sprunge abwärts, da — plötzlich rauschte ein Rabe hernieder, pickte das glänzende Ringlein auf und trug es fort durch die Lüfte.

Ein neuer Schreckensschrei ertönte da aus dem Munde Meta's, die dem Geliebten nachblickend das neue unglückselige Ereignis mitangesehen hatte, und entsetzt stand Johannes, ratlos dem Vogel nachschauend, der seinen Raub nach dem gerade gegenüberliegenden höchsten und steilsten der umliegenden Felsen trug, auf dessen Kuppe er in den Zweigen einer dem dürftigen Boden entwachsenen Tanne seinen Horst hatte.

„Wehe, wehe," rief Meta in neues Jammern ausbrechend, „unser Glück ist dahin, — ewig, unwiderbringlich!"

Da kam Johannes ein neuer furchtbar kühner Gedanke: nachklimmen wollte er dem Vogel auf den entsetzlich steilen Fels, den frechen Räuber verscheuchen und dessen Horst den gestohlenen glückverheißenden Ring wieder entnehmen. „Trockne deine Thränen, Meta," rief er der Geliebten mit mutblitzenden Augen zu, „nicht unwiderbringlich ist der Ring und unser Glück dahin: kein Fels ist mir zu hoch oder zu steil, wenn ich beides von dort zurückbringen kann!"

Und schnell entschlossen sprang er von der Felsplatte herab, eilte hinüber nach dem Fuße des zu grauenhafter Höhe sich auftürmenden Felsens und fing alsbald an, rüstig an demselben emporzuklettern.

Entsetzt schaute Meta sein Beginnen. „Laß ab, laß ab," rief sie warnend dem Geliebten zu, „solch kühnes Wagnis wird dir nimmermehr gelingen, denn da der Ring verloren ist, wird alles Unglück über dich und mich kommen!"

Aber Johannes hörte nicht. Ohne Rast, mit ungeschwächter Kraft kletterte der kühne Jüngling empor, weiter und weiter, ohne Beben vor der mit jedem Augenblicke wachsenden Gefahr, höher und höher. Schweißtriefend, mit von Dorn und Gestein blutig gerissenen

Händen langte er endlich auf der höchsten Höhe an und sank ermattet auf die mit Moos überzogene Fläche.

Doch nur wenige Minuten gönnte er sich Rast hier; noch galt es ja den Baum zu ersteigen, ein im Vergleich mit seinen seitherigen Anstrengungen leichtes und wenig gefährliches Unternehmen. Ohne Säumen machte er sich ans letzte Werk und war nach wenigen Sekunden in den höchsten Zweigen der Tanne. Kreischend entflog der Rabe bei seinem Herannahen und Johannes schwang sich in den Wipfel, in dessen schwanken Zweigen das Nest des räuberischen Vogels sich befand. Unverzagt blickte er hinein und „ich habe ihn," rief er jubelnd zu Meta hinüber, die regungslos, mit vor Angst pochendem Herzen jede Bewegung des Geliebten verfolgte, „ich habe den Ring und unser Glück!"

Mit diesen Worten streckte er die Hand aus, um das glänzende Kleinod zu ergreifen, — da stieß Meta einen Mark und Bein erschütternden Schrei aus: sie sah den Baum in seiner Wurzel sich vornüber neigen und hinausgeschleudert in die Luft den Körper des Geliebten in die Tiefe stürzen.

Es ward Nacht vor Metas Blicken, ohnmächtig sank sie zur Erde in wohlthätige Bewußtlosigkeit.

Der zerschmetterte Körper des unglücklichen Klosterschülers wurde am Fuße der Felswand, von der er den furchtbaren Sturz gethan, aufgefunden. Ein Steinkreuz, das — wie Eingangs unserer Erzählung erwähnt — die trostlosen Eltern setzen ließen und das bis auf unsere Tage erhalten blieb, bezeichnete die Stelle, wo die Leiche lag. Auf dem Klosterfriedhofe, dicht bei der Kirche fand Johannes seine letzte Ruhestätte.

Meta wurde nach langem Suchen auf der Spitze des „Teufelssteins" in bewußtlosem Zustande gefunden und durch die Bemühungen der Mönche, die in jener Zeit die Heilkunst pflegten und ausübten, ins Leben zurückgerufen. Zu klarem Bewußtsein aber gelangte sie nie mehr: ihr

Geist war und blieb unter dem Eindruck der furchtbaren Katastrophe, die sie mitangesehen hatte, unnachtet bis an ihr Lebensende. Aus ihren wirren Reden jedoch vermochte man sich sowohl ihre Beziehungen zu Johannes, als auch die veranlassenden Ursachen zu dessen jähem Tode zu enträtseln. Im Uebrigen schien sie nicht zu leiden. Meist saß sie schweigend auf dem Plätzchen hinter der Mühle, wo sie ihre ersten Zusammenkünfte mit Johannes gehabt hatte. Wenn es aber Mai wurde und der Kukuk im Walde rief, da belebte ein heiteres Lächeln ihre starren Züge und mit lauter Stimme ahmte sie den Vogel nach und sprach dann vergnügt: „Hörst du, Johannes, — hörst du deinen kleinen, schwarzen Kukuk?"

So lebte das unglückliche Geschöpf noch etwa zwei Jahre dahin, dann aber machte ein sanfter, schmerzloser Tod ihrem jammerwürdigen Dasein ein Ende. Man gönnte ihr ein Plätzchen an der Seite ihres Johannes zum ewigen Schlafe. —

Fast sieben Jahrhunderte sind seither vergangen. Das einst so prächtige Kloster ist verschwunden: ein Blitzstrahl hat es im Jahre 1803 eingeäschert und gänzlich zerstört. Nur wenige Ueberreste der Klosterkirche sind noch vorhanden. Auch von dem ehemaligen Klosterfriedhofe ist keine Spur mehr zu sehen und achtlos schreitet der Fuß der die Ruinen Besuchenden über die Stätte hin, wo Johannes und Meta zur ewigen Ruhe gebettet wurden. Alles ist vergangen, Alles ist anders geworden.

Nur der gewaltige Fels, von welchem der Klosterschüler stürzte, ist unverändert derselbe geblieben. Mit Beziehung auf die eben erzählte Sage hat ihm das Volk den Namen „Rabenstein" oder „Rabennest" gegeben.

Keller's Bild.

Die weltbekannte Schönheit von Baden-Baden, der Königin der Bäderstädte, wie es mit Recht genannt wird, besteht hauptsächlich in seiner unbeschreiblich lieblichen Lage in dem herrlichen, üppig grünenden und von der kristallhellen Oos durchrauschten Schwarzwaldthale, welche — in den Augen solcher wenigstens, die nicht die malerischen Schönheiten einzelner Punkte allein bewundern wollen, sondern auch Sinn für deren Romantik haben — einen besonderen Reiz dadurch erhält, daß sich fast an jeden der umgebenden Berge eine Sage knüpft. So hat der große Stauffen oder Merkuriusberg seine Sage, so der Fremers- und Cäcilienberg, an dessen Fuße von seinen riesigen schwarzen Tannen beschattet das uralte stattliche Kloster Lichtenthal liegt. Ganz besonders sagenreich aber ist der Battert, auf dessen Kuppe die Trümmer von Hohenbaden liegen; außer den traditionellen Überlieferungen nämlich, die über diese über ein Jahrtausend alte Burg im Volksmunde leben, hat der Berg selbst seine Sagen, die sich teils auf die starren wild romantischen Felsen beziehen, teils in den unterhalb dieser gelegenen prachtvollen Tannen- und Buchenwaldungen spielen.

Eine der schönsten von allen ist die des sogenannten „Kellers-Bildes", die offenbar auf einer Thatsache beruht, aber im Laufe von vier Jahrhunderten so sehr entstellt wurde, daß sie nach und nach vollständig zum Märchen

geworden ist. Diese Sage nämlich, wie sie sich das Volk erzählt, berichtet uns, daß ein Junker Burkhard Keller von Yburg sich in eine weibliche Marmorstatue verliebt habe, welche unterhalb des alten Schlosses Hohenbaden an dem nach Rotenfels führenden Wege stand. Jeden Abend sei er von seiner stolzen Herrenburg herüber gekommen zu dem wunderbar schönen Bilde und habe es mit Thränen angefleht, seine Liebe zu erwidern. Da endlich in einer hellen Vollmondnacht habe das Bild sein Flehen erhört, sei zu ihm herabgestiegen nnd habe ihn innig in seine Arme geschlossen. Am nächsten Morgen aber habe man den Junker tot zu den Füßen der Marmorbraut gefunden. Zu seinem Andenken, so erzählt die Sage weiter, habe der Vater Burkhards an der Stelle, wo man diesen gefunden, ein Steinkreuz errichten lassen; die Marmorstatue aber habe er vom Postamente hinwegnehmen und an ihre Stelle das Bildnis der Gnadenmutter Maria setzen lassen.

Dies die Sage. Dafür aber, daß sie — wenn ich mich so ausdrücken darf — eine historische Basis hat, sind vollgiltige Beweise vorhanden. Es existiert nämlich noch an dem obenerwähnten Platze das auf dem Postamente der Marmorstatue aufgestellte, von der ganzen Umgegend unter dem Namen „Kellers-Bild" bekannte Marienbild. Ferner steht nur wenige Schritte von diesem entfernt im Walde, verwittert und halb versunken, das dem Andenken des Junkers errichtete Steinkreuz mit der noch deutlich lesbaren Aufschrift: Burkhard Keller von Yburg, † 7. Mai 1462.

Als langjährigen Bewohner Baden-Badens führte mich der Weg oft an Bild und Kreuz vorüber und immer, wenn ich vor letzterem stand, beschäftigte mich der Gedanke, ob es nicht möglich sei zu erforschen, welche wirkliche Begebenheit der erwähnten Sage zu Grunde liege, und auf welche Art und Weise der Junker Burkhard hier sein Leben verlor. Mehr und mehr erfüllte mich mit der Zeit die Vorliebe für eine Verwirklichung dieser Idee; ich durchstöberte Bibliotheken und Archive nach Aufzeichnungen irgend eines Chronisten des fünfzehnten Jahrhunderts, der

des fraglichen Vorfalls vielleicht erwähnte, doch mit immer gleich bleibender Fruchtlosigkeit. Da führte mich der Zufall einst nach Straßburg in die herrliche, während der Belagerung des Jahres 1870 durch unverantwortliche Sorglosigkeit der damaligen Bibliothek-Beamten leider ein Raub der Flammen gewordene Bibliothek, die ganz besonders reich war an uralten Urkunden und Handschriften, und hier endlich — fand ich, was ich so lange Zeit vergeblich gesucht. Das erste Buch, das ich aus seinem Fache nahm, war eine Beschreibung der etwa eine Stunde von Baden auf einem spitzen Bergkegel gelegenen Burg Yburg mit einer Art geschichtlichem Anhang, welcher die merkwürdigsten, die Burg und deren Besitzer betreffenden Begebenheiten aufzählt „vun Alters her biß uff die newest Zeit". Verfaßt war das Buch von „P. Dominicus Waldmann, Kapellanus uff Hochen-Ypurg" und trug die Jahreszahl 1470. Es war also nur wenige Jahre nach dem Tode Burkhards erschienen und mußte folglich höchst wahrscheinlich eine Angabe der Todesursache desselben enthalten. Rasch schlug ich nach und unter der am Rande eines der letzten Blätter ausgesetzten Jahreszahl 1462 fand ich die genaue Schilderung jener Vorgänge, die mich so sehr interessiert hatten. Ich will sie dem alten Chronisten nacherzählen.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts saß auf der stattlichen Feste Yburg der Freiherr Kuno Keller, „ein edler mannlicher Held," — wie ihn die Chronik nennt — ein Freiherr im vollsten Sinne des Wortes, reich und unabhängig, ein kleiner König auf seinem stolzen Rittersitze und dabei ein männlich edler Charakter, der nicht wie so viele seiner Standesgenossen in jener Zeit des mehr und mehr überhand nehmenden Zerfalls des Rittertums sich durch Raub und Aussaugen seiner Unterthanen zu bereichern suchte, sondern ihnen ein getreuer Schützer und väterlich besorgter Herr war. Er war von hühnenhafter Gestalt und riesiger Kraft. Ebenso hatte er sich — trotz seiner vorgerückten Jahre und ungeachtet vieler in jüngeren Jahren bestandener Kriegsstrapazen — seine körperliche Rüstigkeit in dem Maße bewahrt, daß er noch täglich zu Pferde steigen

konnte, um von früh Morgens bis in die sinkende Nacht dem edlen Waidwerk nachzugehen, wozu er in den wildreichen Forsten der Umgegend reichlichste Gelegenheit hatte. Dies Treiben aber hatte seinen besonderen Grund; denn seit dem Verluste seiner zärtlich geliebten Gattin, die ihn nach fünfzehnjähriger kinderloser Ehe zwar noch durch die Geburt eines Sohnes hocherfreut, aber zugleich durch ihren eigenen Tod aufs Tiefste betrübt hatte, — litt es ihn nicht mehr zu Hause. Er suchte Betäubung seines Schmerzes durch Zerstreuung und diese lieferte ihm am besten die Jagd. Mit aufgehender Sonne stieg er deshalb zu Pferde und wenn sie sank, kehrte er wieder heim. So trieb ers Jahre lang und als die Zeit, dieser große Arzt, die Wunde seines Herzens endlich geheilt hatte, setzte er aus Gewohnheit das alte Leben fort, so daß er nur selten einen Tag zu Hause zubrachte. Die Erziehung seines Knaben, der lustig heranwuchs, überließ er indessen vollständig dem Pater Dominicus, seinem Burgkaplan. Dieser aber, der Verfasser meiner Chronik, scheint nicht nur ein Erleuchteter im Geiste gewesen zu sein, sondern war auch in der Ausübung von mancherlei Künsten erfahren. Er brachte seinem Zögling nicht nur Kenntnisse in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften bei, sondern unterwies ihn auch in der Malerei und der Bildhauerei, in welch' letzterer namentlich der kunstsinnige Pater Vorzügliches leistete. Mit Genehmigung des Freiherrn hatte sich Dominicus in einem entlegenen Turme eine Werkstätte eingerichtet, und es war immer des für alles Schöne leicht empfänglichen Knaben liebste Erholung nach seinen Lehrstunden gewesen, seinem Lehrmeister zuzuschauen, wenn dessen gewandter Meißel aus dem rohen Gestein die herrlichsten Köpfe, Gestalten und selbst Gruppen schuf. Als aber Burkhard mehr herangewachsen war, begnügte er sich nicht mehr mit dem Zuschauen allein; die Lust, selbst so Schönes zu schaffen, erwachte mächtig in ihm. Heimlich fing er an, aus Lehm Köpfe und Tiergestalten zu formen, die er dann nach allen Regeln der Kunst, wie er sie sich durch Zuschauen zu eigen gemacht hatte, in Sandstein nachbildete.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Endlich aber, nachdem er schon einige Übung erlangt hatte, fertigte er sich das Modell von des Paters Kopfe und übertrug die wohlgetroffenen Züge desselben einem Marmorblocke, den er zu diesem Zwecke auf seine Stube hatte schaffen lassen. Als er aber das endlich vollendete Werk seinem Lehrmeister als Namenstagsgeschenk überreichte, da sah Pater Dominicus mit Staunen, was der zwölfjährige Künstler geschaffen. Er wußte nicht, was er mehr an diesem Erstlingswerke bewundern solle, die sprechende Ähnlichkeit des Kopfes, oder — abgesehen von einigen kleinen, nur dem Meister sichtbaren Fehlern — die wahrhaft künstlerische Ausführung desselben. Sprachlos starrte er das Werk seines Zöglings an; dann aber umarmte er ihn tief gerührt und sprach: „Burkhard — schade, daß du als Sohn eines Freiherrn geboren wurdest, denn sonst würdest du der größte Künstler unserer Zeit sein und die Nachwelt würde dereinst von dir reden und deine Werke preisen."

Von diesem Tage an wurde der junge Freiherr, stolz auf das erhaltene Lob seines Erziehers, dessen eifriger Schüler in seiner Kunst und — wie der erfahrene Blick des Paters vorausgesehen hatte — in wenigen Jahren hatte der geniale Knabe solche Fortschritte gemacht, daß der Schüler den Meister weit überstrahlte. Aber ebenso traf auch ein, was Pater Dominicus ahnend in jenem Bedauern, daß Burkhard der Sohn eines Freiherrn sei, ausgesprochen hatte. Der alte Freiherr Kuno hatte sehr wenig Sinn für die Kunst und noch weniger Verständnis für die außerordentliche künstlerische Begabung seines Sohnes. Er duldete wohl, so lange Burkhard in den Knabenjahren stand, dessen Thun und Treiben als eine kindliche Spielerei; als dieser aber in die Jünglingsjahre eintrat, erklärte er das Schurzfell für eine des künftigen Freiherrn auf Yburg unwürdige Bekleidung und die Arbeit mit Meißel und Schlägel als eine wenig rühmliche Beschäftigung für einen Mann, der bestimmt sei, dereinst an der Spitze von zwei Reiterfähnlein sich Ehre und kriegerischen Ruhm zu erkämpfen. Er verlangte deshalb, daß Burk-

hard von nun an ritterliche Übungen vornehme, und vor allem den Gebrauch der Waffen und ganz besonders das Reiten erlerne, um künftighin an den edlen Freuden des Waidwerkes teilnehmen zu können.

Mit schwerem Herzen gehorchte Burkhard diesem väterlichen Befehle und erlernte bei dem Waffenmeister die Handhabung des ritterlichen Schwertes zu männlichem Kampfe, wie den Gebrauch der Armbrust, der zu jener Zeit auf der Jagd allein gebräuchlichen Schießwaffe. Des Freiherrn Stallmeister aber lehrte den Jüngling zu Pferde steigen und unterrichtete ihn täglich in der edlen Reitkunst, so daß Burkhard bald den Vater zu einem ersten Ausritte begleiten konnte, der so sehr zu des letzteren Zufriedenheit ausfiel, daß er beschloß, den Sohn nunmehr auch an seinen Jagdzügen teilnehmen zu lassen, um ihn persönlich zu unterweisen, das Wild zu beschleichen und nach waidmännisch gerechter Art und Weise zu erlegen. So that sich dem jungen Manne mit einemmale eine andere Welt auf; doch so viel Geschmack er auch an dem neuen Thun und Treiben fand — ganz vernachlässigte er darüber die edle, in seinem tiefsten Herzen wurzelnde Kunst nicht, denn oft nach Beendigung seiner Übungen im Waffensaal und der Reitbahn schlich er sich in die Werkstätte des Paters Dominicus, legte das geschmähte Schurzfell an und ergriff sein geliebtes Werkzeug, um den Gedanken seiner Seele Wesen, den Gebilden seiner schöpferischen Phantasie Form und Gestaltung zu geben.

So ward Junker Burkhard 16 Jahre alt, und wie er in Wissenschaft und Kunst sich hervorgethan hatte, so zeichnete er sich jetzt auch in ganz besonders vorzüglicher Weise in allen ritterlichen und Leibesübungen aus. Gewichtige Schwerter schwang er mit Leichtigkeit und Kraft, das fernste Ziel traf der nie fehlende Bolzen seiner Armbrust, und das wildeste, feurigste Roß bändigte er in kürzester Frist. Freudiger Stolz auf einen solchen Sohn erfüllte da den alten Freiherrn; aber was er so sehr gewünscht hatte, Burkhard nunmehr als steten Begleiter auf seine Jagdzüge mitnehmen zu können, war Herrn Kuno

zu seinem größten Leidwesen nur mehr selten möglich. Die seitherige Rüstigkeit seines Körpers schwand nämlich mehr und mehr, und es stellten sich die mit dem hohen Alter gewöhnlich verbundenen Leiden und Beschwerden ein. Gicht und Podagra plagten den alten Freiherrn in solchem Grade, daß er nur selten noch zu Pferde steigen konnte und das Jagen so gut wie gänzlich aufgeben mußte. So kam es denn, daß Junker Burkhard meist allein die Forste durchstreifte, denn wie für jeden sinnigen gemütreichen Menschen, so hatte das Alleinsein in der herrlichen Natur und das großartige Schweigen des Waldes, das durch keinen andern Laut, als das sanfte Rauschen der Blätter, das murmelnde Rieseln der Bergwasser oder den süßen Gesang der Vögel unterbrochen wird, einen eigentümlichen Reiz für ihn. Stunden lang konnte er so, ohne auf den Weg zu achten, den sein Roß einschlug, fürbaß reiten, konnte seinen Gedanken nachhängen und sich in süße Träumereien versenken.

In solcher Weise schlenderte der Junker auch an einem herrlichen Sommermorgen des Jahres 1461 durch den prächtigen Buchenwald, der die ganze, sich allmählig verflachende Westseite des Battert bedeckt. Er hatte seinem Pferde die Zügel auf den Hals gelegt und schaute, ihm vollständig freien Lauf lassend, nachdenklich vor sich nieder; da plötzlich schrak sein Pferd scheuend zusammen, machte — ehe Burkhard Zeit hatte, die Zügel zu ergreifen — sich hoch aufbäumend einen gewaltigen Satz nach der Seite und schleuderte den sorglosen Reiter in hohem Bogen aus dem Sattel. Ärgerlich und halb betäubt von dem harten Fall richtete sich Burkhard auf, um nach dem Gegenstande zu forschen, an welchem sein Roß gescheut; er erwartete irgend ein häßliches Tier, einen Igel oder eine Kröte zu sehen, aber wie erstaunte er, als seine Blicke auf eine reizende, fast noch in den Kinderjahren stehende Mädchengestalt fielen, die ihn erschreckt aus großen blauen Augen anblickte.

„Ach, Herr Junker, verzeiht, daß mein Anblick Euer Roß so sehr erschreckte," sprach das Mädchen alsbald mit

zitternder Stimme, „Ihr habt doch keinen Schaden genommen?“

Burkhard antwortete nicht; mit entzückten Blicken starrte er die liebliche Erscheinung an, die so plötzlich vor ihm aufgetaucht war. Wie eine Nymphe des Waldes erschien ihm das Mädchen mit seinem Kranze von Epheu und Waldblumen in den reichen blonden Locken und dem weißen Kleide, um welches an Stelle des Gürtels ein Gewinde von Schlingpflanzen gelegt war, aus welchem Farrenkrautblätter und Waldgräser, den ganzen Körper umgebend, herniederhingen. Dazu gesellte sich noch der Ausdruck des Schreckens in dem reizendschönen Gesichtchen, wie der unverkennbarsten Verlegenheit darüber, daß sie in solch sonderbarem Aufputze ertappt ward. Dies alles wirkte so wunderbar zusammen, daß Burkhard unwillkürlich der Sage von der Nixe des Bergwaldes gedenken mußte, die in diesen Gründen bisweilen dem Jäger sich zeige und seine Sinne durch Liebreiz bestricke, um ihn von der Verfolgung des von ihr beschützten Wildes abzuhalten.

„Wer bist du, schönes Mädchen,“ frug Burkhard endlich, als dieses unter dem Blicke des Jünglings errötend unwillkürlich das Auge senkte „und wie kommst du zu dieser seltsamen Bekleidung?“

„Ach Herr,“ erwiderte das Mädchen noch stärker errötend, „scheltet mich nicht ob dieser kindischen und thörichten Spielerei, an welcher ohne Zweifel Euer Roß scheute. Wer wie ich im Walde lebt, liebt Blumen und Grün — und es macht mir so viel Freude, mich damit zu schmücken, denn“ — fuhr sie zögernd und verschämt fort — „meine Amme sagt, es stünde mir gut.“

„Bei Gott,“ entgegnete Burkhard entzückt von der Lieblichkeit und Unschuld der Kleinen, „da hat deine Amme recht; ich hätte nie gedacht, daß Blumen und Gras ein Mädchen so schön — so wunderbar schön machen könnten!“

„So gefalle ich Euch, Herr?“ rief das Mädchen fröhlich aus, indem es den lachenden Blick wieder zu Burkhard aufschlug. „O, das freut mich! Es hat mir noch nie jemand gesagt, ich sei hübsch — mit Ausnahme

meiner Amme, die mirs täglich sagt — und doch," fügte sie aufrichtig hinzu, „höre ich solches Lob für mein Leben gerne!"

Burkhard lächelte. Er ergriff des Mädchens Hand, die sich ohne Scheu in die seinige legte und sprach mit nicht minder aufrichtigem Tone: „Wohlan, liebliches Kind, so will ich — wie deine Amme — dirs fortan ebenfalls täglich vorsagen, daß du reizend schön bist und daß ich nie ein Mädchen sah, das mir so sehr gefallen hätte, wie du!"

Da klatschte die Kleine munter in die Hände und rief: „O das ist schön, das ist herrlich! — Ich will es Euch nur gestehen, Herr," sprach sie sodann zutraulich, „Ihr gefallet mir auch sehr gut — viel besser, als der Jägerbursche Konrad, den ich nicht ausstehen mag, weil er mich immer küssen möchte, besser noch als alle die vornehmen Herren, die bisweilen hier im Walde jagen, ja besser sogar, als der gnädige Herr Markgraf, den ich einmal am Forsthause vorüberreiten sah."

„So wohnst du hier im Walde, Mädchen?" frug Burkhard, indem er sich auf ein moosbewachsenes Felsstück niederließ und die redselige Kleine einlud, an seiner Seite Platz zu nehmen.

Ohne Zögern kam diese des Junkers Aufforderung nach und erwiderte: „Ja, Herr, ich wohne keine zweihundert Schritte von hier im Forsthause mit meinem Vater, der Förster des Herrn Markgrafen ist, und mit meiner Amme, denn," setzte sie traurig hinzu, „mein gutes Mütterlein ist leider tot!"

„Und wie heißest du?" frug Burkhard wieder.

„Alma, Herr," war die Antwort — „und Ihr?"

„Mein Name ist Burkhard," erwiderte der Junker, „mein Vater ist der Freiherr auf der Yburg."

„Auf der Yburg!" rief da Alma verwundert aus, ich dachte, Ihr währet vom Hofe zu Baden; aber — wie wollt Ihr da wieder nach Hause kommen?" frug sie dann plötzlich. „Nach der Yburg ist es weit!"

„O," erwiderte Burkhard, „es ist nicht gar so weit; in einer Stunde wohl trägt mich mein Roß hinüber!"

„Euer Roß?" sprach da Alma mit schalkhaftem Lächeln, „ja, — wenn Ihrs noch hättet!" Dann aber fuhr sie fast ängstlich fort, indem sie ihren Blick suchend nach der Seite richtete, in welcher des Junkers durchgegangenes Pferd verschwunden war: „Wo mag es nur hingerannt sein? — Kommt, Herr Burkhard, wir wollen es suchen, ich denke, es wird da unten auf der Bruchwiese weiden."

Der Junker erhob sich. „Ist die Wiese weit von hier?" frug er, das Gesicht schmerzlich verziehend — „ich kann nicht gut gehen, ich habe mir bei dem Falle vom Pferde wehe gethan."

„O!" machte Alma bedauernd, „wo denn?"

Burkhard wies nach dem Knie. „Hier — doch es thut nichts," setzte er sogleich hinzu, als Alma ihn besorgt anblickte, „es schmerzt nur beim Gehen oder Stehen!"

„Wißt Ihr was, Herr Burkhard?" sprach da das Mädchen, zutraulich des Junkers Hand fassend und ihn mit den großen unschuldigen Augen hell anblickend; „stützt Euch beim Gehen auf meine Schultern, der Weg ist nicht weit und Ihr werdet ihn so zurücklegen können, ohne große Schmerzen zu leiden. — Wollt Ihr?"

Gerne machte Burkhard von diesem Anerbieten Gebrauch. Er legte seinen Arm über Almas Schulter, die ihrerseits, um den Junker sicherer führen zu können, ihren Arm um seine Hüfte schlang und nun langsam und vorsichtig mit ihm in der bezeichneten Richtung dahinschritt. Es war ein unendlich wonniges Gefühl für den Jüngling, so den Körper des schönen Mädchens zu umfangen und gleichzeitig von ihr umfaßt zu sein. Absichtlich verzögerte er den Gang auf dem einsamen Waldwege so viel wie nur möglich, und als sie endlich zu der Wiese kamen, sah Burkhard fast mit Bedauern sein Pferd daselbst weiden; es wäre ihm beinahe lieber gewesen, wenn sich Almas Vermutung nicht bestätigt hätte, weil er in diesem Falle das süße Vergnügen, an der Seite des lieblichen Geschöpfes dahinzuwandeln, noch länger hätte genießen können.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Seht Ihr, Herr Burkhard," rief Alma fröhlich, als sie das Pferd erblickte, „ich habe Recht gehabt, dort ist Euer Roß. Setzet Euch nun hier auf den Rasen, damit Euch das Bein nicht schmerzt; indessen will ich versuchen, es zu fangen."

„Nein, Alma," entgegnete Burkhard, das Mädchen zurückhaltend, „es wird nicht nötig sein, dich deshalb zu bemühen; das Pferd ist gewohnt, herbeizukommen, sobald ich ihm rufe.

Und mit lauter Stimme rief er: „Cäsar, Cäsar — komm' hieher!" da erhob das weidende Tier den Kopf und schaute mit den klugen Augen umher.

„Komm, komm, Cäsar!" rief Burkhard nochmals. Da wieherte das Pferd freudig auf und galoppierte in mächtigen Sätzen nach der Richtung hin, wo es die wohlbekannte Stimme seines Herrn vernommen hatte. Bei demselben angekommen aber blieb es stehen, beschnopperte ihn mit weit geöffneten Nüstern und gab nochmal durch lautes Wiehern seine Freude darüber zu erkennen, ihn wieder gefunden zu haben.

Schmeichelnd klopfte Burkhard dem treuen Tiere den Hals, indem er scherzend sprach: „du bist unartig gewesen, Cäsar, gegen mich und besonders gegen Alma. Wie hast du nur vor ihr erschrecken mögen? Geschwinde bitte sie um Verzeihung und versprich ihr, daß es nicht wieder geschehen solle!"

Und als ob das kluge Tier die Worte seines Herrn verstanden hätte, beugte es seinen Kopf herüber zu dem jungen Mädchen, schnopperte und — fing an, das von Almas Hüften niederhängende Waldgras zu fressen.

Laut lachte das Mädchen auf. „Nennst du dies nun artig sein, Cäsar," rief sie lustig, „wenn du mir meinen Blätterschmuck verdirbst?" Warte, ich will dir etwas besseres geben!"

Hastig riß sie ein paar Hände voll des schönsten Wiesengrases ab und hielt es dem Tiere hin mit den Worten: „Hier nimm und laß' dirs schmecken; doch du

darfst deinen Herrn nie wieder abwerfen — hörst du, nie wieder, damit er sich nicht wehe thut!"

„O," sprach Burkhard, Almas Hand ergreifend, „ich bin Cäsar recht dankbar dafür, daß ers gethan hat — ich hätte dich ja sonst nicht kennen lernen!"

Da lächelte Alma und man konnte ihr ansehen, daß sie dasselbe dachte; aussprechen wollte sie es jedoch nicht. Burkhard aber setzte den kranken Fuß in den Bügel und schwang sich in den Sattel.

„Lebe wohl, freundliches Mädchen," sprach er, Alma vom Pferde herab die Hand reichend, „lebe wohl und — auf Wiedersehen!"

„So wollt Ihr wieder herüberkommen in unsern Wald?" rief das Mädchen mit unverhehlter Freude.

„Gewiß — wenn ich dich wieder hier finden kann!" antwortete der Jüngling.

Da nickte Alma errötend und sprang in den Wald.

Burkhard aber gab Cäsar die Sporen und sprengte hinweg.

Seit diesem Tage hatten Burkhards Ausritte immer dasselbe Ziel, nach dem Battertwalde, wo er stets die schöne Försterstochter an dem Platze, wo er zuerst mit ihr zusammengetroffen, seiner harrend fand. Freudig eilte ihm Alma stets entgegen, wenn er sich nahte, und nicht minder freudig sprang Burkhard vom Rosse, um das liebenswürdige Mädchen zu begrüßen. Während der kluge Cäsar, sich selbst überlassen, im Walde weidete, saßen die beiden dann Hand in Hand traulich plaudernd beisammen auf dem moosbewachsenen Steine, der ihnen bei ihrer ersten Begegnung schon als Sitz gedient, oder Burkhard wandelte, auf Almas Schulter gestützt — obgleich dies seines Beines wegen durchaus nicht mehr nötig gewesen wäre — in dem schattigen Walde umher und erzählte ihr oder ließ sich von ihr die wichtigen Vorkommnisse erzählen, die sich in der Zwischenzeit, das heißt von einem Tage zum andern, begeben hatten.

So wurden die beiden mit jedem folgenden Tage bekannter und vertrauter mit einander. Alma verwandelte auf Burkhards Bitte hin das respektvolle „Ihr," welches sie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft gegen ihn gebraucht hatte, bald in das herzlichere „du," welches ja auch Burkhard immer gegen sie selbst angewendet hatte. Nach einigen Wochen aber ging das reine, unschuldige Naturkind noch weiter und gestattete dem Junker, was sie dem Jägerburschen Konrad stets hartnäckig verweigert hatte, — sie ließ sich beim Kommen und Gehen vom ihm küssen und küßte ihn wieder mit herzlichem, innigem Schwesterkusse. So wenigstens glaubte Alma, denn den Kuß der Liebe kannte ja das vierzehnjährige Mädchen noch nicht.

In solch harmloser Weise setzte Burkhard seine Besuche den Sommer über fort, ohne daß weder er noch Alma die Gefühle, welche sie für einander hegten, richtig erkannt hätten. Da kam auch für sie der Tag, der ihnen diese Erkenntnis bringen sollte.

Der Jägerbursche Konrad, welcher sich wohl mit der Absicht tragen mochte, die schöne Tochter seines Lehrherrn dereinst für sich zu gewinnen, hatte bisher mit Verdruß des Mädchens Kälte allen seinen Annäherungsversuchen gegenüber bemerkt und glaubte Almas Benehmen gegen ihn nur dem Grunde zuschreiben zu müssen, daß sie bereits eine andere Neigung im jungen Herzen trage. Eifersüchtig folgte er ihr deshalb einige Male unbemerkt in den Wald und entdeckte so ihre Zusammenkünfte mit Burkhard. Schleunigst teilte er da dem Förster mit, was er erspäht; dieser aber, erschreckt über den die Wahrheit grell entstellenden Bericht und wütend über die vermeintliche Schlechtigkeit seiner Tochter, schlug in seinem Jähzorn sowohl diese, als auch die ganz unschuldige Amme derselben, welche er der mangelhaften Beaufsichtigung seines ihr anvertrauten Kindes beschuldigte. Aufs strengste verbot er sodann der zitternden Alma — die gar nicht begriff, weshalb man ihr den Umgang mit dem guten Burkhard so sehr verübeln konnte — je wieder mit dem Junker

zusammenzukommen, ja er untersagte ihr sogar, jemals wieder allein einen Fuß aus dem Hause zu setzen oder gar den Wald zu betreten.

Weinend fügte sich das arme Kind in dieses harte Gebot und — mehrere Tage ritt Burkhard vergeblich nach dem trauten Plätzchen, wo er mit Alma zusammenzutreffen pflegte. Da überkam ihn eine namenlose Angst wegen ihres rätselhaften Ausbleibens und von heißer Sehnsucht nach ihr erfaßt, schlich er sich kühn bis in die Nähe des Forsthauses und — dort, dort am Fenster sah er sie stehen und mit rotgeweinten Augen den Waldweg hinabspähen. Da breitete Burkhard die Arme nach ihr aus und — alles vergaß Alma bei diesem Anblick, Vater, Amme und beider Verbot, das Haus zu verlassen, um mit dem Junker zusammenzutreffen. Es zog sie hinaus wie mit tausend unsichtbaren Banden, — wenige Augenblicke später lag sie an Burkhards Brust und in einem langen Kusse vereinigten sich ihre Lippen.

Mit diesem Kusse war der Traum der beiden Kinder zerronnen; die süße Erkenntnis kam über sie, daß sie sich anders liebten, denn als Bruder und Schwester.

„Alma, teure Alma!" sprach Burkhard, das Mädchen fest umschlingend, „ich habe dich wieder, endlich — endlich! Was habe ich die Tage her gelitten, da du mir fehltest!"

Alma aber blickte durch Thränen lächelnd zu ihm empor und flüsterte: „O Burkhard, ich wäre gestorben, wenn ich dich nicht hätte wiedersehen können!"

Und wieder küßte der Jüngling die Jungfrau mit dem Kusse reinster und innigster Liebe.

Glückselig, mit verschlungenen Armen, wanderten sie nach ihrem Lieblingsplätzchen; es sollte Zeuge ihres stillen Glückes sein. Hier ging es denn an ein Erzählen der Gründe, welche ihre Trennung veranlaßt hatten, und — jetzt erst gedachte Alma mit Schrecken, daß sie des Vaters strenges Gebot umgangen, daß sie seinem Befehle zuwider das Haus verlassen habe, um mit Burkhard zusammenzutreffen. Erschreckt sprang das Mädchen da auf; es war ja das erstemal, daß sie dem strengen Vater ungehorsam

war. Eiligst wollte sie heimkehren, aber mit den schmeichelnden Worten der Liebe bat sie Burkhard zu bleiben — und sie blieb. In seliger Selbstvergessenheit lehnte sie an seiner Seite und lauschte lächelnd, den Kopf auf seine Schulter gelegt, der nun wohl zum hundertstenmale ausgesprochenen Versicherung des Geliebten, daß er sie unendlich lieb habe.

Da plötzlich ward das junge Paar emporgeschreckt.

„Verwünschter Bube!“ schrie eine rauhe Stimme hinter ihnen. Entsetzt fuhr Alma empor und — blickte in das zorngerötete Antlitz ihres Vaters, der in der Zwischenzeit heimgekommen seine Tochter im Hause vermißt und sie daher, wütend über ihren Ungehorsam, im Walde gesucht hatte. Im Arme des Junkers hatte er sie endlich gefunden und — seiner Sinne kaum mächtig — riß er die Armbrust von der Schulter.

„Verwünschter Bube — Mädchendieb!“ schrie er nochmals und erhob zielend die Waffe zur Wange.

Aufschreiend warf sich da Alma an Burkhards Brust, um ihn gegen das Geschoß des Wütenden zu schützen; da schwirrte der Pfeil daher und — kraftlos glitten die umschlingenden Arme des Mädchens von dem Nacken des Geliebten.

„Allmächtiger Gott, Alma — Alma!“ rief Burkhard, als er ihr Haupt nach rückwärts sinken und ihre blühende Wange erbleichen sah. „Herr des Himmels, was ist dir?!“

Da öffnete das Mädchen noch einmal das brechende Auge und sprach mit erlöschender Stimme: „Gott sei Dank — du bist gerettet — ich sterbe — gerne — für dich!“

Dann schloß sich ihr Mund — Burkhard hielt eine Leiche in seinen Armen.

Laut auf in wahnsinnigem Schmerz schrie da der unglückliche Jüngling. Sanft legte er den entseelten Körper der Geliebten auf die Erde nieder und suchte, ihr die zärtlichsten Namen gebend, sie wieder zu sich zu bringen. Doch alle seine Bemühungen waren umsonst. Da sprang er wild auf, riß das Schwert aus der Scheide und stürzte

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sich auf den Förster, der — als er sah, daß er sein eigenes Kind getroffen — die unglückselig rasche That bejammernd, herbeigeeilt war und sein graues Haar zerraufend sich neben der Leiche auf die Kniee geworfen hatte.

„Elender!“ schrie ihn Burkhard an, „du hast sie gemordet, du mußt sterben!“

Der Förster aber sprang empor und rief: „Zurück von mir, Knabe, denn die hier liegt, ist meine Tochter!“

Da entsank die Waffe Burkhards Hand. „Ihr Vater!“ rief er entsetzt, „ihr eigener, leiblicher Vater?! Unmensch,“ schrie er dann wieder, „und weshalb zerrissest du so die Bande der Natur, — weshalb hast du das Leben einer so lieblichen Tochter vernichtet?“

„Mein Pfeil,“ sprach der Förster düster, „galt nicht ihr — er galt dir!“ fuhr er mit furchtbarer Stimme fort, „dir, der die reine Blume mit giftigem Finger berührte, dir, der sie sündigen lehrte!“

„Allgütiger Gott!“ rief da der Jüngling, „ich hätte dies gethan, ich, der sie verehrte wie eine Heilige des Himmels? — O,“ fuhr er, seine Hand auf die Brust der Toten legend, fort, „sie war schuldlos, bei diesem Blute, das du in furchtbarem Wahne vergossest, schwöre ichs, sie war rein wie das Licht der Sonne; nie fand auch nur ein sündiger Gedanke Eingang in ihr Herz! Fluch darum über die Hand, die ihr den Tod gegeben, Fluch — Fluch dir, dem blutigen Mörder seiner schuldlosen Tochter!“

Da erhob der Förster seine Hände gen Himmel und wie von rächenden Eumeniden verfolgt rannte er hinweg und verschwand im Walde.

Burkhard aber, als ob er nur mehr Kraft gehabt hätte, seinen Fluch auf den Mörder der Geliebten zu schleudern, fühlte seine Sinne schwinden. Die furchtbare Gemütsbewegung, der plötzliche Übergang vom höchsten Glück in den unnennbarsten Jammer war zu erschütternd für ihn gewesen. Seine Kniee wankten und es ward Nacht vor seinen Augen. Ohnmächtig sank er nieder neben Almas Leiche.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein voller Monat war vergangen seit dem Tage, da man Burkhard bewußlos im Walde aufgefunden und auf Hohen-Yburg verbracht hatte; da erwachte er endlich wieder aus seinen wirren Fieberträumen zum erstenmale zum Bewußtsein. Eine heftige Gehirnentzündung hatte den Junker befallen und nur der aufopferndsten Pflege von Seite des alten Freiherrn und des Pater Dominicus war es gelungen, dem Grab seine anscheinend sichere Beute zu entreißen. Langsam schritt nun Burkhards körperliche Genesung voran — seine geistige aber wollte trotz aller Gebete und Heiltränke des auch in der Arzneikunde wohlbewanderten Kaplans nicht gelingen. Ein schwerer Trübsinn lastete auf der Seele des unglücklichen Jünglings und keine Ermahnung, kein freundlicher Zuspruch konnte bewirken, daß er sich wieder den Freuden des Lebens überließ. Stunden lang lag er in der Burgkapelle auf seinen Knieen und flehte zu Gott in den rührendsten Gebeten, daß er ihn zu sich nehmen und mit Alma wieder vereinigen möge. Für keinen anderen Gedanken war er zugänglich, für kein anderes Thun empfänglich; wollte man ihn aber mit Gewalt aus der Kapelle entfernen, so geriet er in solch' furchtbare Wut, daß man für sein Leben fürchten mußte. Deshalb ließ man ihn endlich gewähren und nur von der Zeit erhoffte der trostlose Vater noch einen heilsamen Einfluß auf des beklagenswerten Sohnes umnachteten Geist, nur von ihr eine Wiederkehr seiner geistigen Gesundheit.

Pater Dominicus aber beschloß noch das letzte Mittel zu versuchen, Burkhards Seele aus den Banden des Trübsinns zu befreien: die Hinlenkung seiner Gedanken auf seine einstige Lieblingsbeschäftigung, — auf die Ausübung seiner nun schon so lange Zeit vernachlässigten herrlichen Kunst.

Als Burkhard eines Tages seiner Gewohnheit gemäß wiederkehrte zur Kapelle, fand er vor dem Altar, wo er niederzuknieen pflegte, einen großen Ballen Modellton, sein Schurzfell und sein gesamtes Bildhauerwerkzeug. Und siehe — was der kluge Dominicus erhofft hatte, geschah. Kaum ersah der Kranke sein geliebtes Werkzeug, so erglänzten seine Augen im früheren Feuer; ein Gedanke,

ein plötzlich auftauchender klarer Gedanke schien in seinem trüben Geiste zu erwachen. Hastig legte er sein Schurzfell an und begann ein Bild in Lebensgröße zu formen, das Bild, das allein noch seine Seele erfüllte, das Bild — Almas. Wunderbar — mit Thränen in den Augen sah es Dominicus in seinem Versteck — gedieh das Werk unter der rastlos schaffenden Hand des seiner Kunst und durch sie dem Leben wieder geschenkten Jünglings; nach wenigen Tagen schon stand das Modell fertig in entzückender Anmut und sprechender Ähnlichkeit da. — Nun ließ der Pater heimlich einen großen Marmorblock in die Kapelle schaffen und mit gleicher Rastlosigkeit begann Burkhard sofort die Formen und Züge des Modells dem Steine zu übertragen, langsam und bedacht, erst roh in undeutlichen Umrissen, dann immer klarer und bestimmter, bis endlich auch die prachtvolle Statue wohlgelungen vollendet stand. Es war Alma selbst, die sich Burkhard von den Toten wiedererweckt hatte; wie er sie einstens zum erstenmale gesehen, den Epheukranz in den Locken, Schlingpflanzen und Waldgräser vom Gürtel niederhängend, Erstaunen und mädchenhafte Verlegenheit in den lieblichen Zügen, so hatte er sie dargestellt. Alles, alles war wiedergegeben, wie sie im Leben war — nur die Seele fehlte, die den toten Stein belebt hätte.

Da trat Dominicus in die Kapelle, umarmte den geliebten Zögling mit Thränen in den Augen und sprach ihm laut seine Bewunderung über das geschaffene herrliche Werk aus. Dann aber pries er das Wunder, welches Gott sichtlich an ihm gethan, indem er die über Burkhards Geist gelagerte Nacht wieder erhellte. „Deshalb, mein teurer Sohn," schloß er seine Ansprache, „bleibe fortan getreu der edlen Kunst, die Gott in seiner Gnade als Mittel gebrauchte, dies Wunder zu vollbringen; bleibe ihr treu der hehren Himmelstochter und lasse nie mehr von ihr. In der Ausübung deiner Kunst wird es dir am leichtesten möglich sein, die Täuschungen dieser Welt, die da ist ein Jammerthal, zu überwinden!"

Da lächelte Burkhard schmerzlich, reichte dem guten

Pater die Hand und sprach: „Ja, Vater, ich will es thun — so weit mirs noch möglich ist. Doch ich ahne und fühle es, ich werde nach diesem Werke, welches ich mit meinem ganzen Herzen schuf, kein anderes mehr herstellen können. Mein Leben ist erschöpft; ich bezahlte die Wiedererstattung meiner geistigen Kraft mit dem letzten Reste meiner Körperkräfte. Ich werde nicht mehr lange das Leben ohne Alma zu ertragen haben!"

Leider hatte sich Burkhard nicht getäuscht. Mehr und mehr zerfielen seit dem Tage, da er seine geistige Klarheit zurückerhalten hatte, seine körperlichen Kräfte. Es war keine eigentliche Krankheit, an der er litt; es war ein langsames Ersterben seiner durch so gewaltige Erschütterungen überreizten Nerven, ein schmerzloses Schwinden aller Lebensthätigkeit. So siechte er den Winter über dahin. Als aber das Frühjahr kam und das erste Grün, da fand Burkhard keine Ruhe mehr in seiner dumpfigen Krankenstube; er sehnte sich hinaus in den herrlichen Wald, zu dem trauten Plätzchen, wo er vor kaum Jahresfrist so glücklich gewesen. In der Stille ließ er Almas Bild hinüberschaffen und an der Stelle aufrichten, wo sie einst in seinem Arm geruht und wo sie für ihn gestorben war. Dann ließ er sich selbst hinübertragen und seine Sänfte zu Almas Füßen niedersetzen, um in ihren Anblick sich vertiefen, mit ihr sprechen, und sich seligen Träumereien überlassen zu können.

So trieb ers noch während der ersten Tage des Wonnemonats. Eines Abends aber — es war der 7. Mai — als die Knechte kamen, um die Sänfte ihres jungen Herrn wieder heimzutragen, da fanden sie ihn sanft entschlummert in den Polstern liegend, ein seliges Lächeln auf den Lippen, das gebrochene Auge noch auf das Antlitz der Geliebten geheftet. —

Pater Dominicus begrub mit Einwilligung des alten Freiherrn die Leiche des teuren Jünglings auf dem Friedhofe der benachbarten Stadt Baden, wo auch Alma ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte. Dem Andenken Burkhards aber errichtete der trostlose Vater an der Stelle,

wo man ihn entschlummert fand, ein Steinkreuz mit der schon erwähnten Inschrift.

Almas Statue stand wohl länger als ein Jahrhundert unversehrt an ihrer Stelle und es ist daher jedenfalls unrichtig, daß sie — wie der Volksmund behauptet — auf Veranlassung von Burkhards Vater entfernt wurde. Erst während des dreißigjährigen Krieges scheint sie zerstört worden zu sein. Da stellte irgend eine fromme Seele auf das erhalten gebliebene Postament ein Marienbild, und auf dieses, das noch heutzutage sich daselbst befindet, vererbte sich der Name, welcher nur Almas Statue mit Recht zukam, der Name „Kellers-Bild."

Das Volk begnügt sich eben hinsichtlich der ihm übermachten Traditionen gewöhnlich nicht mit dem einfachen Wiedererzählen derselben, sondern es sucht sie zum Beweis der Wahrheit solcher Überlieferungen mit sichtbaren Gegenständen zu verbinden. Deshalb wird das Marienbild den Namen des genialen jungen Künstlers behalten, so lange der Volksmund von dem unglücklichen Junker Burkhard Keller von Yburg zu erzählen weiß.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Geisterhochzeit auf Burg Lauf.

Wenn man von Baden-Baden über den Fremersberg wandert, an der Yburg vorbei über die rebenbedeckten Hügel, die den trefflichen „Neuweirer Mauerwein" und den noch trefflicheren „Affenthaler" erzeugen, so gelangt man jenseits des freundlichen Städtchens Bühl auf eine sanft ansteigende Straße, die an der Ruine „Alt-Windeck" vorüber nach dem reizend gelegenen „Hub-Bad" und von hier über „Aspich" nach dem langgestreckten Dorfe „Lauf" führt, über welchem auf einer vorspringenden Felsplatte die Ruinen der Burg „Lauf" emporragen.

Eine Schwester- oder vielmehr Tochterburg von Alt-Windeck führt sie auch den Namen „Neu-Windeck", denn sie war Eigentum eines Zweigstammes der Windecker. Lange bewohnt soll die stattliche Burg, die ums Jahr 1100 erbaut wurde, nicht gewesen sein, denn es geht die Sage, daß sie lange vor ihrer Zerstörung von ihren Besitzern verlassen worden und völlig unbewohnt gestanden habe, und zwar eines darin herrschenden Spukes wegen, der die Burgherrschaft vertrieben hätte. Eine hieran sich knüpfende weitere Sage, die auch als Vorwurf zu einem der schönen Freskobilder in der Badener Trinkhalle benützt wurde, liegt unserer nachfolgenden Erzählung zu Grunde. Diese mag dazu dienen, den Ursprung der weitverbreiteten Sage zu enthüllen und dieselbe auf ein höchst einfaches Vorkommnis zurückzuführen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Zur Zeit als der mannhafte Herr Reinhard von Windeck, ein Mitglied des bekannten Schleglerbundes, auf Alt-Windeck saß, ritt an einem heißen Sommernachmittage des Jahres 1370 ein junger Edelmann, der Junker Kurt v. Stein, von der Yburg herab, wo er am Morgen Gastfreundschaft erbeten und erhalten hatte, denn weither aus Franken führte ihn der Weg, und ziemlich mager war sein Beutel. Jetzt hatte er sich wieder aufgemacht, um am gleichen Tage noch das Ziel seiner Reise, Burg Windeck, zu erreichen, denn zu Herrn Reinhard, dem Bruder seiner verstorbenen Mutter, gedachte er zu ziehen, bei ihm hoffte er Aufnahme, Schutz und ritterlichen Dienst zu finden, nachdem seine väterliche Burg am Mainesstrand von den Würzburgischen gebrochen und er mit dem Vater zugleich um alles Besitztum gekommen war. Auf einem Pferde, das ihm ein Waffenbruder seines bei der Verteidigung der Burg gefallenen Vaters geschenkt, hatte sich der junge Kurt daher aufgemacht, um, zwar gänzlich verarmt, dessenungeachtet aber keineswegs mut- und hoffnungslos, in die Welt zu ziehen; er vertraute auf seine Jugend, seinen Arm voll Manneskraft und das gute Glück, das sich dem frohen Mute stets zuzuwenden pflegt. Und wahrlich, jeder, der ihn so einherreiten sah, den bildhübschen, jugendkräftigen Junker, mußte zugestehen, daß das Vertrauen desselben auf sein Glück ein wohlberechtigtes war.

Die Sonne brannte heiß hernieder, als der Jüngling aus dem schützenden Waldesschatten heraus gelangte auf die sanft sich verflachenden, mit Reben bepflanzten Ausläufer des Ybergs, auf dessen Gipfel die stolze Burg thronte, welche er vor kurzem verlassen. Schwül und drückend lag die Luft auf der weiten Fläche des sich vor ihm ausbreitenden Thales, so daß der Junker wiederholt das grüne Samtbarett lüftete, um sich die glühende, von einer Fülle krauser, blonder Locken umwallte Stirne zu trocknen und sich etwas frische Luft zuzufächeln. Kein Lüftchen regte sich; in der Ferne aber, vom Rheine her, zogen dunkelschwarze Wolken auf, die der lechzenden Natur Erfrischung durch ein erquickendes Gewitter versprachen.

Aber nur langsam rückte es heran, und Kurt berechnete bei sich, ob er das in einiger Entfernung sichtbare Dorf vor Ausbruch des Gewitters erreichen könne, wenn er gemächlich weiter reite, oder ob er die alte Mähre zum Trab zwingen müsse, um sein grünsamtnes Wamms — das einzige, das er sein nennen konnte — vor dem Verderben durch Nässe zu bewahren. Die hin und wieder zuckenden Blitze und der dumpf grollende Donner schienen ihm endlich doch das letztere ratsam zu machen; er stieß seiner mageren Stute die Sporen in die Flanken, daß sie aufwieherte und sich ziemlich mißmutig, wie es schien, in einen langsamen, schleppenden Trott versetzte. Immerhin aber war dieser letztere für den schmucken jungen Reiter hinreichend, um das Dorf beim Fallen der ersten schweren Regentropfen zu erreichen, und da gleich das erste Haus durch ein Schild mit einem darauf gemalten Tier, das halb einem Affen, halb einem Bären ähnelte, als Gasthaus und Herberge zu erkennen war, so beschloß er, das Vorüberziehen des Gewitters hier abzuwarten. Er hielt die Stute vor der Hausthüre an und ließ ein lautes „Holla — he!" erschallen, worauf sofort am Fenster der hübsche, rotbackige Kopf eines kaum achtzehnjährigen Mädchens erschien, das mit einem schüchternen Knix nach den Wünschen des „gestrengen Herrn Junkers" frug.

„Einkehr halten möchte ich des nahenden Unwetters wegen bei Euch, wenn dies eine Herberge und das Ding da oben ein Tier ist, das die Wanderer anlocken soll," entgegnete der Junker mutwillig lachend und dabei das Bild über der Thüre musternd. „Ist dem so?"

„Freilich, Herr Junker," gab das Mädchen zur Antwort, „es ist ein Bär, denn dies ist das Schild unseres Hauses!"

„Ei, wirklich ein Bär?" lachte Kurt v. Stein jetzt, „bei Gott, ich hätte es für einen Affen gehalten! — Doch sei so gut, Mädel, mir einen Knecht herauszuschicken, damit er mein Pferd in den Stall führe!"

Statt aller Antwort verschwand das Mägdlein vom

Fenster, um einen Augenblick später aus der Thüre zu treten. Unerschrocken schritt sie zu dem Pferde heran, faßte es keck am Zügel und sprach:

„Verzeiht, Herr, Ihr müßt Euch mit meiner Hilfe begnügen, denn der Knecht ist mit dem Vater ins Feld gefahren; ich bin allein zu Hause!"

„Du willst den Dienst des Knechtes übernehmen?" frug der Junker verwundert, „fürchtest du dich denn nicht vor Pferden?"

Ein schalkhaftes Lächeln flog da über das hübsche Gesicht der kleinen, fast zierlich gebauten Dirne, und des Junkers Ton und Haltung beim Kritisieren des Wirtsschildes nachahmend, sprach sie scherzend:

„Wenn das Ding da ein Pferd ist und bestimmt, einen Reiter auf seinem Rücken zu tragen, so glaube ichs ohne Herzklopfen zum Stalle führen zu können; allzu hitzig scheint mir Euer Schlachtroß gerade nicht zu sein, und was das Ausschlagen betrifft, so glaube ich, es hat seine vier Beine viel zu notwendig, um aufrecht stehen zu bleiben, als daß es eines davon zu Hieben in die Luft mißbrauchen könnte!"

Hellauf lachte das junge Mädchen nach diesen Worten und zeigte dabei zwei Reihen Zähne von blendender Weiße und tadelloser Schönheit. Der Junker aber schien durch die mutwillig sarkastische Weise, mit welcher die junge Dorfschöne über sein armes Roß sprach, nichts weniger als erzürnt.

„Hoho!" rief er, gleichfalls in helles Lachen ausbrechend, „ich merke schon, du zahlst mir mit vollwichtiger Münze zurück, was ich vorhin an deines Vaters Wirtsschild sündigte. Ei, ei, du böses Mädel du, man muß, wie mir dünkt, vor dir auf der Hut sein, denn du scheinst mir weder auf den Kopf, noch auf den Mund gefallen!"

„Jenun," erwiderte das Mädchen, nachdem der Junker sich aus dem Sattel zur Erde geschwungen hatte, „bei uns gilt eben das Sprichwort: ‚Wie du mir, so ich dir', und — das wißt Ihr ja — in einer Herberge wird stets bar bezahlt und richtig herausgegeben!"

„Das scheint mir, wahrhaftig, das scheint mir," lachte der Junker, „denn du hast mir gut herausgegeben — fast zu gut," fuhr er, etwas ernster werdend, fort, „denn ich hätte kaum gedacht, daß ein so hübscher Mund, wie der deine, so boshafte Worte sprechen und — der Armut eines Gastes spotten könne!"

Wie jäher Schreck zuckte es jetzt über das Antlitz der hübschen Wirtstochter, die inzwischen das Pferd dem Stalle zugeführt hatte, während der Junker neben ihr herschritt.

„Um Gott, Herr Junker," sprach sie stehen bleibend und bittend zu ihm aufblickend, „das wollte ich nicht, gewiß und wahrhaftig, dies kam mir nicht zu Sinn; nur Euren Scherz mit einem Scherz erwidern wollte ich; doch ich sehe nun wohl ein, daß ich recht dumm und unbedacht war; nicht wahr, Ihr verzeiht es mir, lieber Junker!"

„Nein, Mädel, so schnell geht dies nicht!" erwiderte der Junker mit scherzhaftem Ernste. „Du mußt mich erst noch einmal ‚lieber Junker' nennen und als Buße mir einen Kuß geben!"

Wie verwundert blickte da die Maid in des vornehmen Jünglings Angesicht.

„Einen Kuß?" rief sie laut auflachend, während eine dunkle Röte sich ihr über Stirn und Wangen ergoß, „ich — Euch? Da könnt Ihr lange warten!"

Noch immer lachend, als ob sie dadurch verhindern wolle, daß der Junker nochmals zu Wort komme, schritt sie hierauf, die Mähre nachziehend, zur Stallthüre, die sie mit einer gewissen verlegenen Hast öffnete.

„Seid so gut, Herr," sprach sie im Eintreten, „einstweilen nach der Schenkstube zu gehen, hier im Stalle ists gar so schmutzig; gleich werde ich Euch nachfolgen, um Euch zu bedienen!"

Kurt lächelte; er merkte recht wohl, daß das Mägdlein sein Eintreten in den Stall verhindern wolle, aus Furcht, der kecke Gast werde sich dort den Kuß nehmen, den sie ihm freiwillig nicht geben wollte. Er wollte jedoch den Scherz nicht weiter treiben und verfügte sich, des mittlerweile heftiger gewordenen Regens wegen, eilends nach der

Schenkstube, wo sich außer ihm kein weiterer Gast befand. Zu jener Zeit waren eben die Stuben der Gasthäuser noch nicht, wie heutzutage, Zechstuben für Einheimische, sondern nur Gaststuben für fremde Reisende. Solche aber sprachen in dem Dorfe, in welchem Kurt v. Stein eingekehrt war, einfach deshalb, weil es etwas abseits der großen Hauptstraße gelegen war, nur höchst selten an, aus welchem Grunde auch der „Bärenwirt" ohne Bedenken hatte wagen können, mit seinem Gesinde ins Feld zu fahren und die Führung der Wirtschaft seiner Tochter zu überlassen. Der Junker wunderte sich daher auch gar nicht sehr, sich in der geräumigen, sauber gescheuerten Stube allein zu sehen. Er nahm Platz an einem beim Fenster stehenden Tische und schaute durch die runden, in Blei gefaßten Scheiben hinaus in das nunmehr mit gewaltiger Macht losbrechende Unwetter.

Nach kurzer Frist kam auch das Mägdlein in die Stube gesprungen, schüttelte sich lachend die Regentropfen vom Gewande und trocknete sich mit der Rückseite der Schürze Haare und Stirne.

„Das ist ein Wetter draußen!" rief sie dazwischen. „Danket Gott, Herr Junker, daß Euch der ‚Bär' ein freundlich Obdach bietet, wenngleich Ihr ihn für einen ‚Affen' hieltet!"

Bei den letzten Worten war die geschwätzige Wirtstochter zu dem Tische ihres Gastes herangetreten und blickte mit schelmisch blinzelnden Augen ihm ins Angesicht.

Der Junker lachte. „Nun höre, du munteres Ding," sprach er lustig, „ich will einen Vertrag mit dir abschließen: verzeihe du mir die Unbill, die ich deinem Bären da oben angethan, dann will ich auch dir deinen Spott über mein Roß verzeihen. Willst du?"

„Von Herzen gern!" erwiderte die Kleine, indem sie fröhlich in das Lachen ihres Gastes einstimmte.

„Wohlan, so bringe — doch sage mir erst, wie du heißest!"

„Bertha, Herr!" entgegnete das Mägdlein mit einem Knix.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

„Nun denn, Bertha," sprach der Junker jetzt, „so hole mir ein Krüglein Wein zum Bekräftigen unserer guten Freundschaft — doch einen ‚guten' bringe. Ihr habt doch hoffentlich einen solchen im Keller?"

„Freilich, Herr, den besten ‚Affenthaler' im ganzen Dorfe!"

„Affenthaler?" frug Kurt mit dem Finger drohend, „bist du schon wieder boshaft?"

Die Kleine guckte ihn treuherzig an. „Weshalb denn, Herr? Es ist der beste, der in dieser Gegend wächst!"

„Doch der Name? — Ist's nicht wieder eine Anspielung auf den zottigen Gesellen auf dem Schilde da draußen?"

„Ei, ganz und gar nicht!" rief da Bertha aus, und im Tone unverhohlener Verwunderung fügte sie bei: „Wisset Ihr vielleicht nicht, daß ‚Affenthal' der Name unseres Dorfes ist — und habt Ihr noch nie von dem köstlichen ‚Roten' gehört, der auf unseren Hügeln wächst?"

„Affenthal? — Nie bisher habe ich diesen Namen gehört!"

„Dann seid Ihr wohl weit, sehr weit von hier zu Hause?"

„Freilich, Kind," entgegnete der Junker, unwillkürlich seufzend bei der Erinnerung an die teure Heimat, die er hatte verlassen müssen, „weit von hier im Frankenlande stand die Burg meiner Ahnen!"

„Und steht sie nicht mehr dort?"

Der Jüngling schüttelte traurig den Kopf. „Nein," sprach er ernst, „sie liegt in Asche und Trümmern!"

„Armer Junker," sprach Bertha jetzt mitleidig, „jetzt begreife ich's, warum Euer Rößlein — — doch gebt Euch jetzt keinen traurigen Gedanken hin," fügte sie gleich darauf hinzu, „wartet, ich hole Euch Euren Wein, der vertreibt Euch gewiß die Grillen und Sorgen!"

Munter sprang sie hinweg und kehrte bald darauf mit einem großen Steinkruge und einem zierlich geschnitzten Trinkbecher wieder, welchen sie rasch füllte, dann der damaligen Sitte gemäß mit ihren Lippen berührte und

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

mit einem „Gott gesegne es Euch, Herr," dem Junker darbot.

Kurt v. Stein kostete, kostete wieder und trank dann den Becher mit langen Zügen leer bis zum Grunde.

„Bei meiner Ehre," rief er aus, als er den ziemlich umfangreichen Becher neuerdings füllte, „ein köstlicher Wein, wie er besser nicht an den gesegneten Ufern des Rheines und Maines wächst! Kredenze mir den Becher noch einmal, Mädel, und zwar mit einem tüchtigen Zuge; mich dünkt, der Wein soll mir dann noch einmal so gut munden!"

Lächelnd nippte das Mädchen wieder am Rande des Bechers und reichte ihn sodann dem durstigen Junker dar. Dieser aber faßte statt des Bechers die Hand, denn an dem Ringfinger derselben hatte er ein glänzendes Reiflein bemerkt.

„Ei, Bertha," rief er aus, „was seh' ich hier? Einen Ring? — Hast du gar schon einen Schatz?"

„Nein, Herr," erwiderte Bertha mit ernstem Kopfschütteln, „es ist der Trauring meiner guten Mutter, die seit zwei Jahren im Grabe ruht!"

„So — von deiner Mutter ist er?" sprach der Junker jetzt, indem er, ohne des Mädchens Hand loszulassen, nach dem Becher griff und ihn wiederum mit langen Zügen leerte. „Das ist mir lieb, daß du keinen Schatz hast, denn sonst würdest du dich wohl weigern, mir den Kuß zu geben, den ich dir als Buße auferlegte!"

„Hoho!" lachte das Mädchen, „auch ohne einen Schatz zu haben, würde ich mich weigern, dies zu thun, denn davon steht nichts in unserem Vertrage. Zudem, was würde Euer Schatz wohl dazu sagen, wenn Ihr mich küßtet?"

„Mein Schatz?" rief der Junker lustig.

„Nun freilich!" entgegnete Bertha, indem sie den Becher zum drittenmale füllte. „Ihr habt doch einen solchen? Nicht?"

Kurt trank, schnalzte mit der Zunge und rief: „Natürlich, Kind, habe ich einen Schatz! Willst du wissen,

wie er aussieht? Warte, ich beschreibe ihn dir in einem Liedchen!"

Und mit schöner kräftiger Stimme begann er zu singen:

Mein Schätzel ist ein Mägdelein,
Ist schmuck und jung dazu:
Es mag kaum achtzehnjährig sein,
Gerade so wie du!

Von Wuchse ist mein Schätzel klein:
Es mißt kaum fünfthalb Schuh',
Hat frische rote Wängelein,
Gerade so wie du!

Sein Haar ist blond, das flicht es fein
In Zöpfe, so wie du;
Auch hat es blaue Äugelein,
Gerade so wie du!

Der Schelm hat auch ein Mündelein,
Das hat nur selten Ruh':
Mit dem küßt mich mein Schätzelein,
Gerade — —

„so wie du!" sollten natürlich wieder die letzten Worte lauten, doch statt sie zu singen, sprang der vom Weine erregte Junker plötzlich auf, um — wie er hoffen mochte — seine aufmerksam lauschende Zuhörerin unversehens zu umhalsen und zu küssen. Aber Bertha war auf ihrer Hut, denn dies „Ende vom Liede" hatte sie vorausgesehen. Blitzschnell, ehe der Junker seine Absicht erreichen konnte, riß sie ihre Hand aus der seinigen und eilte in die Nebenstube, deren Thüre sie hinter sich zuschlug und verschloß.

Kurt v. Stein aber stand mit etwas schwankender Haltung da und betrachtete einen Gegenstand, welcher bei der Flucht der hübschen Wirtstochter von ihrem Finger sich abgestreift hatte und von ihr unbemerkt in des Junkers Hand zurückgeblieben war. Es war ihr Ring. Ohne zu wissen, was er that, denn der rasch genossene starke Wein war ihm zu Kopfe gestiegen, steckte Kurt den Goldreif an

den Ringfinger seiner rechten Hand und füllte sich den großen Becher nochmals, um mit einem mächtigen Schluck seinen Ärger hinunter zu spülen und der Wiederkehr Berthas zu harren. Aber er hatte hinreichend Muße, seinen Becher und noch einen weiteren leerzutrinken, denn das Mägdlein kam nicht wieder.

Mittlerweile hatte sich das Gewitter verzogen und das Dunkel des nahenden Abends fing bereits an, sich herniederzusenken. Da meinte der Junker doch, es sei an der Zeit, weiterzureiten, um die nicht mehr ferne Burg Windeck noch vor Eintritt der Nacht zu erreichen. Laut rief er daher nach seiner schmucken Wirtin, um ihr seine Zeche zu zahlen; aber er erhielt keine Antwort. Da warf er endlich mißmutig eine Silbermünze auf den Tisch und schwankte nach der zum Hofe führenden Thüre, denn er gedachte in den Stall zu gehen und sein Rößlein hervorzuziehen. Als er aber vor die Thüre kam, stand da bereits die Mähre gesattelt und gezäumt, mit dem Zügel an einem am Thore angebrachten Ringe befestigt. So schnell es gehen wollte, machte der Junker das Tier frei und gelangte nach mehreren mißglückten Versuchen, sich hinaufzuschwingen, endlich glücklich in den Sattel. Langsam ritt er sodann aus dem Thore und schlug den Weg nach der Burg Windeck ein, die er von den letzten Strahlen der eben untergehenden Sonne beleuchtet in nicht mehr großer Entfernung vor sich liegen sah.

Es war ein Glück für den Junker, daß seine alte Stute einen ruhigen, gleichmäßigen Schritt fortlief und keinerlei Führung nötig hatte, denn sonst wäre ihr Reiter, der schwankend und vornüber gebeugt sich mit den Händen an den Mähnenhaaren festhielt, wohl schwerlich lange im Sattel geblieben. So aber erreichte er nach Verlauf einer halben Stunde glücklich das Städtchen Bühl, das er, verfolgt von mancher höhnenden auf seinen Zustand zielenden Bemerkung der Bewohner durchritt.

Mehrmals sangen ihm mutwillige Bursche und Mägdlein den Spottvers nach:

„Vom Affenthal kommt Keiner nit,
Er bringt denn einen Affen mit!"

Doch der Junker achtete in seinem mehr und mehr traumhaft werdenden Zustande nicht auf die Spötter und ließ sich von seinem Rößlein des Weges weiter tragen, wohin es wollte, denn es zu lenken war er durchaus unfähig. Unglücklicherweise schlug aber das der Leitung entbehrende Tier, statt dem über das Dorf Kappel-Windeck zur Burg führenden Weg zu folgen, die Richtung nach „Hub" ein, und da der Junker bald nachher die vom Mond beleuchtete Burg Lauf vor sich liegen sah, so glaubte er, jetzt endlich seinem Ziele nahe zu sein. Alle seine Willenskraft zusammennehmend, ergriff er jetzt die Zügel und lenkte das Tier durch das Dörflein den Berg hinan. Zwar riefen ihm einige Dorfbewohner wohlmeinend zu, die Burg sei zur Zeit unbewohnt und rieten ihm, im Gasthaus „Zum Löwen" über Nacht zu bleiben, aber der Junker achtete nicht auf diese Warnung. Er hielt sie wieder für eine seines Zustandes wegen an ihm begangene Neckerei, ritt deshalb weiter und gelangte bald durch die weit offenstehende Burgpforte in den öden, mit Gras überwucherten Burghof.

Tiefes Schweigen herrschte allenthalben und kein Mensch war zu sehen. Doch in einem der Fenster der Burg spiegelte sich der Mond, so daß Kurt v. Stein glaubte, die Stube werde durch Lampenschein erhellt. Laut rief er daher, zu diesem Fenster gewendet, nach Beistand; aber nur das Echo gab ihm Antwort. Da gab der Junker ärgerlich seinem Rößlein die Sporen, um näher zum Fenster zu reiten, doch das Tier machte erschrocken einen Satz und — schwer stürzte der Reiter aus dem Sattel zur Erde, wo er betäubt liegen blieb.

Wie lange er so gelegen, wußte der Junker nicht; endlich aber erhob er sich und beschloß nun, sich selbst nach einem Wärter für sein müdes Roß umzusehen. Aber alle Hallen und Gänge lagen in tiefem Schweigen und schauerlich verhallte des Junkers Rufen zwischen den epheuum-

rankten Mauern. Da hielt er es endlich für das Klügste, zu dem Gemache emporzusteigen, dessen Fenster er noch immer erleuchtet sah, denn dort mußte er doch ohne Zweifel Leute finden. Mühsam tastete er sich die steinerne Wendeltreppe hinauf und gelangte bald vor eine Thüre, durch deren Spalte er das gesuchte Licht schimmern sah. Entschlossen trat er ein und sah sich zu seiner Verwunderung in einem prächtigen Saale, dessen Wände mit einer doppelten Reihe von Ahnenbildern geschmückt waren. An einem Tische aber, auf welchem eine Lampe flackerte, sah er eine junge Dame sitzen, das Haupt in die Hand gestützt und so tief in Gedanken versunken, daß sie Kurts Eintreten allem Anscheine nach gar nicht bemerkt hatte. Ehrfurchtsvoll näherte er sich ihr und jetzt blickte sie auf.

Wie freudiger Schreck zuckte es da über des Junkers Antlitz, denn die holde Gestalt, welche er vor sich sah, trug die reizenden Züge des Mädchens von Affenthal — Berthas, die er in toller Weinlaune so schwer gekränkt hatte, daß sie sich von ihm gewandt und nicht einmal mehr seinen Abschiedsgruß empfangen wollte. Jetzt aber sah er sie hier — sie mußte es ja sein, trotz ihrer veränderten, vornehmen Tracht: dies war ja ihr reiches, lichtblondes Haar, das sie in zwei mächtige, über die schlanken Schultern hängende Zöpfe geflochten trug, — dies ihr blitzendes blaues Augenpaar, — dies ihr süßer Mund, den er so gerne geküßt hätte, — dies ihre schöngeformte Gestalt mit dem ganzen Reize jugendlicher Anmut! Ja, sie mußte es sein, ungeachtet ihrer jetzt totblassen Wangen; diese Veränderung war ja nur allzu begreiflich, und er selbst hatte sie ohne Zweifel verschuldet, denn aller Wahrscheinlichkeit nach war diese Blässe nur die Folge seines Benehmens gegen sie, die vermutlich mit dem Anlegen der bäuerischen Tracht nur einen Scherz beabsichtigte, während sie in Wirklichkeit ein vornehmes Burgfräulein war. Dies Bewußtsein seiner Schuld fiel jetzt dem Junker schwer aufs Herz; aber unverzeihlich dünkte ihm sein Vergehen gleichwohl nicht, denn was er gethan, hatte er vom Scheine getäuscht und von Liebe und Wein berauscht ge-

than, und durch ein offenes Bekenntniß dessen, was ihn zu der gegen Bertha begangenen Unart getrieben, konnte er ja, so hoffte er, ihre Verzeihung gewinnen. Wie vor einem Heiligenbilde kniete der Jüngling daher mit bittend erhobenen Händen vor der schweigenden schönen Mädchengestalt nieder, eröffnete ihr sein ganzes Herz und bat sie schließlich, ihm zu verzeihen und Liebe mit Liebe zu vergelten.

Und die Jungfrau schien seinem heißen Flehen ein freundlich Ohr zu leihen. Kein Wort der Erwiederung kam zwar von ihren Lippen, aber mild ruhte ihr sanftes Auge auf dem Knieenden, und ein glückverheißendes Lächeln umspielte ihren schönen Mund.

„Bertha," rief jetzt voll seliger Hoffnung Kurt von Stein, „du verzeihst mir? Darf ich hoffen, daß du mich auch liebst, daß du die Meine werden willst?"

Langsam senkte da die Jungfrau das bleiche Haupt und nickte ein stummes „Ja!"

„Und deine Eltern, Bertha," rief Kurt, glückselig über diese sein Lebensglück verbürgende Zusage, „werden auch sie einwilligen und unseren Bund segnen?"

Da deutete sie auf zwei Bildnisse an der Wand und sprach leise mit tonloser Stimme:

„Meine Eltern wandeln nicht mehr auf Erden, ich bin die Letzte meines Stammes!"

Jetzt beschwor sie der liebetrunkene Jüngling abermals, ihm ihr Herz und ihre Hand, über welche sie ja, als von niemand abhängig, frei verfügen könne, nicht zu versagen.

Und die Jungfrau schien wirklich seinem stürmischen Bitten nicht länger widerstehen zu können; sanft neigte sie sich zu dem Knieenden und flüsterte:

„Ich bin die deine!"

Da sprang der Jüngling auf, um die Geliebte zu umfangen und die Lippen, die dies gesprochen, voll Liebe und Inbrunst zu küssen; aber die Jungfrau wich ernst, mit abwehrend erhobener Hand zurück und sprach:

„Erst wenn du den Ring der Treue mit mir getauscht

und der Priester am Altare uns verbunden, sollen deine Lippen die meinigen berühren — früher nicht!"

„Wohlan," rief jetzt der stürmische Jüngling mit zärtlichem Drängen, „so möge uns der Priester noch in dieser Stunde vereinen, — keinen Augenblick länger verzögere sich unser Glück!"

Da senkte die Jungfrau wie nachsinnend das schöne Haupt. Dann schritt sie nach einem uralten, in einer Ecke stehenden Schrank und holte aus einem geheimen Fache desselben zwei Ringe, sowie einen Brautkranz mit lang herabwallendem Schleier hervor. Ohne Säumen befestigte sie sich letzteren in ihrem reichen Haare und winkte dem Junker mit süßem Lächeln, ihr zu folgen. Kurt gehorchte, doch nicht ohne ein geheimes Grauen zu empfinden beim Anblick der also geschmückten leichenhaft bleichen Braut, die mit unhörbaren Schritten über den Fußboden mehr glitt als schritt. Noch mehr aber steigerte sich dies Grauen, als nunmehr zwei ehrwürdige Greise in langen schwarzen Talaren durch eine Tapetenthüre in den Saal traten, das Paar in die Mitte nahmen und über einen langen, vom Vollmond beleuchteten Gang zur glänzend erhellten Burgkapelle geleiteten.

Keine menschliche Seele befand sich hier in dem geheiligten Raume; auch der Priester, welcher den Bund einsegnen sollte, fehlte noch. Ringsum aber in die Wände eingefügt befanden sich die Grabmäler mit den lebensgroß in Stein gehauenen Figuren der unter ihnen ruhenden Ahnen der Braut. Zu einem dieser Marmorbilder, einem Bischof im kirchlichen Ornate, trat jetzt die Herrin der Burg und pochte leise mit dem Finger an den Stein. Da drehte dieser sich wie eine Thüre in ihren Angeln und herausgeschritten kam, in dem Anzuge, den das Steinbild zeigte, der tote Bischof selbst und nahm seinen Platz vor dem Altare ein.

Mit vor Entsetzen gesträubtem Haare nahm Kurt diesen Schauder erregenden Vorgang wahr. Jetzt mit einemmale erkannte er, daß alle die Gestalten, in deren Mitte er sich befand — seine schöne bleiche Braut mit-

eingerechnet — keine lebenden Wesen, sondern furchtbare, nächtlicherweile ihrem Grabe entstiegene Spukgestalten seien. Von jähem Schreck erfaßt wollte er da aus der Kapelle entfliehen, aber er vermochte es nicht: seine Glieder waren wie gelähmt. Schon halb seiner Sinne beraubt, fühlte er noch, wie die gespenstische Braut den mitgebrachten Ring der Treue an seinen Finger schob, und hörte noch die hohle Stimme des Bischofs, der ihn frug: „Kurt v. Stein, ist es Euer redlicher und ernster Wille, die hier gegenwärtige Jungfrau Bertha v. Windeck zu Eurem ehelichen Gemahl zu nehmen?"

Da versuchte der Entsetzte mit Aufbieten der letzten Kräfte seine ihm wie Blei im Munde liegende Zunge zum Sprechen zu zwingen und das „Nein!" hervorzustoßen, das er als Antwort auf des Bischofs Frage sagen wollte, aber — in diesem Augenblicke erscholl das Krähen eines Hahnes von dem nächstgelegenen Bauernhofe und unter dumpfem Donnerrollen verschwanden Braut, Bischof und Zeugen vor des Junkers Augen.

Dieser selbst aber sank ohnmächtig auf die Stufen des Altars und — erwachte.

Er fand sich beim ersten Morgengrauen auf derselben Stelle im Burghofe liegend, auf welche er Abends zuvor beim Sturze vom Pferde gefallen war; sein Rößlein weidete in seiner nächsten Nähe.

Tief aufatmend beim Gedanken an den gehabten schweren Traum richtete der Junker sich auf und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, um den auf ihr perlenden Schweiß abzuwischen. Da fühlte er einen ungewohnten harten Gegenstand an einem seiner Finger. Ahnungslos sah er darnach und — in heftigem Schreck fuhr er zurück: an seinem Finger erblickte er den Ring, welchen die fürchterliche Braut seines Traumes ihm angesteckt hatte. Entsetzen erfaßte ihn bei dieser Entdeckung: was er geträumt zu haben meinte, war also Wirklichkeit, der gräßliche Spuk Wahrheit gewesen — den Beweis dafür hatte er ja an seiner Hand! In höchster Angst wollte er den Ring abziehen und von sich schleudern, aber der Finger war auf-

gelaufen — der unselige höllische Goldreif ließ sich nicht entfernen.

Da erhaschte der Junker, fast wahnsinnig vor Aufregung, den Zügel seines Rosses, schwang sich in den Sattel und floh aus den Schreckensräumen, in welchen die Hölle ihr Spiel mit ihm getrieben. Im Galopp jagte er den Berg hinab, durch das Dorf und den Weg zurück, den er Abends zuvor hergekommen war. Erst in der Nähe von Bühl mäßigte er den Gang seines schnaubenden Rosses und gab ruhigeren Gedanken Raum. Plötzlich aber zog er die Zügel gänzlich an, daß die alte Stute wie verwundert anhielt: eine dunkle Erinnerung war dem Junker gekommen, als habe er der holden Wirtstochter in Affenthal den Ring vom Finger gestreift und an den seinigen gesteckt.

Wenn aber dies der Fall war, dann hatte er sich ja umsonst geängstigt: dann war es ja nicht der Ring der gespenstischen Bertha v. Windeck, den er am Finger trug, sondern der eines Wesens von Fleisch und Bein, und was er in dem öden Schlosse erlebt zu haben wähnte, war doch nur ein Traum gewesen!

Es gab ein leichtes Mittel, hierüber klar zu werden. In Affenthal, bei der lebendigen Bertha mußte Kurt die Wahrheit erfahren. Flugs gab er der Stute wiederum die Sporen, daß sie tüchtig ausgreifend dahinjagte, und nicht eher zog er die Zügel an, als bis das arme Tier schweißgebadet und dampfend vor dem „Bären" in Affenthal stand.

Auf des Junkers Ruf öffnete sich, wie Tags zuvor, das Fenster im Erdgeschoß und der nichts weniger als gespensterhaft aussehende Kopf Berthas erschien an demselben. Kaum aber hatte diese den Reiter erkannt, so rief sie alsbald mit lauttönender Stimme: „Ihr seids, Herr Junker? Wo habt Ihr mein Ringlein hingebracht, das Ihr mir vom Finger gezogen?"

„Dein Ringlein?" entgegnete Kurt v. Stein, dicht unter das Fenster reitend. „Ists vielleicht dieses hier?"

Mit diesen Worten hielt er die Hand empor, an welcher

der Ring festsaß, und Bertha hatte diesen kaum erblickt, so rief sie schon hocherfreut aus: „Ja, Herr, dieser ists — o, Gott sei Dank, daß Ihr mir das liebste Andenken meiner Mutter nicht verloren habt!“

Kurt atmete erleichtert auf. „Gott sei Dank,“ sprach auch er, „daß dies Reiflein das deinige ist! Es brennt mir auf dem Finger; schaue, daß du mirs herunter bringst!“

Eiligst machte sich die Maid an die Arbeit, denn eine solche war es für sie, das Ringlein von des Junkers aufgelaufenem Finger loszulösen. Da sie aber unbarmherzig an letzterem preßte, riß und schob — wobei der Junker still hielt wie ein Lamm, obgleich er vor Schmerz hätte aufschreien mögen — so brachte sie die Operation endlich glücklich zu Stande und das Reiflein wanderte wieder an den Finger der rechtmäßigen Eigentümerin.

„Herzlichsten Dank, lieber Junker,“ sprach das Mägdlein sodann, „daß Ihr extra gekommen seid, mir mein Ringlein zurückzubringen, — oder seid Ihr vielleicht nicht extra deshalb, sondern unseres ‚Affenthalers‘ wegen gekommen? Soll ich Euch etwa ein Krüglein holen?“

„Nein!“ rief der Junker, „um alles in der Welt nicht! Den Wein habe ich kennen gelernt, daß ich mich all' mein Lebtag vor ihm hüten werde. Nein, Mädel, mir sollen die Bühler gewiß ihr Spottverslein nicht mehr nachsingen:

„Vom Affenthal kommt Keiner nit,
Er bringt denn einen Affen mit!“

Damit wendete Kurt v. Stein sein Roß und ritt hinweg.

Dies ist der „Urstoff“ zu der im Laufe der Jahrhunderte landläufig gewordenen Sage von der „Geisterhochzeit auf Burg Lauf“. Das Abenteuer Kurts von Stein, — der auf Burg Windeck eine zweite Heimat fand, und später eine Tochter Herrn Reinhards heiratete, — ward nach und nach im Volke bekannt und später erzählte einer dem andern die Geschichte von des Ritters im Hof der Burg gehabtem schweren Traume mit Weglassung der

„Affenthaler=Prämissen“ als ein von ihm wirklich daselbst erlebtes Ereignis. „Doch auf die Prämisse kommts an,“ sagt Brachvogels Narciß, und in diesem Falle speziell kommts wie vielleicht in keinem andern darauf an, daß, was dem Traume vorherging, mit erzählt werde: denn der Spuk auf Burg Lauf, zerfällt in nichts, sobald man weiß, daß die Geister, die daselbst entfesselt waren, keine anderen waren, als die des — „Affenthalers“.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Zoraide.

Die noch aus der Römerzeit stammende heutige Königin der Bäderstädte, Baden-Baden, hatte vor 200 Jahren noch keine Spur ihres jetzigen Glanzes. Alle die herrlichen Paläste, die reizenden Villen, die glänzenden Hotels, kurz alles fehlte noch, was heutzutage jährlich an 50000 Fremde zum Besuche anlockt. Nur etwa 250 kleine, vom Alter geschwärzte Häuser erhoben sich an dem südlichen Hange des Battert, über welchen majestätisch das neue Residenzschloß der Markgrafen von Baden thronte, umringt von himmelhohen Linden und Edeltannen.

Nur Eins fehlte auch dem damaligen Baden nicht: die unbeschreiblich schöne Lage in dem schmalen Oosthale, der Reiz der ewig jungen Natur.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, nachdem das von den Franzosen zerstörte Städtchen kaum wieder neu und schön aus den Trümmern sich erhoben hatte, verließ plötzlich der damalige Markgraf Ludwig, der berühmte Türkenbändiger, das Schloß seiner Ahnen, um sich in der trostlosen sandigen Ebene zu Rastatt niederzulassen. Ein geschichtlicher Grund für diesen auffallenden Wechsel ist nicht bekannt; nur eine wenig bekannte Sage lebt noch im Volksmunde, die uns die traurigen Ursachen bezeichnet, die den Sieger von Szalankemen zu jenem Tausche seiner Residenz veranlaßten.

Als ich vor vielen Jahren auf Badens ältestem Fried-

hofe, meiner Gewohnheit gemäß, nach Denkmälern einer längst vergangenen Zeit fahndete, stieß ich in einer Ecke desselben auf ein ganz von Epheu überwuchertes Grabmal von weißem karrarischem Marmor, das die reizenden Züge einer jungen Türkin zeigte. Mühsam entzifferte ich an dem mit Moos bedeckten Steine die Worte: „Zoraide" und „1692". Der mich begleitende Friedhofgärtner, ein ehrwürdiger Greis von 80 Jahren, erzählte mir hierbei nachfolgende Geschichte, die er als Kind aus dem Munde seines Großvaters erfuhr, der dem hier schlafenden lieblichen Mädchen mit eigener Hand die letzte Ruhestätte bereitet hatte.

An einem schönen Maitage des Jahres 1692 war das ganze Städtchen Baden in festlichem Kleide; auf allen Türmen und auf dem Stadthause wehten deutsche und österreichische Banner, vereinigt mit gewaltigen Fahnen in den markgräflichen Hausfarben, auf welchen der Sieg über den Halbmond versinnbildlicht war. An der Oosbrücke und auf den Straßen bis hinauf zum Schlosse waren prächtige Triumphpforten aufgerichtet, zu denen die Wälder ihr erstes Grün hatten liefern müssen; am schönsten aber war das Schloß selbst geschmückt. Bis zum Giebel reichten die Kränze und auf dem Balkon stand die Markgräfin Sibylle Auguste, umringt von den Damen ihres Hofes, alle festlich gekleidet und strahlend von Jugend, Schönheit und Glück. Eine dichtgedrängte Menschenmenge füllte die Straßen und Plätze; Alt und Jung war auf den Beinen und in freudiger Erwartung, denn heute kehrte der geliebte Fürst, der tapfere Besieger der Ungläubigen, zurück in die Heimat.

Wie einige Jahre früher der edle Polenkönig Sobieski, der Befreier Wiens, so hatte auch der Sieger von Szalankemen eine Probe habsburgischer Dankbarkeit kosten müssen. Des Kommandos entsetzt, das er dem unfähigen und talentlosen Kurfürsten Friedrich August von Sachsen übergeben mußte, kam er bitter gekränkt wieder heim zu

den Seinigen und den Landeskindern, die ihm zur Entschädigung für die erfahrene Unbill heute diesen glänzenden und herzlichen Empfang bereiteten.

Schon ging es gegen Abend, da gab endlich ein Kanonenschuß das Zeichen, daß der Markgraf das Weichbild der Stadt erreicht habe. Unter dem Geläute aller Glocken und dem Vivatrufen der auf ihren Fürsten stolzen Menge ritt er an der Spitze seines glänzenden Zuges über die Brücke, wo ihn der Bürgermeister mit dem gesamten Magistrate bewillkommte und zog dann umringt von festlich gekleideten Jungfrauen, die Blumen auf seinen Weg streuten, weiter durch die Stadt gegen das Schloß.

Zerstreut blickte Ludwig auf die jubelnde Menge und erwiderte leutselig, doch ernst ihre Grüße durch Winke mit der Hand, durch ein Lächeln, bisweilen auch durch ein Lüften seines Federhutes. Häufig aber wandte er sein Antlitz rückwärts nach einer dicht verschleierten Dame, die in reicher türkischer Kleidung in einer von gefangenen Türken getragenen Sänfte seinem Zuge folgte. Zwei glühende Blicke begegneten dann den seinen und drangen durch die dichten Schleier tief in die Seele des Fürsten, der sich errötend wieder abwandte und in Gedanken versunken weiter ritt.

Endlich gelangte der Zug zum Schlosse. Rasch schwang sich der Fürst aus dem Sattel, reichte der aus der Sänfte gestiegenen Dame die Hand und schritt mit ihr die breite Treppe empor. Jubelnd empfing ihn hier die Gattin; er begrüßte die erglühende Sibylle freundlich, doch kurz und nicht gerade zärtlich, so daß man deutlich ersehen konnte, daß er sich auf dieses Wiedersehen nicht übermäßig gefreut hatte.

„Sibylle," begann er dann nicht ohne Verlegenheit, indem er die verschleierte Fremde an der Hand ergriff und sie der Fürstin vorstellte, „ich bringe dir einen Gast mit, eine arme Unglückliche, der mein Sieg die Heimat und den Vater nahm. Es ist die Tochter meines Gegners, des Großwessirs Mustapha Köprili, der nach Verlust der Schlacht seinem Leben selbst ein Ende machte, um dem

Tode durch Henkershand zu entgehen. Ihr selbst rettete ein Zufall das Leben, da ich in dem Augenblicke in das Zelt des Wessirs trat, als die Arme, verzweifelnd über des Vaters Leiche hingeworfen, ihre Ehre bedroht sah durch einige Zügellose, die plündernd das erstürmte Lager durchzogen. Meine Hand hielt den Dolch auf, der noch vom Blute des Vaters rauchte, als er auch sie durchbohren sollte. Gib du deshalb der unglücklichen Zoraide die Heimat wieder, die ich ihr geraubt, und gestatte ihr das Asyl, das ich ihr geboten!"

Zoraide hatte bei den letzten Worten ihres Beschützers die Schleier zurückgeschlagen und blickte niederknieend bittend zu der Fürstin auf. Bestürzt schaute diese die wunderbare Schönheit dieses kaum der Kindheit erwachsenen Mädchens. Dunkle, seidenweiche Flechten umrahmten ein Gesicht vom schönsten, edelsten Schnitte. Dichte Brauen wölbten sich unter der reinen, blendend weißen Stirne über einem Augenpaar von seltenem Glanze, deren dunkles Feuer durch lange weiche Wippern gemildert wurden. Die feine Nase der tscherkessischen Rasse erhob sich über einem kleinen Munde, dessen dünne Lippen von zartestem Rot sich öffneten und die schönsten Perlenzähne zeigte, als sie die ihr von Ludwig gelehrten Worte stammelte: „Bitte — bitte — Sultana!" Sprachlos starrte Sibylle in Zoraidens errötendes Antlitz; ein argwöhnischer Gedanke durchzuckte ihre zur Eifersucht geneigte Seele und machte ihr unschönes Gesicht mit den harten, beinahe männlichen Zügen erbleichen. Forschend richtete sie das funkelnde Auge auf den Gatten, der, den Gedanken kennend, der Sibyllens Seele erfüllen mochte, ihr unmutig zuflüsterte: „Es ist ein Kind — es zählt erst 15 Jahre!"

Verwirrt darüber, daß der Markgraf ihren Gedankengang erraten hatte, errötete Sibylle; schnell gefaßt jedoch zwang sie sich zu einem Lächeln, reichte der Knieenden die Hand und sprach: „Sei mir willkommen, Mädchen!" Dann, ein plötzliches Unwohlsein vorschützend, eilte sie hinweg in ihre Gemächer, die sie für heute nicht mehr verließ.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ludwig aber ließ Zoraiden ihre Wohnung anweisen und begab sich in den großen Empfangssaal, um die Glückwünsche des Hofes entgegen zu nehmen. Spät erst konnte er dem Zwange dieses Ceremoniells entfliehen, um sich in seine Zimmer zurück zu ziehen.

Aufgeregt und mißstimmt über das Benehmen seiner Gattin, die ihm gleich am ersten Tage seiner Heimkehr vor dem ganzen Hofe in rücksichtslosester Weise diese Eifersuchts-Scene bereitet hatte, stellte er sich an das geöffnete Fenster und schaute in Gedanken versunken hinaus in die Mondnacht. Die ewigen Eifersüchteleien der ungeliebten leidenschaftlichen Gattin, die ihn auf Schritt und Tritt überwachte und in jedem einer andern Dame gespendeten freundlichen Worte oder Blicke einen Bruch der ehelichen Treue witterte, hatten ihn im Alter von 30 Jahren ins kaiserliche Feldlager getrieben, gerade als Kara Mustapha mit dem gewaltigen Türkenheere Wien belagerte. Sein unerschütterlicher Mut, seine glänzende Tapferkeit und sein unübertreffliches Feldherrntalent, das er bei der Entsetzung der kaiserlichen Hauptstadt und später bei Mohacz bewährte, stellte ihn bald an die Spitze der Armee und sieg- und ruhmgekrönt kehrte er heim, nur — um gleich am ersten Tage wieder zu finden, was er geflohen und ihm alle seitherigen Tage seiner Ehe verbittert hatte. Was konnte man Tadelnswertes an seinem Benehmen finden? Er hatte nur die erste heiligste Pflicht des Ritters geübt — einer hilflosen Dame Schutz gewährt. Und was berechtigte Sibylle zu der Vermutung, daß das junge Mädchen ihm mehr sein könne, als eine Hilfsbedürftige? Liebte er etwa Zoraide?

„Bah," suchte er sich selbst zu beruhigen, „ich bin nicht dazu geboren, weder zu lieben, noch geliebt zu werden; der rauhe Kriegsmann hat keinen Sinn für solch weiche Gefühle, — im Schlachtenlärm verstummen alle zärtlichen Regungen!"

Und doch stand das Bild des reizenden Geschöpfes stets vor seiner Seele; immer und immer wieder mußte er dieser großen dunkeln Augen gedenken, die gleich, als

er sie das erstemal gesehen, einen seltsamen Zauber auf ihn geübt hatten. So oft er in ihrer Nähe geweilt, drängte es ihn in dieses Auge zu schauen und immer überkam es ihn wie ein Gefühl der Beschämung, wenn ihre Blicke den seinigen begegneten. Wie wenn er etwas Unrechtes gethan hätte, wandte er sich dann ab — nur um stets aufs Neue seine Seele in den Glanz dieser Augen zu versenken. Und seltsam — er konnte sich nicht erinnern, jemals seine Blicke auf das junge Mädchen gerichtet zu haben, ohne daß auch die ihrigen auf ihm geruht hätten. „Woher," fragte er sich jetzt, „rührt dieser Zauber, diese unverkennbare Sympathie?"

Ludwig hatte sich diese Frage bisher noch nie gestellt. Es war ihm ein Bedürfnis gewesen, das Kind recht oft anzusehen und er that es, — doch über das Warum gab er sich keine Rechenschaft.

Aber war denn Zoraide wirklich noch ein Kind? Wie alle Mädchen des Südens sich sehr frühe entfalten, so war auch sie schon völlig zur Jungfrau erblüht; ihre reizenden Züge trugen nicht mehr den Ausdruck der Kindlichkeit und ihre schwellenden Körperformen verrieten deutlich, daß Zoraide aufgehört hatte, Kind zu sein. „Nein," mußte sich der Markgraf gestehen, „sie ist kein Kind mehr, sie ist Jungfrau und zwar die schönste, die ich je gesehen!"

„Doch," sagte er sich weiter, „wenn Zoraide Jungfrau ist, so sind auch mit der Kindlichkeit ihre kindlichen Gefühle erstorben, so kann sie jungfräulich fühlen — sie kann lieben — sie kann dich lieben!"

Ludwig wurde es heiß bei diesem Gedanken, stürmisch jagte sein Blut durch die Pulse, da er dieser Möglichkeit gedachte, die ihm immer mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit gewann. Und wenn sie ihn wirklich liebte, — was sollte daraus werden?

Der Markgraf schlug die Hände vor sein erglühendes Angesicht, wie um seinem Auge zu verbieten, ein vor ihm gaukelndes Bild zu betrachten. Mit aller Macht sträubte er sich gegen den Gedanken, von Zoraide geliebt zu sein, denn jetzt wurde ihm klar, er war als Kriegsmann nicht

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

rauh genug, er hatte den Schlachtenlärm noch nicht oft genug gehört, daß er sich zärtlicher Regungen nicht mehr für fähig halten sollte; ja er fühlte, daß er lieben — heiß lieben könne, wenn es gälte, die Gefühle Zoraidens zu erwidern.

Doch wie abwehrend streckte Ludwig bei dieser Vorstellung die Hände vor sich hin, denn die Sittenlosigkeit des französischen Hofes, die leider an nur allzuvielen deutschen Fürstenhöfen Nachahmung fand, hatte nicht auch ihn angesteckt. Noch galt an seinem Hofe die alte deutsche Ehrbarkeit und Treue, und — dies schwur sich Ludwig zu — er wollte niemals etwas thun, was gegen die Gebote derselben verstoßen hätte.

Dies waren die Gedanken, die auf den edlen Markgrafen einstürmten, — dies die Vorsätze, die er faßte, während er sein erglühendes Antlitz in der kühlen Mainacht badete. Da plötzlich vernahm er über sich die Töne einer Laute und nach einigen schwermütigen Akkorden begann eine sanfte Stimme die klagende Weise eines türkischen Liedes.

„Zoraide," hauchte Ludwig und lauschte mit zurückgehaltenem Atem den weichen Klängen des Liedes, das er, dem die türkische Sprache hinreichend verständlich war, als die Klage einer unglücklich Liebenden erkannte.

„Zoraide, wem gilt dein Lied?" flüsterte der Fürst, als die letzten Klänge verhallt waren.

„Dir! — dir!" gab ihm eine Stimme in seiner Brust zur Antwort und — besiegt durch ein schwaches Mädchen des Stammes, dessen Männer er überwunden, warf sich der Sieger von Szalankemen auf sein Lager — doch nur um im wachen Träumen die Nacht zu verbringen. Erst gegen Morgen nahte sich ihm der ersehnte Schlummer.

Die Sonne des nächsten Morgens, die herrlich über den großen Stauffenberg emporstieg, erweckte Ludwig aus dem kaum gefundenen Schlafe; rasch erhob er sich und

trat wieder an das geöffnete Fenster, um die herrliche Luft des kühlen wonnigen Morgens zu atmen. Zu seinen Füßen lag der Schloßgarten mit seinen prachtvollen Blumenbeeten; die schönsten mannigfaltigsten Rosenarten hatten sich in der Nacht erschlossen und erfüllten mit ihren bezaubernden Düften die Luft, die ihn schmeichelnd umspielte. Millionen von Thautropfen glänzten wie Perlen auf den zarten Blüten und dem kräftigen frischen Grün der Zweige, in welchen zahllose gefiederte Sänger sich wiegten und mit ihrem Liede den Schöpfer priesen.

Es war eben Mai, der vor 200 Jahren schon so gut wie heute der „wunderschöne" war, da in ihm damals wie jetzt die Natur sich zu ihren schönsten Wundern erschließt.

Ludwig schaute gerührt die lange entbehrten Schönheiten seiner Heimat; er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, hinabzugehen mitten unter all' dieses Blühen und Duften, denn sein Gemüt, das er für verhärtet hielt, war im Gegenteil sehr empfänglich für alles Schöne, besonders für die Schönheiten der Natur.

Während noch alles im Schlosse schlief, schritt er hinab zu den duftenden Beeten und betrachtete entzückt die zahllosen Knospen, die die Nacht geboren. „So hat dieselbe Nacht die Blume deines Herzens, deine Liebe, geboren," rief es leise in seinem Innern. Sinnend stand er dann vor einem Rosenbeete still, wo mitten unter Blüten aller Farben eine einzige weiße Rose sich erschlossen hatte, die durch ihre Schönheit alle übrigen überstrahlte. „So," dachte er, „ist auch Zoraide die schönste unter allen ihres Geschlechtes!" Er beugte sich zu ihr nieder und küßte das duftende Kind der Mainacht. Dann — wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt — pflückte er sie nebst den schönsten rings erblühten Schwestern und reihte sie zu einem reizenden Strauße, in dessen Mitte wie eine Königin im Kreise ihrer Damen die Blüte strahlte, die er mit Zoraiden verglichen hatte.

„Ich will ihn Sibyllen geben," sagte er leise zu sich, „so wie ich dieses Bild Zoraidens ihr opfere, so —," setzte

er seufzend hinzu, „will ich meine kaum entbrannte Liebe der ehelichen Treue opfern!“

Er bückte sich, um einige Gräser zu pflücken, mit welchen er die losen Rosen zum Strauße verbinden wollte, doch vergeblich, die zarten Halme waren zu schwach, sie rissen alle. Ludwig legte deshalb die Blumen auf den Tisch eines in der Nähe befindlichen Gartenhäuschens nieder und schritt der unweit stehenden Wohnung des Gärtners zu, um sich ein tauglicheres Band daselbst zu holen. Kaum war er jedoch in den Gesträuchen verschwunden, da schlich aus der noch offen stehenden Pforte, vorsichtig um sich spähend, der Gegenstand von so viel Liebe und Eifersucht — Zoraide in den Garten und als sie sich unbelauscht sah, eilte sie mit raschen Schritten in das Gartenhäuschen, suchte hastig unter den daliegenden Blüten die weiße Rose, drückte sie erglühend an die Lippen und verschwand mit ihrem Raube wieder in der Schloßpforte gerade als Ludwig, ein Bündel Bast in der Hand tragend, aus den Gebüschen zurückkam.

Erstaunt vermißte er, als er seinen Strauß binden wollte, die schönste seiner Blumen; schon dachte er, er habe sie mit ins Gärtnerhaus genommen und dort liegen lassen, als er in dem weichen Sande deutlich die Spuren zweier zierlich kleinen Frauenfüße abgedrückt sah. Er war bestohlen, doch welche schöne Diebin hatte schon so frühe das Lager verlassen?

Unwillkürlich mußte er Zoraidens gedenken und seine Blicke richteten sich deshalb rasch nach den Fenstern des Zimmers, aus welchem gestern Abend der Gesang in sein Ohr und Herz gedrungen und richtig — er hatte sich nicht getäuscht — dort stand die reizende Türkin in all' ihrer Lieblichkeit und drückte aufs neue die entwendete Rose an die Lippen.

Ludwig errötete, als er diesen Beweis von Zärtlichkeit für seine Blume erblickte; doch auch eine Spur von Ärgerlichkeit überkam ihn, da sein beabsichtigtes Opfer durch Zoraide vereitelt war. Er that, als habe er weder den Raub seiner Rose, noch das damit geschmückte verführerische

Mädchen bemerkt, raffte seine noch übrigen Blumen zusammen und ging in seine Wohnung zurück, wo er unter stetem Sinnen, warum wohl Zoraide die Rose geküßt habe, mit dem Binden seines Straußes endlich zu Stande kam.

Als die Zeit nahte, da Sibylle ihr Frühstück einzunehmen pflegte, trat Ludwig bei ihr ein, um sich freundlich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ihr zugleich die Erstlinge seiner gärtnerischen Bemühungen zu überbringen. Sibylle errötete vor Vergnügen und dankte ihm gerührt für seine Aufmerksamkeit, indem sie ihn versicherte, daß das leichte Unwohlsein, eine Folge der Aufregungen des gestrigen Tages, wieder völlig gehoben sei. Ihrer Einladung, das Frühstück mit ihr zu teilen, leistete er bereitwillig Folge; er erzählte ihr während des Essens von seinen Thaten und Gefahren, so daß es die liebende Gattin häufig kalt überlief, wenn er mit beredtem Munde von der Tapferkeit seiner heldenmütigen Scharen und von der Verzweiflung der Besiegten in der furchtbaren Vernichtungsschlacht erzählte. Schließlich dankte er ihr für den schönen herzlichen Empfang, den ihre Fürsorge ihm habe zu Teil werden lassen; des unangenehmen Vorfalls, der, durch ihre Eifersucht veranlaßt, eine so große Störung der Festlichkeit verursacht hatte, erwähnte er mit keinem Worte. Sibylle war beschämt; überzeugt, daß sie ihrem edlen Gatten gestern mit ihren Zweifeln an seiner Treue Unrecht zugefügt habe, suchte sie heute durch verdoppelte Liebenswürdigkeit den verursachten üblen Eindruck wieder zu verwischen. Sie selbst brachte das Gespräch auf das unglückliche Türkenmädchen; nochmals ließ sie sich von Ludwig ihre Schicksale erzählen und bat ihn sodann, ihr Zoraide heute wieder zuzuführen, damit sie ihr den so notwendigen Trost spenden könne, was Ludwig ihr dankend versprach.

So war der gestörte Friede wieder hergestellt und nichts schien ihn mehr trüben zu sollen. Um ihn noch mehr zu befestigen, beschloß Ludwig, seiner prachtliebenden Gattin aus den reichen mitgebrachten Beutegegenständen ein Geschenk zu machen. Er hatte Befehl gegeben, alles

Erbeutete in einem Saale des Erdgeschosses zu ordnen; dahin wandten sich nun beide zur Besichtigung des dort Aufgestellten.

Es war eine reiche Sammlung; die prachtvollsten Teppiche, golddurchwirkte Stoffe, weiche Shawls nebst einer großen Menge üppiger Luxus-Gegenstände, die größtenteils im Zelte des Großwessirs gefunden wurden, waren auf Tischen ausgebreitet. An den Wänden aber hingen die eroberten Roßschweife, eine herrliche Sammlung kunstvoller Gewehre mit Schäften aus Elfenbein und eingelegtem Golde, reich mit Edelsteinen verzierte Janitscharen-Säbel, desgleichen Dolche zum Teil mit vergifteten Spitzen, Lanzen der verschiedensten Form, Armbrusten, Keulen — kurz alle Arten von Waffen, die Menschen damals gebrauchten, um Menschen damit zu töten. In der Mitte der ganzen Sammlung aber befanden sich das mit Blut befleckte Koller, die Rüstung und die Waffen, die der Markgraf bei Szalankemen getragen hatte, nebst seinem mit rotem Sammt überzogenen und mit Gold eingelegten siegreichen Feldherrnstabe.*)

Sibylle betrachtete schauernd diese von den Triumphen des Gatten Zeugnis gebenden Trophäen und die seltsamen reich geschmückten Waffen, die in der Schlacht gegen ihren Ludwig gerichtet waren; dann, der wiederholten Aufforderung des Siegers Folge leistend, wählte sie sich einige Gegenstände, die sie in ihre Wohnung verbringen ließ. Darunter befand sich ein prachtvoller langer Dolch mit goldenem bewundernswert gearbeiteten Griff, der in einer Scheide von schwarzem Sammt steckte, verziert mit herrlichen Smaragden und Topasen.

Nachdem der Markgraf seine Gattin wieder zurückgeleitet hatte, begab er sich nach der Wohnung Zoraidens, um sie von dem Wunsche der Fürstin zu unterrichten.

---

*) Die ganze hier beschriebene Sammlung befand sich bis zum Jahre 1849 im Rastatter Schlosse, wo der größte Teil derselben, namentlich die wertvolleren Stücke während der Revolution gestohlen wurde. Der kleine Rest wurde nach Carlsruhe verbracht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bange, beinahe ängstlich schlug sein Herz, als er ihr Zimmer betrat, denn obwohl er äußerlich kalt und ruhig erschien, so kostete es ihn doch eine fast übermenschliche Anstrengung, dem Mädchen gegenüber, dem er mit dem ganzen Feuer einer ersten Liebe zugethan war, gleichgültig zu erscheinen. Und doch mußte und wollte er dies thun, — er hatte sichs gelobt.

Bei seinem Eintritte saß Zoraide auf einem Divan und blickte mit durch Thränen verschleiertem Auge auf ihre weiße Rose, die sie in der Hand hielt. Hastig suchte sie dieselbe zu verbergen, als der Markgraf den Thürvorhang hob und eilenden Schrittes ging sie ihm entgegen, kreuzte, sich nach orientalischer Sitte tief verbeugend, die Arme über die Brust und versuchte die Hände ihres Beschützers zu küssen. Milde richtete dieser sie auf und teilte ihr in ihrer Sprache die Ursache seines Kommens mit, indem er sie bat, ihm sogleich zu der Markgräfin zu folgen.

Demütig verbeugte sich Zoraide abermals und sprach: „Befiehl, mein Gebieter, deine Sklavin wird gehorchen!“ „Du bist meine Sklavin nicht, Zoraide,“ entgegnete der Markgraf, „du bist frei — und wenn es Sehnsucht nach deinem Heimatlande ist, was deine schönen Augen diese Thränen weinen macht, so magst du mit deinen Frauen dahin zurückkehren, wann du es für gut findest!“

Forschend richtete Zoraide ihr dunkles Auge auf den großmütigen Fürsten und ihr Blick schien ihn zu fragen, ob er sie im Ernste von sich stoßen wolle. Dann faßte sie wieder seine Hand und flüsterte hoch errötend: „Herr, ich entbehre meine Heimat nicht — lieber bin ich hier deine Sklavin als dort die erste des Landes!“

Verwirrt hörte Ludwig dies leidenschaftliche Geständnis der Geliebten; mächtig drängte es ihn, ihr zu gestehen, daß er sie nicht von sich lassen wolle, weil ihm eine Trennung von ihr unmöglich sei, — doch mit Gewalt bezwang er sich und fragte, nur um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, weshalb sie geweint und was sie bei seinem Eintritt verborgen habe.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bestürzt hörte Zoraide diese Frage und zögerte noch stärker errötend mit der Antwort. Dann aber holte sie die Rose hervor und sprach kaum hörbar: „Dieser Rose wegen weinte ich!"

Ludwig drohte ihr lächelnd mit dem Finger:

„Dieser Rose wegen, die du mir heute morgen entwendet? Liebst du die Rosen so sehr?"

„Ja," hauchte Zoraide, „doch diese besonders, denn du hattest sie geküßt!"

Kaum mehr seiner Gefühle mächtig, konnte sich Ludwig nur mit Mühe bemeistern; schon erhob er die Arme, um das reizende Geschöpf an sein liebeglühendes Herz zu schließen — da gedachte er seines Schwures und nochmals blieb er Sieger über sich selbst. Stumm ergriff er Zoraidens Hand und geleitete sie zu Sibyllen, die ihr freundlich entgegen ging und sie liebevoll umarmte.

Zoraide fühlte sich seltsam zurückgestoßen, sie haßte diese Frau, ohne sich klar bewußt zu sein weshalb.

War dies eine Ahnung des unglücklichen Wesens, daß dieselbe Hand, die sie jetzt liebkoste, ihr den Tod geben sollte?

Bleich und mit klopfendem Herzen stand sie vor Sibyllen; da plötzlich sank sie auf die Kniee und weinte bitterlich. Sie hatte den auf dem Tische liegenden Dolch erblickt und erkannt. — Er stak einst im Herzen ihres Vaters.

Einige Monate waren vergangen, ohne daß etwas Bemerkenswertes an dem markgräflichen Hofe vorgefallen wäre, denn einige kleinere Festlichkeiten und besonders die regelmäßig wiederkehrenden Jagdvergnügungen in den gewaltigen wildreichen Forsten der Umgegend waren kaum als etwas Bemerkenswertes zu bezeichnen. Zoraide, die während dieser Zeit eifrig dem Studium der deutschen Sprache obgelegen und bei ihrer hohen Begabung schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, gewöhnte sich rasch an das Leben, die Sitten und Gewohnheiten der neuen

Heimat. Von Kindheit an in die Mauern eines Harems eingeschlossen, als heranblühende Jungfrau kein anderes Vergnügen kennend, als dichtverschleiert bisweilen in dem großen zum Harem gehörigen Garten mit ihren Gespielinnen zu lustwandeln, sah sie nie einer Änderung dieses trübseligen Daseins entgegen. Sie konnte den seitherigen Aufenthalt nur verlassen, um ihn mit dem Harem desjenigen zu vertauschen, der sie eines Tages als sein Weib seinen übrigen Weibern zugesellen würde. Nie hatte sie vorher einen andern Mann als ihren Vater gesehen. Von Liebe und der damit verbundenen Seligkeit der durch sie beglückten Wesen hatte sie bis vor Kurzem keine Ahnung.

Um so empfänglicher war deshalb ihre von Gott schön und frei geschaffene Seele für alle bisher so ungewohnten Vergnügungen; um so hingebender war diese Seele nun für das Gefühl der Liebe, je weniger sie ahnte, daß ihre Empfindung eine verbotene und die Erwiderung derselben von seiten des angebeteten Mannes ein Verbrechen sei. Sie liebte den Markgrafen, weil sie ihn lieben mußte, weil ihr keiner der übrigen Herren des Hofes so schön, so edel, so männlich, kurz so ihrer Liebe wert erschien, wie der hochherzige Besieger ihres Volkes. Deshalb blieb sie auch unempfindlich gegen die vielen und mancherlei Huldigungen anderer Herren; denn obwohl ihr Ludwig nie einen Beweis seiner Gegenliebe gegeben hatte, so fühlte sie doch, daß auch sie von ihm geliebt wurde.

Unter den Edlen des Hofes, die Zoraiden mit ihrer Huldigung auszeichneten, war der am meisten hervorragende der Junker Eberhard von Neuenstein, der die Stelle eines markgräflichen Oberforst- und Wildmeisters bekleidete. Mit hoher Bewunderung für die Schönheit der reizenden Türkin erfüllt, war er bei den häufig veranstalteten Jagden, welchen auch die Damen anwohnten, Zeuge der Gewandtheit und des unerschrockenen Mutes des jungen Mädchens, so daß seine Bewunderung bald zur heftigsten Liebe sich steigerte. Doch der von den Damen sehr verwöhnte Junker konnte sich keines — auch nicht des kleinsten Zeichens von Auszeichnung seitens der Dame

seines Herzens rühmen. Ja er glaubte zu bemerken, daß, je offener er seine Gefühle ihr zu erkennen gab, Zoraide nur um so zurückhaltender wurde. Erstaunt forschte er nach der Ursache dieses ihm unerklärlichen Benehmens. War es mädchenhafte Schüchternheit, die sie veranlaßte, ihre Gefühle zu verbergen oder — liebte sie einen Andern? Sein Argwohn brachte ihn bald auf die richtige Spur; — Liebe zu dem Markgrafen, dem sie aus den weit entlegenen Ländern hierher gefolgt war, konnte allein der Grund dafür sein, daß er, der von so vielen als begehrenswert angesehene Mann, bei diesem Kinde eine entschiedene Niederlage erlitt. Er beschloß beide scharf zu beobachten, um je nach Erfund seine Maßregeln zu ergreifen. Die nächste Jagd, so hoffte er, mußte ihm dann Gewißheit, wenn auch die schlimmste, bringen.

Ein herrlicher Septembermorgen war für eine Hirschhetze bestimmt. Schon standen die feurigen Rosse im Schloßhofe bereit, die Teilnehmer der Jagd dem damals so sehr beliebten Vergnügen entgegen zu tragen. — Unter ihnen auch Zoraidens prachtvoller Araber-Schimmel, den der Markgraf bei Szalankemen erbeutet und kürzlich der Tochter des einstigen Besitzers zurückgegeben hatte. Herrlich geschirrt stand das edle Tier und schäumte knirschend in die Zügel, an welchen es ein Diener für die reizende Reiterin bereit hielt.

Da trat kurz vor der bestimmten Abgangszeit Junker Eberhard herzu wie um den Schimmel zu bewundern und ließ, während er schmeichelnd den Hals des Pferdes klopfte, ein Goldstück in die Hand des Dieners gleiten und sprach zu dem Erstaunten: „Willst du mir einen Gefallen thun, Joseph?“

„Warum nicht, gnädiger Herr“, antwortete dieser, indem er das Geldstück rasch in seiner Tasche verschwinden ließ, „tausend für einen!“

„Wohl, so mache, daß beim Aufsitzen des Fräuleins der Sattelgurt bricht, — du sollst mich erkenntlich finden!“

Pfiffig lächelnd griff der Bursche in die Tasche, holte unbemerkt ein Messer hervor und schnitt den Riemen an

dem Gurt zur Hälfte durch, so daß es nur noch eines Rucks bedurfte, um ihn völlig zu zerreißen. Zufrieden nickte Eberhard mit dem Kopfe und schritt hinweg, denn eben erschien das fürstliche Paar mit dem gesamten Hofe, um die Rosse zu besteigen.

Zoraide hatte die türkische Tracht abgelegt; sie trug das lange knapp anliegende Reitkleid der übrigen Damen, das ihre schönen Formen nur um so reizender erscheinen ließ, und ein kleines mit Federn umwalltes Barett von grünem Sammt, das sie allerliebst kleidete. Rasch legte sie das Händchen auf Eberhards Schulter, der artig herbeieilte, um ihr beim Aufsteigen behülflich zu sein, setzte den kleinen zierlichen Fuß in den Bügel und schwang sich leicht und graziös in den Sattel. Doch in diesem Augenblicke rieß der durchschnittene Riemen vollends durch und die schöne Reiterin glitt mit einem halb unterdrückten Schrei mit dem Sattel herab, glücklicher Weise in die Arme Eberhards, die sie geschickt auffingen, so daß sie sich nicht beschädigen konnte.

„Tölpel," fuhr er jetzt den Diener an, „konntest du das Riemenzeug nicht besser nachsehen? Schnell lege dem Pferde einen andern Sattel auf, doch beeile dich, damit das Fräulein nur so kurz, wie immer möglich aufgehalten ist!"

Eine Entschuldigung murmelnd verbeugte sich Joseph; ein Zwinkern seines Auges machte jedoch dem Junker begreiflich, daß ihm hinreichend Zeit für eine Unterredung ohne Zeugen gegeben würde.

„Erlaubt mir, schöne Dame," sprach nun Eberhard, sich artig verbeugend, „dem Herrn Markgrafen den stattgehabten Unfall zu melden und ihn um Erlaubnis zu bitten, Euch so lange Gesellschaft leisten zu dürfen, bis Euer Pferd frisch gesattelt sein wird."

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte der Junker zu dem Fürsten, der soeben das Zeichen zum Abgang gegeben hatte. Bestürzt hörte Ludwig die Meldung des Junkers; einen Augenblick schwankte er, ob er nicht den bereits gegebenen Befehl zurücknehmen und den Jagdzug aufhalten

solle, bis Zoraide folgen könne. Doch unmöglich durfte er die Markgräfin und den ganzen Hof dieses Mädchens wegen warten lassen. Er genehmigte deshalb des Junkers Bitte, Zoraiden Gesellschaft zu leisten, begab sich neben Sibylle und sprengte an der Spitze des Zuges aus dem Schloßportale.

Eberhard aber schritt vergnügt, daß seine List so wohl gelungen war, zu Zoraiden, die den unglücklichen Zufall verwünschend, der ihr die Gesellschaft des ihr widerwärtigen Junkers aufnötigte, sich in das Unvermeidliche fügte und ihn ersuchte, sie in den Schloßgarten zu geleiten, um dort die Ankunft ihres Pferdes zu erwarten. Bereitwillig, da dies mit seinen Absichten sehr übereinstimmte, bot ihr der Junker die Hand und führte sie dahin.

„Welch' ein Glück, Fräulein," begann er dann, nachdem sich Zoraide auf eine Ruhebank niedergelassen hatte, „daß der Sattelgurt sogleich beim Besteigen Eures Pferdes brach! Wenn ich bedenke, welch' entsetzliches Unglück Euch hätte begegnen können, wäre der Unfall während der Jagd selbst eingetreten, so erstarrt mir das Herz. Der Diener soll für seine Nachlässigkeit schwere Strafe erleiden und doch —", setzte er wie zögernd hinzu, „fühle ich mich ihm verpflichtet, denn ihm verdanke ich das Glück, Euch einige Minuten allein zu sprechen!"

Erschreckt wollte Zoraide aufspringen, denn sie ahnte, was auf diese Einleitung folgen würde, doch Eberhards Hand hielt sie zurück und mit sanfter Stimme fügte er bei: „Ich bitte Euch, Zoraide, gönnt mir diese kurze Frist des Alleinseins und höret endlich das Geständnis der heißen, innigen Liebe, die ich für Euch, die Schönste, die Herrlichste des Hofes, empfinde. Seit Monden schon trage ich dieses Gefühl für Euch in meiner Brust — o lohnet mir mit Eurer Gegenliebe, willigt ein, werdet meine Begleiterin durchs Leben als mein treu geliebtes Weib!"

Der Junker hatte bei den letzten Worten Zoraidens Hand gefaßt und wollte sie an seine Lippen führen, doch rasch entzog sie ihm diese, schüttelte das Köpfchen und sprach: „Nein!"

Eberhard hatte sich einen ganz andern Erfolg seiner rührend vorgetragenen Bitte versprochen. Er hatte sich gedacht, Zoraide würde in Verlegenheit geraten, zittern und endlich errötend den Kuß seiner Liebe dulden, aber es lag nicht im Charakter dieses Naturkindes, in Verlegenheit zu geraten oder gar zu zittern; sie sprach jedes Gefühl, das in ihrer Brust, und jeden Gedanken, der in ihrem Kopfe entstand, ohne Scheu und unverhohlen aus.

Statt ihrer aber geriet jetzt der Junker in Verlegenheit: „So weiset ihr meine Liebe zurück — vermögt Ihr nicht, mich ein wenig zu lieben?

„Nein!“ wiederholte lakonisch Zoraide.

„Und weshalb nicht? Bin ich euch so verhaßt oder —“, fügte er lauernd bei, „liebt Ihr schon — einen Andern?“

Jetzt errötete Zoraide, doch schnell erhob sie sich, warf das Köpfchen in den Nacken und sprach mit blitzendem Auge: „Ja!“

Damit hatte diese Unterredung, von der sich der verliebte Junker so große Erfolge versprochen hatte, ihr Ende erreicht, denn Zoraide wandte sich jetzt dem Schloßportale zu, unter welchem ein Diener erschien, mit der Meldung, daß die Pferde bereit stünden.

Verblüfft — doch nicht niedergeschlagen folgte Eberhard der voranschreitenden Dame. „Der Markgraf selbst,“ dachte er, „muß dir jetzt helfen, ans Ziel deiner Wünsche zu gelangen, er selbst, den sie liebt, soll dein Freiwerber sein!“

Schweigend half er dem Mädchen in den Sattel, schwang sich selbst auf sein Roß und beide sprengten in scharfem Galopp der Jagdgesellschaft nach, die sie bald einholten. Zoraide ritt alsbald an des Markgrafen Seite, der sich besorgt nach der Ursache des Unfalles erkundigte und ihr seine Freude darüber aussprach, daß sie keinen Schaden genommen habe.

Zoraide richtete einen ihrer Blicke, in dem ihre ganze Seele lag, auf Ludwig und sprach in türkischer nur ihm verständlicher Sprache: „Ich danke dir, mein teurer geliebter Herr!“

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

Ludwig errötete. — Niemand in der Umgebung konnte das Mädchen verstanden haben; doch Sibyllens Blick war mißtrauisch und argwöhnisch auf ihn gerichtet und ohne Zweifel die verräterische Röte, die sein Antlitz bedeckte, gewahrend, ahnte sie die Bedeutung der eben gesprochenen Worte. Ihre Aufregung verbergend, ritt sie jedoch scheinbar ruhig weiter.

Endlich kam man am Fuße des Fremersberges an, auf dessen sanft in das Rheinthal verlaufendem Hange das Lager eines mächtigen Hirsches ausgespürt worden war. Eberhard ordnete kraft seines Amtes die Aufstellung der Kreiser an, die in einem großen Bogen, der nur eine offene Seite nach der Ebene zu hatte, das Lager umstellten und allmälig näher rückten. Endlich wurden auf ein von dem Markgrafen gegebenes Zeichen die ungeduldigen Hunde losgelassen, die bald mit wildem Kläffen, ihrem feinen Spürsinne folgend, das edle herrliche Tier auftrieben. Mit mächtigen Sätzen strebte es bergauf, wo es vor Verfolgung sicher gewesen wäre, aber überall stieß es auf den dichten Kranz der Kreiser, die es mit Klappern und geschwenkten Flaggen zurückscheuchten. Es stutzte, kehrte um und noch im vollen Besitze seiner Kräfte brach es sich mit gesenktem Geweih Bahn durch die hetzende Meute und floh pfeilgeschwind in der entgegengesetzten Richtung der Ebene zu. Jetzt begann die Verfolgung der Jäger. Geführt von den leitenden Hunden sprengte majestätisch allen voran auf der Fährte des gehetzten Hirsches der Markgraf auf seinem kräftigen Renner; vergeblich bemühte sich die Markgräfin und die übrige Gesellschaft, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

Aber jetzt, als man in der freien Ebene angelangt war, brach aus der Reihe der voll Respekt hinter der Fürstin zurückgebliebenen Jäger Zoraidens Schimmel hervor und jagte, als ob er Flügel hätte, in gewaltigen Fluchten über die Fläche. Über Stock und Stein, über Gräben und Zäune trug sie in rasender Eile das prachtvolle Tier, mit dem an Schnelligkeit und Ausdauer kein anderes Pferd wetteifern konnte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

„Zurück an die Stelle, die dir gebührt!“ rief da die Markgräfin in aufwallendem Zorne; allein, entweder hatte das Mädchen den Ruf der Fürstin nicht gehört oder ihre kleinen Hände waren nicht imstande, das feurige Roß zu zügeln — immer weiter floh die kühne Reiterin und bald befand sie sich dicht an der Seite des Markgrafen, dessen Auge entzückt auf der graziösen Gestalt und dem fessellos von den dunkeln Locken umflatterten Antlitz des täglich mehr geliebten Mädchens ruhte.

Wütend und von neuerdings auflodernder Eifersucht gestachelt, schaute Sibylle der Frechen nach, die es gewagt hatte, so die Etiquette außer Acht zu lassen. Da hörte sie sich die Worte zuflüstern: „Sie wünscht offenbar mit dem Herrn Markgrafen allein zu sein!“ Mit blitzendem Auge wandte sie sich gegen den Sprecher, dessen Bemerkung ihr wie Spott klang, da sah sie in das totenbleiche Antlitz Eberhards und sie, die längst das Geheimnis des Junkers erraten und schon stille Pläne darauf gebaut hatte, las aus seinen wutverzerrten Zügen, daß er dieselben Qualen duldete wie sie selbst. Sie drängte deshalb die heftige Erwiderung, die sie schon auf der Zunge hatte, zurück, denn Eberhard wurde ihr jetzt ein natürlicher Verbündeter durch die Gleichheit der beiden drohenden Gefahr. „Geduld Junker — Geduld!“ erwiderte sie ihm ebenso leise, indem sie ihr Pferd anhielt und ihm durch ein Zeichen bedeutete, dasselbe zu thun. Ermüdung vorschützend, ritt sie sodann aus der Reihe der Jagenden, denen sie befahl, die Jagd fortzusetzen und sprach, als sie sich mit dem Junker allein sah, hastig und aufgeregt: „Ihr habt dies also auch bemerkt, Junker?“

„Ja, gnädigste Frau, antwortete dieser ehrerbietig, „noch mehr als dies — ich weiß gewiß, daß sie — in des Herrn Markgrafen Durchlaucht sterblich verliebt ist!“

Die Fürstin zuckte zusammen — „und er desgleichen in sie — nicht wahr? Woher habt Ihr die Gewißheit dessen, was mir schon seit dem Tage ihrer Ankunft eine folternde Wahrscheinlichkeit war — redet Junker!“

Ohne den ersten Teil der Frage zu beantworten, er-

zählte der Junker von seiner Liebe, seinen gehegten Hoffnungen und endlich seinen Befürchtungen; sodann gestand er die gebrauchte List, um Zoraiden zu der Unterredung zu nötigen, die sie ihm bisher hartnäckig verweigert hatte, und berichtete schließlich seine stattgehabte Erklärung und ihren Erfolg dem ganzen Wortlaute des zwischen ihnen stattgehabten Gespräches nach.

In höchster Aufregung biß sich Sibylle die Lippen, daß sie bluteten und mit vor Zorn erstickter Stimme murmelte sie: „Ihr habt Recht — es bleibt kein Zweifel, sie sind im Einverständnis; auch diese improvisierte Flucht war abgeredet! Doch," rief sie mit funkelnden Augen die Faust schüttelnd „Ihr habt ohne die beleidigte Gattin, ohne die mißachtete Fürstin gerechnet! Was gedenkt Ihr zu thun, Junker?"

„Wenn ich Eurer Unterstützung sicher sein kann, gnädigste Frau —"

„Gewiß, Junker," unterbrach ihn die Fürstin, „was Ihr auch unternehmen wollt, seid meiner Unterstützung versichert!"

„Wohl," sprach sich dankbar verbeugend Eberhard, „so werde ich noch heute den Herrn Markgrafen bitten, für mich als Freiwerber bei Zoraiden aufzutreten; seinen Wünschen — nötigen Falls seinen Befehlen wird sie sich fügen!"

„Und er soll es befehlen — verlaßt Euch d'rauf," rief Sibylle, „und Eure Sorge wird es dann sein, Euer Weib zu hüten!"

„Sie soll nicht wieder bei Hofe erscheinen, gnädigste Frau," erwiderte Eberhard, indem er sich lächelnd verbeugte.

„Das ist es, was ich wünsche!" sprach die Markgräfin; dann trieb sie ihr Pferd an, denn eben ertönte in der Ferne die fröhliche Fanfare, die die zerstreuten Jäger auf den Platz des Halali rief.

Es war der Markgraf selbst, der, stets der erste hinter dem gehetzten Tiere, das Signal gab, als er es ermattet zusammenbrechen sah. Rasch sprang er vom Pferde und half Zoraiden aus dem Sattel, die voll Mitleid das schöne

edle Tier anblickte, nachdem der Hirschfänger des Fürsten seiner Qual ein Ende gemacht hatte. Den Hirsch zu erlegen — dieses eigentliche Jägervergnügen — hatte für sie keinen Reiz; ihr war es nur um die Raschheit des Reitens, um den vollständigen Genuß der so lange entbehrten Freiheit und — um die Nähe des Geliebten zu thun.

Bald sammelte sich die ganze Jagdgesellschaft auf dem Platze. Auch Sibylle und Eberhard sprengten eben den Waldweg als die beiden letzten heran. Man stieg ab und lagerte sich auf dem duftenden Moose, während die dampfenden Pferde der Hut der Diener übergeben wurden. Dann wurden Erfrischungen herbeigebracht; edler Rheinwein schäumte in den grünen Römern und stimmte die Herzen zum Frohsinn. Bald bewährte sich auch das Sprüchwort:

Lied und Wein
Stets beisammen sein!

Denn jetzt erhob sich der Aufforderung des Fürsten zufolge der Junker von Neuenstein und begann mit schöner klangvoller Stimme ein lustiges Jägerlied, in dessen Refrain auch Ludwig mit kräftigem Basse einstimmte. Lied auf Lied folgte dann; schmachtende Liebesgesänge wechselten mit fröhlichen Jagd- und feurigen Kriegsliedern, die in der Runde von einzelnen Herren oder Damen vorgetragen wurden. Auch Zoraide kam an die Reihe; sie sang jenes schwermütige türkische Liedchen, das sie in jener Mainacht gesungen und das den glimmenden Funken in Ludwigs Brust zur hellen Flamme angefacht hatte. Der allgemeinste Beifall lohnte die liebliche Sängerin, obgleich ihr Lied von Ludwig allein verstanden wurde, wie es ihm allein auch gegolten hatte. Sinnend und jener Nacht gedenkend, die in seiner Brust das Gefühl der Liebe wach gerufen, lauschte er wieder diesen weichen klagenden Tönen, die ihm heute wie ein sanfter Vorwurf aus ihrem Munde erklangen und ihr auf ihn gerichtetes Auge, dem er beim Schlusse des Liedes begegnete, schien ihn zu fragen: „Verstehst du mich denn noch immer nicht?“

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Noch einige Sänger und Sängerinnen hatten so Gelegenheit, sich den Beifall der Zuhörenden zu erwerben. Endlich traf die Reihe als den letzten den Markgrafen selbst. Er kämpfte mit sich selbst, ob er Zoraiden nicht mit einem feurigen Liebesliede, nur ihr verständlich, gleichfalls antworten solle. Doch wieder sah er das forschende Auge Sibyllens auf sich gerichtet; dies bestimmte die Wahl seines Liedes. Rasch erhob er sich und sang mit einer gewaltigen markigen Stimme das nicht lange vorher bekannt gewordene Lied:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter —"

Begeisterter Beifall erscholl in der Runde, als er zum Schlusse gekommen war. Da füllte er sein Glas zum Rande und brachte ein Vivat aus auf seinen edlen Schüler im Kriegshandwerke und jubelnd stimmte alles ein in das Hoch auf den Lehrer und seinen großen Schüler.

In heiterster Stimmung wurde endlich der Heimweg angetreten. Schweigsam trabte an der Spitze des Zuges neben dem Gatten die argwöhnische Fürstin; in der Reihe der Damen aber ritt ebenso schweigsam, das Köpfchen mit den thränenschweren Augen gesenkt, Zoraide.

Sie hatte sich von Ludwig eine andere Antwort auf ihre im Liede gestellte Frage erwartet.

Noch am Abende desselben Tages, kurz nach Beendigung der Hoftafel, zu welcher sämtliche Teilnehmer der heutigen Jagd geladen waren, ließ Sibylle den Markgrafen um eine Unterredung bitten. Ungesäumt folgte er der Einladung und begab sich nach der Wohnung seiner Gattin, wo er zu seiner Verwunderung auch den Junker von Neuenstein traf.

Sibylle erwiderte ernst und gemessen des Gatten Begrüßung, der sich alsbald nach ihren Wünschen erkundigte.

„Ich wollte," begann Sibylle, „ursprünglich Klage führen über deinen Schützling — Zoraide."

Erstaunt horchte Ludwig auf; er las in Sibyllens Mienen, was er schon so oft gelesen, daß es sich wieder

einmal um eine Eifersuchts-Szene handle. Er konnte sich hierbei nur die Anwesenheit Eberhards nicht erklären.

„Ich bitte — laßt mich mit meiner Frau allein," wandte er sich kurz und befehlend an den Junker.

Eberhard verbeugte sich tief und wollte sich dem erhaltenen Befehle gemäß zurückziehen, allein zu Ludwigs noch größerem Erstaunen rief ihn die Markgräfin zurück, indem sie fortfuhr: „Erlaube, mein Gemahl, es handelt sich bei dem, was ich vorzutragen habe, auch ein wenig um den Junker; gestatte deshalb, daß er bleibe!"

Etwas unwirsch machte Ludwig ein Zeichen der Einwilligung und ersuchte seine Gattin, zu beginnen. Mit dem Tone der Entrüstung erzählte nun Sibylle den Vorfall der heutigen Jagd, die ihren höchsten Verdruß erregt habe.

Ärgerlich hörte Ludwig, der niemals viel auf die starren Formen der Etiquette gehalten hatte und in seinen langen Feldzügen derselben ganz entwöhnt worden war, die Klage seiner Gattin an.

„Bei einer Jagd," sprach er dann, Zoraiden in Schutz nehmend, „darf man es mit der Etiquette nicht so genau nehmen; es ist natürlich, daß ein dem edlen Waidwerk leidenschaftlich ergebener Jäger den schnellen Hirsch durch möglichst große eigene Schnelligkeit einzuholen sucht — und" setzte er lächelnd hinzu, „verstündet ihr zu reiten wie Zoraide, so wäre ihr wohl der im Ungestüm des Jagens begangene Verstoß unmöglich gewesen!"

„Mir," erwiderte Sibylle bitter, „hast du freilich kein so herrliches Pferd geschenkt, wie Zoraiden. Wäre mir dies Tier zur Verfügung gestanden, so hätte es statt ihrer mich an deine Seite getragen, wohin nur ich gehöre."

„Dies gehört nicht hierher, Sibylle," sprach Ludwig strenge, „doch ich bitte mir zu erklären, in wie ferne dies alles den Junker von Neuenstein berührt?"

„Ich würde trotz deines — wie es scheint — freisprechenden Erkenntnisses auf einer offiziellen Rüge von Zoraidens Benehmen bestehen, wenn nicht der Junker hier

sich ebenfalls für deinen Schützling verwendet hätte. Seinetwegen stehe ich ab von meiner Klage, da die Bitte, die er dir vorzutragen hat und um deren Genehmigung ich dich ersuche, mir zugleich eine Bürgschaft dafür bietet, daß Zoraide keine ähnlichen Verstöße gegen die Etiquette mehr begehen wird!"

Immer mehr erstaunt richtete Ludwig seine Blicke auf den Junker, der sich tief verbeugte. „Eine Bitte, Junker," sprach er dann, „zu der Ihr sogar die Markgräfin als Fürsprecherin nötig habt?"

„Ja, gnädiger Herr," begann nun Eberhard, „eine Bitte, von der das Glück meines Lebens abhängt, ich bitte Euch um die Hand Zoraidens, die ich liebe!"

Ludwig erschrack; der Möglichkeit, das geliebte Mädchen als das Weib eines andern zu sehen, hatte er bisher noch gar nicht gedacht. Er hatte sich nach und nach daran gewöhnt, in der Stille von allen andern unbemerkt — wie er glaubte — das liebenswürdige Wesen anzubeten; er sah sie, als die Trägerin seiner heiligen keuschen Gefühle, gewissermaßen als sein Eigentum an und jetzt wollte ein dritter mit störender Hand in dieses sein Gefühlsleben eingreifen, ihm sein Eigentum, seine Liebe, seine Zoraide entreißen.

„Nimmermehr!" polterte er unbesonnen heraus und zog finster die Brauen zusammen.

„Wie, mein Gemahl," rief Sibylle höhnisch, „sollte dies dem Mädchen zugedachte Glück nicht im Einklang mit deinen eigenen — Absichten sein? Bist du imstande, deiner Schutzbefohlenen ein besseres Los zu bieten?"

Ludwig errötete verlegen; er fühlte wohl, daß er sich durch die Verweigerung seiner Einwilligung Sibyllen gegenüber eine Blöße gegeben habe.

„Nimmermehr," sprach er absichtlich dasselbe Wort gebrauchend, als ob er in einem begonnenen Satze unterbrochen worden sei, „werde ich Zoraiden einen Gemahl aufnötigen, den sie nicht liebt!"

„Kennst du so genau Zoraidens Gefühle? Weißt du vielleicht, welchen andern sie liebt, wenn du mit solcher

Zuversicht zu behaupten vermagst, sie liebe den Junker nicht?"

„Ich weiß nur das eine," sprach wieder der Markgraf, der sich inzwischen wieder vollständig gefaßt hatte, „daß Zoraide vollständig Herrin ihrer Hand ist; von ihrer eigenen Wahl, von ihrer Selbstbestimmung möge es abhängen, wem sie diese schenken will — ich werde sie nie hierin beeinflussen!"

„Es sei auch ferne von mir," wagte jetzt der Junker zu sprechen, „mein Lebensglück einer Beeinflussung verdanken zu wollen. Ich bitte Euch nur, gnädigster Herr, mit Zoraiden zu reden —"

„Ei, thut dies doch selbst!"

„Ich habe mich ihr bereits erklärt und wenn auch die Überraschung und mädchenhafte Schüchternheit sie von dem Geständnis ihrer Gegenliebe zurückhielt, so konnte ich doch bemerken, daß ich ihr nicht gleichgiltig sei!"

Über Ludwigs schöne offene Stirne zuckte eine Wolke des Unwillens und sein blitzendes Auge heftete sich durchbohrend auf den Junker, der ihn offenbar zu belügen wagte. Doch, um sich nicht abermals zu verraten, stellte er sich, als glaube er der lügenhaften Behauptung.

„Ei, wenn sich die Sache so verhält, so bedürft Ihr ja meiner Vermittlung nicht, Junker!"

„Nicht dieser, gnädigster Herr, sondern ich bitte Euch nur, für mich um die Hand des geliebten Mädchens werben zu wollen. Dies wird ihr zugleich den Beweis liefern, daß Ihr, der Ihr Vaterstelle an dem Mädchen vertretet, nichts gegen diese Verbindung einzuwenden habt!"

„Daß du sie vielmehr wünschest, wie auch ich!" schaltete Sibylle mit einem höhnischen Blicke ein.

Ludwig überlegte einen Augenblick, während er sich bemühte, ruhig zu bleiben, um den Sturm seiner Gefühle nicht auf seinem Angesichte lesbar zu machen. Er konnte sich diesem Auftrage, welcher der Sitte der damaligen Zeit entsprechend in aller Form an ihn gerichtet war, nicht wohl entziehen, ohne Sibyllens aufs Heftigste erregten Verdacht noch mehr zu steigern. Es war ihm entsetzlich,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

selbst die Geliebte einem andern Manne zuführen zu sollen; sein Herz sträubte sich mit aller Macht gegen diese Zumutung und dennoch mußte er seinem Schwure getreu auch dieses Opfer noch bringen.

Zwar konnte er sich nicht verhehlen, daß seine Fürsprache Zoraidens Entscheidung sehr beeinflussen müsse, denn von jeher an sklavischen Gehorsam gewöhnt, konnte sie eine von ihm vorgebrachte Werbung als einen Ausdruck seiner Wünsche ansehen und möglicher, sogar wahrscheinlicher Weise deshalb sich fügen. Doch Friede mußte werden um jeden Preis — Friede in seinem Hause, Friede in seinem eigenen Innern.

„Wohl, Junker," sprach er endlich mit ruhiger, beinahe feierlicher Stimme, „ich werde Eurem Wunsche sogleich genügen; holt Euch morgen früh Eure Antwort!"

Dies war für Eberhard ein Zeichen der Entlassung; er verbeugte sich tief vor der Fürstin und folgte Ludwig, welcher sich kalt und förmlich von seiner Gattin verabschiedet hatte, um sich alsbald zur Erfüllung seines Versprechens nach der ein Stockwerk höher gelegenen Wohnung Zoraidens zu begeben. Am Fuße der Haupttreppe angelangt, entließ er den Junker und stieg beklommenen Herzens empor, um — seine eigene Liebe zu Grabe zu tragen.

Sybille aber eilte, nachdem die beiden Männer das Gemach verlassen hatten, hastigen Schrittes nach der Thüre, wo sie lauschend stehen blieb. Die Schritte derselben verhallten soeben auf dem Korridor, Ludwig mußte jetzt zum obern Stocke aufsteigen. Ihr Herz pochte stürmisch, wenn sie der Unterredung gedachte, die in wenigen Minuten statthaben mußte. Anfangs leise dann immer stärker stiegen Zweifel in ihr auf, ob Ludwig sein Versprechen halten und redlich für den Junker werben würde. Konnte er nicht die gebotene Gelegenheit benützen zu einem Geständnis seiner eigenen Liebe?

Die eifersüchtige Fürstin zitterte bei diesem Gedanken — sie mußte Zeugin dieser Unterredung werden. Neben Zoraidens Zimmer war — wie ihr plötzlich beifiel — ein kleines Kabinet, von dem man durch eine Tapetenthüre

in des Mädchens Wohnung gelangen konnte. Das Kabinet hatte vom Korridor aus einen eigenen stets verschlossenen Eingang; wenn es ihr gelingen konnte, diese Thüre zu öffnen, so war es ihr mit Leichtigkeit möglich, hinter der Tapete zu lauschen. Die Versuchung war zu groß; rasch eilte sie zu einem Kleiderschranke und riß einen Mantel heraus, der bei der inzwischen eingetretenen Dämmerung ihre Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verhüllen mußte. In ihrer Hast und Eile zog sie einen Gegenstand mit heraus, der klirrend zu ihren Füßen fiel; sie bückte sich darnach — es war der ihr von Ludwig geschenkte türkische Dolch. Rasch ergriff sie ihn — das war der Schlüssel, der ihr die Thüre öffnen mußte — und schlüpfte aus dem Gemache. In wenigen Augenblicken erstieg sie eine kleine nur selten benützte Treppe, die ebenfalls zum obern Stockwerke führte, noch einige Schritte und sie stand vor der verhängnisvollen Thüre; sie schaute sich um — niemand war in der Nähe — einen Augenblick zauderte sie, dann zwängte sie die starke Waffe zwischen den Riegel des Schlosses, er sprang zurück — sie trat ein. Tief aufatmend näherte sie sich der Tapetenthüre und legte ihr Ohr an die Wand. Ludwig mußte kurz zuvor eingetreten sein, denn Zoraide schickte soeben auf den Wunsch des Markgrafen ihre Frauen weg.

Mit der Spitze ihres Dolches bohrte Sybille eine kleine Öffnung in die Tapete, so daß sie das Gemach vollständig übersehen konnte und stand lauschend mit angehaltenem Atem während der kurzen eingetretenen Pause auf ihrem Posten.

„Zoraide“, begann jetzt der Markgraf in deutscher Sprache mit ernster Stimme, indem er tief bewegt das erzitternde Mädchen bei der Hand ergriff, „als ich dich aus deinem Heimatlande mit mir nahm, hatte ich die Absicht, dich für das viele Unglück, das dich in so zarter Jugend betroffen, zu entschädigen. Mein eigenes Haus sollte dir zur neuen Heimat, ich selbst wollte dir ein Vater werden, um mit treuer Sorge deine Schritte in dem dir neuen Leben zu beschützen!“

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Ja, Herr," unterbrach ihn Zoraide, indem sie zärtlich seine Hand küßte, „du warst gut gegen die fremde Waise; möge dich Allah dafür segnen und möge der Schatten Mustaphas, meines Vaters, der Tochter nicht zürnen, daß ihre Augen seit seinem Tode trocken blieben, denn — Herr — Zoraide ist glücklich, glücklich durch dich und ihre Liebe zu dir," flüsterte sie hoch errötend mit kaum vernehmlicher Stimme.

Ludwig bebte — er bedeckte mit der Hand seine Augen, damit er das liebeatmende reine Wesen nicht sehe. Krampfhaft zog sich sein Herz zusammen, als er mit zitternder Stimme fortfuhr: „Und doch sollst du jetzt aufhören, mein Haus als meine Tochter zu bewohnen!"

Zoraide erbleichte; sie faltete die kleinen weißen Händchen über ihrem wogenden Busen und blickte erschrocken in Ludwigs edles Antlitz, der vergeblich seine Rührung zu verbergen suchte.

„O Herr", sprach sie, „du willst mich von dir stoßen, du willst mich zurück schicken in mein Heimatland, o thue es nicht, mein teurer Herr, denn nur, wo du bist, ist meine Heimat!"

„Nein, Zoraide, du sollst nicht zurück in deine dir fremd gewordene Heimat, du sollst nur dies Haus vertauschen mit einem andern — mit deinem eigenen Hause, das du bewohnen sollst als — die Gattin — eines Mannes, der — dich liebt!"

Ein Blitz der Freude zuckte auf in Zoraidens schönem Gesichtchen — doch nur um einen Moment darauf dem Ausdrucke düsterster Verzweiflung Platz zu machen. Einen Augenblick konnte sie glauben, Ludwig spräche von sich selbst. „O," rief sie entsetzt, „Ihr Christen habt nur eine Frau!"

Kalter Schweiß stand auf der marmorbleichen Stirne des unglücklichen Fürsten; seine Lippen zitterten, als er mit abgewandtem Antlitze die Worte mehr hauchte als sprach: „Der Mann, von dem ich spreche, ist unverheiratet; einer der ersten Söhne meines Landes, der Junker Eber-

hard von Neuenstein, liebt dich und wirbt durch mich um deine Hand!"

Tötlicher Schreck durchzuckte Zoraidens Herz, das durch die Worte des Mannes, den sie so leidenschaftlich liebte, so grenzenlos verwundet wurde. Die Sinne entschwanden ihr, sie taumelte und wäre zu Boden gestürzt, wenn sie nicht Ludwigs Arme aufgehalten hätten.

„Zoraide — Zoraide!" erhole dich, geliebtes Mädchen!" rief der bestürzte Fürst, und nicht länger mehr Herr seiner so lange zurückgedrängten Gefühle, schloß er die halb Bewußtlose fest an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht und Mund, sie mit den zärtlichsten Namen rufend, mit heißen Küssen.

Endlich rief sie die geliebte Stimme zurück ins Leben; sie schlug die Augen auf, sah sich in den Armen, an der Brust des geliebten Mannes und namenlose Wonne durchschauerte sie, als ihr Ludwigs Küsse seine überwallenden Gefühle verrieten. Sie schlang die Arme um des Geliebten Nacken und barg ihr erglühendes Gesichtchen an seiner Brust.

„O mein Geliebter, stoße mich nicht von dir!" sprach sie jetzt, seine Küsse erwidernd, „gib mich keinem andern Manne, denn ich liebe ja nur dich!"

„O Zoraide," antwortete Ludwig, sie fester an sich schließend, „soll ich dir erst sagen, welche Pein es mir wäre, dich in eines andern Armen zu wissen? Seit Monaten schon liebe ich dich, ohne daß ich wagte, es mir selbst — geschweige denn dir zu gestehen. In meiner Brust wollte ich für immer mein Geheimnis verschließen; schweigend wollte ich dich in der Stille anbeten wie eine Heilige des Himmels! Doch der Anblick deines Schmerzes, deiner Liebe und die Angst um dich lösten mir die Zunge; und nun, holdes Kind, halte ich dich fest — nun bist du mein und niemand soll dich mir entreißen!"

Zoraide lächelte selig. „Ja, dein will ich sein — dein bis zum letzten Atemzuge! Nur der Tod soll mich von dir trennen!"

„Ja, der Tod soll dich von ihm trennen!" flüsterte

Sybille, die schäumend vor Wut die ganze Szene mit angesehen und angehört hatte. „Rache," knirschte sie krampfhaft ihren Dolch fassend, „Rache an dir und ihm!"

Jetzt endlich entzog sich Ludwig sanft den ihn umschlingenden Armen Zoraidens, denn er konnte, ohne daß es aufgefallen wäre, nicht länger bleiben. Eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß und Ludwig riß sich los. „Darf ich wiederkommen?" sprach er leise noch unter der Thüre.

„Ich bin dein, ganz dein, mein Geliebter! Ich werde die Minuten zählen bis zu deiner Rückkehr!" erwiderte sie und wandte sich erglühend ab.

Ludwig verschwand.

Zoraide aber blieb in seliger Selbstvergessenheit an der Thüre stehen und lauschte auf den verhallenden Tritt des Geliebten. „O kehre bald zurück, mein Ludwig, komme bald in die Arme deiner Zoraide!" flüsterte sie sehnsüchtig, die Arme nach der Thüre ausgebreitet, durch die Ludwig soeben geschritten war.

„Elende Buhlerin, falsche Heuchlerin!" tönte es jetzt der Erschreckten ins Ohr. Entsetzt wandte sie sich um und glaubte im Halbdunkel ein Gespenst zu sehen, denn mit drohend erhobenem Arme stand Sibylle, die verratene Gattin, vor ihr. Unfähig, einen Laut von sich zu geben, starrte sie die Erscheinung an — da senkte sich der erhobene Arm und — stumm, eine träge Masse stürzte der Körper des lieblichen Geschöpfes zu den Füßen seiner Mörderin. Der Dolch, der schon des Vaters Leib durchbohrt, hatte auch das Herz der Tochter getroffen.

Entsetzen faßte die Fürstin nach der unglückselig raschen That; wie von Furien gepeitscht, entfloh sie aus dem Gemache des Mordes und erreichte unbemerkt wieder ihre Wohnung, wo sie ohnmächtig zusammenbrach. — —

Ein durch das Schloß hallender gellender Schrei erweckte sie aus ihrem bewußtlosen Zustande. Sie schlug die Augen auf und sah sich allein in der herrschenden Dämmerung. Mit Entsetzen erinnerte sie sich der begangenen That und mit Zentnerschwere drückte sie das

Bewußtsein des vollbrachten Verbrechens darnieder; die seltsame Unruhe, das Hin- und Herrennen auf den Gängen, die Schreckensschreie belehrten sie, daß man dasselbe bereits entdeckt habe. Instinktmäßig griff sie nach dem Klingelzuge, verlangte Licht und frug nach der Ursache des Lärms. Geschwätzig berichtete ihr die Dienerin, daß man Zoraide tot — einen Dolch im Herzen in ihrem Zimmer aufgefunden habe; alles behaupte, sie habe sich in einem Anfall von Heimweh selbst den Tot gegeben.

Die Markgräfin atmete tief auf; man hatte keine Ahnung von ihrem begangenen Verbrechen und dessen Veranlassung. Sie klagte über Unwohlsein und befahl ihrer Kammerfrau die Nacht über bei ihr im Zimmer zu bleiben.

Die blutbefleckte Fürstin fürchtete sich. —

Halb wahnsinnig war Ludwig von der Leiche Zoraidens in seine Gemächer zurückgebracht worden, worin er bis zum Tage der Beerdigung für niemand sichtbar verblieb. Er hatte Befehl gegeben, daß diese mit allem Pompe, wie für ein Angehöriges seiner Familie stattfinden solle. Er selbst folgte wort- und thränenlos in tiefster Trauer der Bahre, auf der von acht Edelleuten getragen die mit Blumen bedeckte Hülle des unglücklichen Mädchens zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht wurde. Stumm kehrte er wieder heim und begab sich alsbald nach der Wohnung Sybillens.

Totenbleich, doch sonst ohne ein Zeichen von Aufregung, trat er bei ihr ein und entließ mit einem Winke die Dienerinnen. Langsam schritt er dann vor die Zitternde hin und sprach ruhig und ernst: „Sybille, ich komme von dem Grabe einer Unglücklichen, die sich selbst den Tod gegeben, — so glaubt alles außer mir!“

Er legte seine Hand auf ihr Haupt und zwang sie, ihn anzusehen, während er leise, beinahe flüsternd fortfuhr: „Ich aber weiß, daß sie durch Mörderhand — daß sie durch dich starb!“

Aufschreiend stürzte die Markgräfin nieder und umschlang die Kniee des Gemahls, der kalt und unbarmherzig den blutbedeckten Dolch hervorzog und dicht unter ihre Augen hielt mit den Worten: „Hier der Beweis meiner Anklage — dein Dolch, den ich selbst aus dem Herzen der Leiche gezogen, denn niemand darf ahnen, daß mein Weib eine Mörderin ist. Zwischen uns beiden aber," — er ließ den Dolch zur Erde fallen — „wird für immer dieser blutige Stahl als eine Scheidewand liegen; du bleibst die Fürstin — doch mein Weib bist du gewesen!"

Langsam und ruhig, wie er gekommen, verließ er das Gemach wieder und schickte die Frauen der Fürstin zu Hilfe, die ohnmächtig auf der Erde lag.

Nie mehr betrat Ludwig die Gemächer Sybillens. —

So lautete die Geschichte, die mir der alte Friedhofgärtner erzählte. Ernst stand ich an dem Grabe der Unglücklichen, während der Greis sein Mützchen abnahm und ein Vaterunser sprach für das Seelenheil der Gemordeten. Dann brach er mir eine Knospe von einem uralten weißen Rosenstrauche, den der Sage nach Ludwig selbst auf das Grab Zoraidens gepflanzt hatte und machte mir nach kurzer Pause noch folgende Mitteilungen:

Seit jenem Tage, der dem Markgrafen die Geliebte geraubt hatte, war ihm der Aufenthalt in dem Hause seiner Ahnen, wo das Gräßliche geschehen war, zuwider. Er beschloß seine Residenz nach dem etwa zwei Stunden entfernten Rastatt zu verlegen, wo er sich ein prachtvolles Schloß erbaute. Hier lebte er, nachdem er nochmals im spanischen Erbfolgekriege als Feldherr sich Lorbeeren gesammelt hatte, bis zu seinem Tode, der im Jahre 1707 erfolgte. Bis zum letzten Atemzuge dachte er liebend seiner verklärten Zoraide und sein Auge war auf ihr an der Wand hängendes lebensgroßes Bild gerichtet, bis es brach.

Der Junker von Neuenstein zog mit dem Markgrafen

ins Feld und fiel in einem der ersten Gefechte. Er hatte den Tod gesucht.

Sybille aber warf sich als strenge Büßerin ihres furchtbaren Verbrechens der Religion in die Arme. Alljährlich lebte sie mehrere Monate hindurch in einer bei Schloß Favorite gelegenen Einsiedelei, wo sie sich die härtesten Bußübungen auferlegte. Dreimal täglich geißelte sie sich bis aufs Blut; die Hälfte des Tages kniete sie auf spitzem Drahtgeflechte vor dem Altare der kleinen Kapelle; nur Wasser und Brot genoß sie während dieser Zeit und des Nachts ruhte ihr gequälter Leib auf einer Binsenmatte statt des Bettes. So suchte sie die auf sich geladene Schuld zu sühnen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Kreuz am Fenster zu Hohenbaden.

Eine der schönsten Ruinen Deutschlands ist unstreitig die des Bergschlosses Hohenbaden, die unter dem Namen „das alte Schloß" weit und breit berühmt geworden ist und von den vielen Tausenden von Badgästen, die alljährlich nach Baden-Baden kommen, als einer der herrlichsten Ausflüge mit besonderer Vorliebe besucht wird. Nicht sowohl die Großartigkeit der noch vorhandenen Trümmer und die riesigen Dimensionen der himmelhoch aufsteigenden wohlerhaltenen Mauern und Türme sind es, welche die Besucher anlocken, als ganz besonders die wahrhaft entzückende Aussicht, die sich von hier aus dem Auge darbietet. Als einer der schönsten Punkte ist das westlichste Fenster auf der Galerie des Hauptbaues bekannt, unmittelbar neben der Äolsharfe, die mit ihren melancholischen Tönen von der Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit singt.

Wer von hier aus seine Blicke schweifen läßt über das dunkle Grün der riesigen Edeltannen und das lichtere der Platanen und Ahornbäume, die mit Birken und Silberpappeln gemengt in wundervollen Gruppen die nächste Umgebung der Ruine bilden, — wer sich satt gesehen hat an den malerischen Formen der das reizende Thal umfassenden Berge, dem tief zu seinen Füßen liegenden eleganten

Baden und dem durch die berühmte Lichtenthaler Promenade mit ihrer doppelten Reihe der schönsten und luxuriösesten Villen verbundenen Klosterstädtchen Lichtenthal, — wer endlich noch an den allmählig sich verflachenden Hängen des Fremersberges vorüber die herrliche Rheinebene erschaute mit ihren gesegneten Fluren und zahllosen Dörfern, durchzogen von dem Silberstreifen des Vater Rhein und begrenzt von der dunkelblauen Vogesenkette — wer all' dies gesehen hat, der senkt vielleicht auch seine Blicke auf die Brüstung des Fensters, an dem er steht, und bemerkt hier zwei tief eingegrabene Buchstaben T und S verbunden durch ein Kreuz und die Jahreszahl 1816.

Wer sich dann die Mühe gibt nach der Bedeutung dieser Zeichen zu fragen, der erfährt von dem begleitenden Führer, daß sich hier einmal ein Fremder hinabgestürzt habe.

Der Unglückliche, der hier den Tod gesucht und gefunden hatte, war der liebste Freund und Waffenbruder meines nun längst wieder mit ihm vereinigten Vaters; seine Hand schuf ihm an dieser Stelle das ebenso einfache als erschütternde Denkmal, und was er mir einst erzählte, als er mich auf die eingegrabenen Zeichen aufmerksam machte,

„ . . ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passieret, dem bricht das Herz entzwei!"

Ich lasse seine Erzählung hier nachfolgen, wie ich sie aus seinem Munde vernommen.

Es war in dem denkwürdigen Jahre 1815. — Der kaum von den Heeren der verbündeten Mächte besiegte und nach Elba verbannte Störer des europäischen Friedens war seinen Hütern entwischt und zurückgekehrt in die Mitte seiner jubelnden Krieger nach der Hauptstadt des Landes, dessen Kaiserthron vor Jahresfrist mit ihm zusammengebrochen war. — Scheu, wie die Eule vor dem Adler, so entfloh vor dem gewaltigen Manne der inzwischen eingesetzte schwache König von Frankreich und — eiligst beriefen

die Verbündeten die kaum in die Heimat entlassenen Krieger wiederum zu den Fahnen, um nochmals den Kampf mit dem Soldatenkaiser aufzunehmen.

Dieselbe Begeisterung, die vor zwei Jahren schon die gesamte deutsche Jugend unter die Waffen getrieben hatte gegen den Unterdrücker des teuren Vaterlandes, versammelte auch jetzt wieder jubelnd die wackern Kämpfer gegen den kühnen Korsen, der neuerdings die Verträge und den Frieden in so ruchloser Weise gebrochen hatte. Auch ich verließ meine Amtsstube, wo ich als kaum rezipierter Rechtskandidat arbeitete, und eilte dem Rufe von Fürst und Vaterland folgend alsbald zu meinem Regimente, wo mir meine Lieutenantsstelle offen gehalten war. Ich fand daselbst fast alle Kameraden wieder, die das große Erhebungsjahr 1813 schon zusammengeführt und zu Freunden gemacht hatte. — Freudig begrüßten alle, die gleich mir Familie, Haus und Hof oder Lebensberuf verlassen hatten, um sich dem Vaterlande zu widmen, den neu eingetroffenen Freund und Kameraden.

Einer allein war noch nicht da, gerade der, den wiederzusehen ich mich am meisten gefreut hatte. Es war Theodor S., der einzige Sohn eines reichen Gutsbesitzers in Ost-Preußen, mit dem ich schon auf der Universität zu Bonn und noch mehr durch die gemeinsam ertragenen Mühsale und Beschwerden zweier Feldzugsjahre eng vereint den Bruderbund für's Leben geschlossen hatte. Seit wir uns kannten, hatten wir uns gegenseitig zu einander hingezogen gefühlt, denn in allen unsern Lebensanschauungen, in all' unserem Denken, Wünschen und Hoffen stimmten wir aufs innigste überein, obgleich wir — wenn auch nicht verschiedenen Charakters — doch von ungleichem Temperamente waren. Während ich ein brausender Hitzkopf war, zeichnete er sich durch seine Ruhe und Kaltblütigkeit, durch stets wohlbedachte Überlegung aus. Einige Jahre älter als ich und die meisten jüngeren Offiziere des Regiments, war er ernsten Charakters und konnte keinen Geschmack finden an den mitunter tollen Vergnügungen der Kameraden, wie sie eben die Jugend liebte und

der Krieg häufig mit sich brachte. Er beteiligte sich niemals an denselben, weshalb er im Regimente nicht recht beliebt war, da man sein stets abgeschlossenes Wesen nicht verstand, ihn darob tadelte und Sonderling nannte, obgleich alle die höchste Achtung vor seiner Person, seinem Wissen und seiner bei jeder Gelegenheit bewiesenen unerschütterlichen Tapferkeit hegten. Nur ich, der ich die Vortrefflichkeit seines Charakters kannte, hatte, wie gesagt, mich ganz besonders zu ihm hingezogen gefühlt und freute mich deshalb unendlich ihn wiederzusehen. Daß er kommen würde, wußte ich bestimmt, denn kurz vor meiner Abreise hatte ich noch einige Zeilen erhalten, die mir seinen sofortigen Abgang zum Regimente anzeigten und seine Erwartung aussprachen, auch mich daselbst zu finden. Ich bereitete deshalb alles zu seiner bevorstehenden Ankunft vor und eilte wiederholt zur Post, um den Freund erwarten und alsbald begrüßen zu können.

Endlich kam er; mit Entzücken schloß ich ihn in die Arme und führte ihn in unsere Wohnung, die wir für die kurze Zeit unseres Verbleibens in dem Standquartiere gemeinschaftlich bewohnen wollten.

S. hatte sich, seit wir uns nicht mehr gesehen hatten, weder in seinem Äußeren noch in seinen inneren Eigenschaften verändert. Er war damals sechsundzwanzig Jahre alt, von hoher stattlicher Gestalt, der die knapp anliegende Husaren-Uniform herrlich saß. Sein von dichten schwarzen Haaren umfaßter Kopf war jedoch etwas unförmig groß und sein ganzes Gesicht von einer breiten über die Nase laufenden Narbe durchzogen, der Folge eines bei Leipzig durch einen französischen Kürassieroffizier erhaltenen Wunde, die das Nasenbein spaltend ihn als Soldaten zwar zierte, doch zugleich sehr verunstaltete. Deshalb machte sich jedoch der nichts weniger als zur Eitelkeit geneigte S. durchaus keinen Kummer; hatte doch sein König die Brust des tapfern Offiziers für die bei der Wiedereroberung einer Batterie erhaltene furchtbare Wunde mit dem eisernen Kreuze, dieser schönsten Anerkennung der Tapferkeit, geziert.

Nachdem wir unsere kleinen häuslichen Angelegenheiten besorgt hatten, meldeten wir uns bei dem Regimentskommandeur, der, unsere Freundschaft kennend, uns herzlichst bewillkommte und mitteilte, daß er uns in dieselbe Eskadron eingeteilt habe, da er, wie er lachend versicherte, nicht trennen wolle, was Gott zusammengefügt habe.

Bald ging es nun unter Vater Blüchers Führung über den Rhein; überall blieben wir beisammen, im Quartier waren wir Stuben-, im Lager Zeltgenossen, weshalb unsere Freundschaft bald sprichwörtlich wurde und wir im Regimente nur die beiden Dioskuren, er Kastor, ich Pollux, genannt wurden. — An seiner Seite kämpfte ich in den Schlachten bei Ligny und Waterloo, und elf Tage darauf standen wir zum zweitenmale vor Paris. — Noch schien es, als ob sich die Hauptstadt gegen die siegreichen Heere verteidigen wollte; allein Blüchers kühne Umgehung des stark befestigten Montmartre und sein blutiger Sieg über Vandamme bei Issy führte rasch die Übergabe der Stadt herbei.

Leider mußte ich ohne den Freund diesen Triumph der deutschen Waffen, den Einzug in das besiegte Paris, feiern. — In der letzten Schlacht durch einen Schuß in die Brust schwer getroffen, war S. vom Rosse gesunken; nach errungenem Siege war es mein erstes, den treuen Waffenbruder aufzusuchen, und zu meiner unbeschreiblichen Freude fand ich noch Leben in der durchbohrten Brust. Mit Hilfe einiger meiner Leute schaffte ich den Bewußtlosen in ein nahe gelegenes Landhaus, wo ich ihn der Pflege der Bewohnerin übergab, der Witwe eines ehemals reichen Banquiers de Briancourt, der während der langen Kriegsjahre sein Vermögen verloren und Frau und Tochter außer dem kleinen Reste seiner Glücksgüter dies kleine Landhaus hinterlassen hatte. — Bereitwillig nahm die Dame den Verwundeten auf und versprach ihm beste Pflege angedeihen zu lassen. Mich selbst rief der Dienst wieder ab, ohne daß ich die Tochter gesehen hatte; o hätten wir Beide dieselbe niemals erblickt — ein entsetzliches Schicksal wäre meinem Freunde, viel Schmerz mir erspart geblieben,

und niemals hätte meine Hand diese Stelle zum Andenken des Selbstmörders bezeichnen müssen.

In seine Erinnerungen versunken machte mein Vater eine Pause und schaute bewegt hinab in die furchtbare Tiefe, wo der vom Sturze zerschellte Körper seines Freundes gelegen hatte; auch ich schwieg — nur in den Saiten der Aolsharfe rauschte es leise und ihre sanften wehmütigen Töne erklangen wie von Geisterhand berührt als ein Gruß des Verklärten an den Freund, der jetzt — fast 40 Jahre nach jenem schauerlichen Ereignisse — seinem Andenken in stummem Schmerze eine Thräne weihte.

Sich ermannend strich mein Vater mit der Hand über die Augen und erzählte weiter.

Ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit wurde abgeschlossen; Ludwig XVIII. kehrte wieder in seine Hauptstadt unter dem Jauchzen desselben wetterwendischen Volkes, das in seiner Charakterlosigkeit hundert Tage vorher Napoleon entgegen gejubelt hatte. — Bald begannen auch die Friedensunterhandlungen, doch erst vier Monate später, am 20. November, konnten sich die Fürsten der alliierten Mächte einigen und der ersehnte Friede kam endlich zu Stande. Doch welch' ein Friede! Nicht umsonst schalt der alte Blücher auf die Federfuchser und Diplomaten, die wieder verdarben, was sein Schwert geschaffen hatte, denn Bedingungen wurden angenommen, die — ein unauslöschlicher Schimpf für die Sieger — zum großen Teile von dem besiegten Frankreich diktiert waren! — Möge eine jüngere Generation — fügte mein Vater wie prophetisch bei — wieder gut machen, was damals versäumt wurde! Möge ein einiges Deutschland endlich seine alten Grenzen mit Elsaß und Lothringen zurückerlangen, die ihm ja auf die niederträchtigste Weise entrissen wurden! —

Während der nächsten Zeit der Unterhandlungen hatte mein Regiment in Paris zu verbleiben. — Gleich am Tage nach der Schlacht bei Issy ritt ich hinaus zu dem Landhause, das meinen Freund beherbergte. Ich fand ihn in Behandlung eines tüchtigen Arztes, dessen Bemühungen es gelungen war, den kaum noch glimmenden Lebensfunken

wieder anzufachen. Er war wieder zum Bewußtsein erwacht, reichte mir bewegt die Hand bei diesem ernsten Wiedersehen und stellte mich sodann seiner Pflegerin vor, die ich, da sie am Fußende seines Bettes stand, nicht gleich bemerkt hatte. Es war die Tochter des Hauses, Fräulein Blanche de Briancourt.

Ich stand überrascht; nie in meinem Leben hatte ich ein so reizendes Wesen gesehen. Obwohl damals erst 17 Jahre alt, ließ das durchsichtige weiße Gewand schon vollkommen die plastische Schönheit ihrer schlanken Gestalt erkennen, die bei der herrlichsten Weichheit der runden Formen jene Zartheit und Grazie zeigte, die nur den Französinnen eigentümlich ist. Ihr Kopf hätte einem Titian oder van Dyck zum Modelle dienen können. Dunkle wallende Locken sanken auf den blendend weißen Nacken und umrahmten ein Gesicht von der tadellosesten Schönheit. Die hohe Stirne war vom reinsten Schmelze, das noch mehr hervorgehoben wurde durch die großen in wunderbarem Glanze strahlenden dunkeln Augen, über welchen sich dichte schwarze Brauen wölbten, die sich an der Wurzel der schlanken und geraden Nase fast berührten. Ihr Mund war klein, die Lippen und Wangen rosig frisch, Füße und Hände merkwürdig klein, letztere zudem wie die Arme, die sie unverhüllt zu tragen pflegte, zart und weiß — kurz Blanche de Briancourt war eine vollendete Schönheit.

Ich war damals 24 Jahre alt und hatte bis zu dieser Zeit nie geliebt. Nur mit den Studien für meine künftige Lebensstellung beschäftigt, hatte ich ziemlich wenig Damen-Bekanntschaften gehabt, mein gesamter Umgang beschränkte sich in Bonn auf einige Professoren-Familien, wo ich wohl bisweilen in den häuslichen Kreis gezogen wurde, um mit den bereits etwas ältlich gewordenen Fräulein Töchtern zu musizieren, oder auf hin und wieder veranstalteten Bällen gar einen Walzer zu tanzen. Die Sitten unserer damaligen Zeit waren noch so steif großväterisch, namentlich die Mädchenwelt so zurückhaltend und unzugänglich, daß sich ein flotter Student weder verlieben konnte noch wollte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Anders erging es mir jetzt, als ich in den Zauberkreis der reizenden Französin getreten war. Hatte ihre blendende Erscheinung schon am ersten Tage eine mächtige Wirkung auf mich hervorgebracht, so wuchs das mir eingeflößte Gefühl immer mehr bei meinen nun täglich folgenden Besuchen, die — wie ich mir eingestehen mußte — bald mehr Blanche als dem Freund galten. Wohl machte ich mir hierüber im stillen Vorwürfe, denn es erschien mir dies wie ein an dem Freunde begangener Raub; ich beschloß so oft ich ferne war, bei meinem nächsten Besuche mich ganz ihm zu widmen, doch — Theodor bedurfte oft dringend der Ruhe, ich mußte dann häufig sein Zimmer verlassen, um während dieser Zeit den Damen des Hauses meine Aufwartung zu machen. Frau von Briancourt empfing mich stets freundlich; die Damen befanden sich an den heißen Sommernachmittagen meist in einem kühlen Salon zu ebener Erde, wo Blanches prachtvoller Flügel und die kleine Haus-Bibliothek sich befanden, die aus dem Schiffbruche geretteten Trümmer einer vergangenen glanzvollen Zeit. Blanche pflegte in diesen Stunden gerne zu musizieren. Sie war eine treffliche Pianistin und hatte zudem eine herrliche Sopranstimme, verbunden mit einem natürlichen gefühlvollen Vortrage. Doch ihr Geschmack in der Wahl ihrer Klavier- und Gesangsstücke war, wie die Franzosen insgemein bei ihrem unruhigen, leichtfertigen Volkscharakter weder Sinn noch Verständnis für eine gute und gediegene Musik haben, ein durchaus unglücklicher. Sie sang entweder die trivialen Melodieen von Koupletten aus den damals beliebten französischen Vaudevilles, unschöne Chansonetten oder große Bravour-Arien italienischer Komponisten, deren triller- und figurenreiche Stellen für ihre mächtige Stimme nur wenig paßten. — Von den unsterblichen Schöpfungen unserer deutschen Meister, wie Händel, Gluck, ja selbst Mozart, von den wundervollen Sonaten Beethovens hatte sie nicht einmal Kenntnis, gegen die deutsche Musik überhaupt eine Abneigung. — Da stand mir nun ein ebenso reiches als dankbares Feld zu Gebote zur Verbesserung des Geschmackes

der reizenden Sängerin; ich hatte von jeher in meinen Mußestunden mit besonderer Vorliebe Musik getrieben, spielte fertig Piano und sang einen Tenor, der von Künstlern und Kennern sehr gerühmt ward. Wenn ich aber je im Leben schön sang, so war es im Salon der Frau von Briancourt, denn ich hatte den doppelten Zweck, der deutschen Kunst ihre Würdigung und durch sie und meine eigene Kunstfertigkeit mir die Liebe des angebeteten Geschöpfes zu erobern.

Ich hielt deshalb Blanches Kouplets einige deutsche Volkslieder gegenüber, in deren rührender Einfachheit ihre Schönheit beruht, zum Vergleiche mit den Chansonetten sang ich Mozarts reizende Komposition des Göthe'schen Veilchens und Beethovens unsterbliche Adelaide, den italienischen verschnörkelten Bravour-Arien stellte ich die „Bildnis-Arie" aus Mozarts Zauberflöte und die „Klage-Arie" aus Glucks Orpheus entgegen — ja selbst die brausenden Klänge der Marseillaise schlug ich nieder mit Haydns „Gott erhalte Franz den Kaiser", der herrlichen damals überall gesungenen österreichischen Volkshymne.

Was ich erstrebte, gelang mir vollkommen: Blanche fand Geschmack an der deutschen Musik und — nicht minder an dem deutschen Sänger, denn in ihren schönen Augen glaubte ich bald zu meinem unendlichen Entzücken etwas mehr zu lesen, als gewöhnliches Interesse für meine Vorträge. Mein Herz jubelte bei dieser Entdeckung; ich war jung und Husarenlieutenant, das heißt: ich war zu jeder raschen und kühnen That ohne langes Überlegen entschlossen. Was Wunder also, daß ich eines Mittags, als die Mutter zur Ordnung einer häuslichen Angelegenheit für kurze Zeit das Zimmer verlassen hatte, der Geliebten zu Füßen sank und ihr erklärte, daß ich ohne sie nicht leben könne!" — Und mein Husarenangriff gelang; errötend sank Blanche in meine Arme und glückselig küßte ich ihrs von den Lippen, daß sie mein sein wolle fürs Leben.

Überglücklich hielt ich das reizende Wesen noch umschlungen, als die Mutter wieder eintrat und mit Staunen und Schrecken erschaute, wie der freundlich aufgenom-

mene Gast ihr Vertrauen mißbraucht hatte. Mit Würde und Strenge befahl sie der erbleichenden Tochter auf ihr Zimmer zu gehen und ersuchte mich sodann kurz und gemessen, für die Zukunft meine Besuche auf meinen kranken Freund zu beschränken, doch ihre eigene Wohnung zu meiden. — Vergeblich sprach ich der erzürnten Dame von der Innigkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe und beschwor sie flehentlich, ihrer Tochter und mein eigenes Lebensglück nicht durch solche Strenge zu zerstören — umsonst: sie blieb bei ihrem harten Ausspruche, „denn," sagte sie, „meine Tochter ist nicht dazu erzogen, das Weib eines Lieutenants zu werden, der nichts hat, als sein Schwert und den Ruhm, zu der Unterdrückung ihres Vaterlandes beigetragen zu haben!" —

Mit einem Blicke höhnischen Triumphes machte sie mir noch eine kurze Verbeugung und schritt aus dem Salon, mich meiner Beschämung, meinem Ärger und meinem Schmerze über den Verlust meines kaum begonnenen Liebesglückes überlassend. — Wie betäubt starrte ich auf die Stelle, wo ich vor wenig Augenblicken noch so glücklich war, dann stürmte ich hinaus, bestieg, ohne Theodor gesehen zu haben, mein Pferd und jagte zurück nach Paris. In meinem Quartier angelangt fand ich den Unteroffizier vom Dienste, der mir die Meldung überbrachte, daß das Regiment in der Frühe des nächsten Morgens abmarschiere, um bis zum definitiven Abschlusse des Friedens und der damit verbundenen Heimkehr ins Vaterland Standquartier in der Nähe der belgischen Grenze zu beziehen.

Diese Nachricht zerriß aufs neue mein Herz, denn trotz der Zurückweisung meiner Bewerbung und der für mich so verletzenden Art, in der dies geschehen war, liebte ich die reizende Blanche viel zu sehr, als daß ich im Stande gewesen wäre, aller Hoffnung auf eine Sinnesänderung der Mutter und dem Wunsche, die Geliebte wieder zu sehen, so plötzlich zu entsagen. — Welcher Liebende, der sich geliebt weiß, hätte dies auch vermocht?! — Doch bald machte meine anfängliche Trostlosigkeit ruhigerer Überlegung Platz und ich bedachte, daß meine Abweisung wohl

hauptsächlich darin ihren Grund haben mußte, daß ich die Waffen gegen Frankreich trug. Doch ich war ja nicht Berufssoldat, — in mein bürgerliches Verhältnis zurückgekehrt, im Besitze einer geachteten Lebensstellung, die ich ja nach hergestelltem Frieden bald zu erreichen alle Aussicht hatte, konnte ich hoffen, die Einwilligung der Mutter zur Verbindung mit der heiß Geliebten zu erhalten — vorausgesetzt, daß Blanches Liebe ebenso heiß und treu war wie die meinige.

Dieser Gedanke hatte so viel Tröstliches für mich, daß ich es in kurzer Zeit sogar soweit brachte, das was mich anfänglich so unglücklich gemacht hatte, später als eine günstige Fügung des Schicksals zu betrachten. Denn wie sehr sich auch nach der Art, wie ich das Landhaus zu Issy verlassen, mein Ehrgefühl dagegen gesträubt hätte, dasselbe wieder zu betreten, es wäre mir dies zu unterlassen schon des Freundes wegen kaum möglich gewesen. Und hätte ich denn so nahe der Geliebten es durchzuführen vermocht, nie einen Versuch zu machen, die Teure zu sehen und zu sprechen? — Jeder, der einmal im Leben geliebt, wird mir zugestehen müssen, daß dies eine Unmöglichkeit gewesen wäre! — So aber war mir die Möglichkeit der Rückkehr benommen und ich hierdurch aller Verlegenheit enthoben.

Doch Blanche mußte vor allem benachrichtigt werden; allein wie mit Sicherheit einen Brief in ihre Hände gelangen zu lassen? — Mein erster Gedanke war, mich dem Freunde zu vertrauen und durch ihn die Geliebte von dem Abmarsche meines Regimentes in Kenntnis setzen und ihr meine Abschiedsgrüße und Treueschwüre übergeben zu lassen. Doch ich verwarf diese Idee bald wieder, denn ich wollte ihn, den biederen rechtlichen Charakter, nicht zur Rolle eines Zwischenträgers mißbrauchen und den Gast zur Unehrlichkeit gegen die Hausfrau verleiten. — Mit offener deutscher Geradheit zu Werke zu gehen, hielt ich deshalb für das beste; ich schrieb an Frau von Briancourt einen höflichen Abschiedsbrief, sprach von der Aufrichtigkeit meiner Gefühle für ihre Tochter, meinen Aussichten

für eine künftige Lebensstellung und meinen daran sich knüpfenden Hoffnungen. Ich beschwor sie, mir den Trost, Blanche dereinst mein zu nennen, nicht zu rauben und des Glückes ihrer Tochter eingedenk zu sein, die mir ja die beseligende Gewißheit gegeben habe, daß sie mich ebenfalls liebe. Schließlich bat ich sie um die Erlaubnis, ihr selbst bisweilen schreiben zu dürfen, da ich die Bitte mit Blanche zu korrespondieren unter den jetzigen Umständen weder aussprechen noch deren Genehmigung erwarten könne. — Diesen Brief übergab ich der Post zur Bestellung und marschierte des andern morgens ab, nachdem ich Theodor ebenfalls brieflich hievon benachrichtigt hatte, ohne ihm jedoch eine Andeutung meines Verhältnisses zu Blanche zu geben. — Eine Art Schamgefühl hielt mich davon ab, da ich ja auch der Zurückweisung meiner Bewerbung hätte erwähnen müssen.

Einen Monat verblieb ich noch auf Frankreichs Boden, dann ward ich wie alle auf Kriegsdauer dienenden Offiziere entlassen und reiste ab in die Heimat, nachdem ich Frau von Briancourt zuvor von der vorgegangenen Veränderung benachrichtigt hatte. Auch Theodor schrieb ich wieder und bat ihn um einen Brief, sobald seine Gesundheit dies zulassen würde, denn ich brannte vor Sehnsucht nach Nachrichten aus dem Landhause zu Issy.

Bald nach meiner Rückkehr wurde ich in besonderer Berücksichtigung als gewesener Kämpfer für die Befreiung des Vaterlandes und als Ritter des eisernen Kreuzes, das des Königs Majestät mir nach der Schlacht bei Issy verliehen hatte, zum Legationsrate ernannt und der Gesandtschaft in C. zugeteilt. — Eine solche Verbesserung meiner dienstlichen Stellung hatte ich bei meiner Jugend kaum zu hoffen gewagt — die kühnsten Wünsche meiner Phantasie, die sich höchstens zu einer Kreisratsstelle verstiegen, wurden hierdurch übertroffen, denn im Auslande hatte ich, außer meinem Gehalte, Diäten von ziemlich bedeutendem Betrage zu beziehen, ich war also auch pekuniär so günstig gestellt, daß ich jetzt schon um Blanches Hand werben durfte, denn ich vermochte dem geliebten Mädchen eine

glückliche und völlig sorgenfreie Zukunft bieten. Schon setzte ich den Tag meiner Abreise fest, denn ich wollte der persönliche Überbringer der glücklichen mich betreffenden Nachrichten bei Frau von Briancourt sein und zugleich meine Werbung erneuern, da kam eines Morgens ein Brief mit dem Poststempel Issy von Theodors Hand. Hastig öffnete ich ihn und — brach ohnmächtig zusammen; er enthielt die Anzeige von Theodors Verlobung mit „seiner liebenswürdigen Pflegerin", Fräulein Blanche de Briancourt.

Der Reichtum meines Freundes hatte über die patriotischen Bedenken der Mutter den Sieg davongetragen und Blanche hatte entweder mich nie geliebt oder mich sehr rasch vergessen.

Der Winter mit seinem grämlichen Kleide war entflohen, die Frühlingssonne lachte wieder hell über der neu sich schmückenden Natur, da erwachte auch ich unter ihren segenspendenden Strahlen zu neuem Leben aus schwerer Krankheit, in die ich auf die Nachricht von Blanches Treuebruch verfallen war. Lange hatte ich am Rande des Grabes geschwebt, bis endlich meine junge kräftige Natur dem Tode seine Beute abrang und nach viermonatlichem Krankenlager mir die Ärzte gestatteten, das Bett zu verlassen.

Blanche war inzwischen Theodors Gattin geworden, ich fand seinen Brief mit der Einladung zu den Trauungsfeierlichkeiten auf meinem Schreibtische. Meine treue hingebende Pflegerin, meine gute Schwester Karoline, hatte ihn eröffnet und meinem Freunde über mein Unvermögen seinem Wunsche Folge zu leisten, Nachricht gegeben.

Meine völlige Genesung schritt bei meiner gedrückten Gemütsstimmung indessen nur langsam vorwärts. — Mein Arzt, dem Karoline den Grund meines Gemütsleidens mitgeteilt hatte, verordnete mir deshalb einen längeren Kurgebrauch in dem benachbarten Baden, damit hier in der herrlichen Natur mit dem Körper auch die Seele gesunde, denn nichts in der Welt äußert so wohlthätigen Einfluß auf ein krankes Gemüt, nichts heilt besser

die Leiden der Seele, als der Anblick großartiger Naturschönheiten. Unwillkürlich schwebt die Seele empor aus „dem Hauch der Grüfte“ und das Herz vergißt den Jammer der Menschen, um sich zu Gott zu erheben, der die Welt so schön geschaffen und uns gegeben hat, damit wir glücklich darin seien.

Dem Rate des erfahrenen Arztes folgend reiste ich deshalb Anfangs Mai in den mir bisher völlig unbekannten Badeort, und wirklich schritt meine körperliche und geistige Genesung so rasch vorwärts, daß ich bald Ausflüge auf die umliegenden Berge unternehmen konnte, um mich gleichmäßig an dem köstlichen Dufte der Tannenwälder wie an der entzückenden Aussicht über „den Garten Deutschlands“ zu laben. — Eines Morgens stieg ich in dieser Absicht zum alten Schloß empor, und an dies Fenster gelehnt erfreute ich mich des unvergleichlich reizenden Anblicks, der uns auch jetzt entzückt, und überließ mich so ganz der erhebenden Einwirkung desselben, daß ich das Herannahen eines Paares erst bemerkte, als es unmittelbar hinter mir stand und ich von dem Klange mir wohlbekannter Stimmen aus meiner Ruhe und Beschaulichkeit aufgeschreckt wurde. Hastig wendete ich mich um und — mit dem Rufe: „Wilhelm, bist du es wirklich!“ — lag Theodor in meinen Armen.

Stürmisch erwiderte ich seinen Gruß — dann richtete ich beklommenen Herzens den zögernden Blick auf die Dame, die zitternd mit hochgeröteten Wangen an Theodors Seite stand. — Es war Blanche in ihrer ganzen verführerischen Schönheit, Blanche, das so heißgeliebte Weib — eines andern, und dieser war mein liebster Freund. Ich rang die in mir sich regenden Gefühle nieder, bezwang das Stocken meiner Pulse und die verräterische Blässe, die ich über mein Angesicht sich lagern fühlte, und faßte mich rasch so sehr, daß ich die Treulose mit äußerster Kälte begrüßen, ja sogar ihr meine Glückwünsche zu ihrer Vermählung aussprechen konnte, ohne daß meine Stimme gewankt hätte. — Sie dankte mir mit einer gewissen gezierten Verschämtheit und mit niedergeschlagenen Augen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

doch nur um sie einen Moment darauf wieder zu erheben und mir einen Blick zuzuwerfen, so glühend und innig wie der zur Zeit, da ich zu ihren Füßen das Geständnis meiner Liebe in ihre Brust niederlegte.

Nur ein einziges Mal hatte ihr Blick schon in solcher Weise auf mir geruht; damals erhob er mich in den Himmel, jetzt — schmetterte er mich nieder, denn er war die Entehrung des edelsten Gatten, des treusten Freundes. Erschreckt wandte ich mich ab von ihr und zu Theodor, der zum Glücke nichts bemerkt hatte, denn seine Blicke waren nur auf mich gerichtet. — Doch während ich ihm von meiner Freude sprach, ihn wieder zu sehen und er mir dagegen zum Zwecke steten Zusammenseins den Vorschlag machte, den Gasthof zu beziehen, in welchem er abgestiegen war, faßte ich im Stillen den Entschluß, so bald wie möglich unter irgend einem Vorwande abzureisen, denn es lag wie Ahnen eines Unglücks auf mir, das durch mein längeres Verweilen in der Nähe Blanches veranlaßt werden müßte, die mit ächt französischer Leichtfertigkeit zu einem Romane, in dem sie mir eine Hauptrolle zudachte, nur allzu leicht geneigt erschien. — Aber es wäre zu auffallend gewesen, wenn ich Theodors Vorschlag nicht entsprochen hätte oder plötzlich abgereist wäre; ich willigte deshalb ein in denselben, schwur mir aber zu, über Theodors Ehre zu wachen wie über meine eigene, und nie zum Verräter an unserer Freundschaft zu werden und — Gott sei mein Zeuge, ich habe diesen Schwur gehalten und ich trage keine Schuld an den unglückseligen Ereignissen, die über uns alle hereinbrachen!

Mein Vater hob bei diesen Worten wie beteuernd seine Rechte empor und seine schönen lichtblauen Augen richteten sich gen Himmel, den er angerufen hatte. — Da in diesem Augenblicke brach ein Strahl durch das die Sonne bisher verschleiernde Gewölke und traf den Scheitel des von silberweißen Locken umrahmten Hauptes, es wie mit einem heiligen Scheine verklärend; leise erklangen zu gleicher Zeit wieder die melancholischen Töne der Äolsharfe mit ihren an- und abschwellenden Akkorden. Mir

aber erschien der ehrwürdige Greis in diesem feierlichen Momente wie durch ein Gottesurteil gerechtfertigt, denn unwillkürlich überkam es mich, wie wenn der Himmel mit seiner Sonne und der abgeschiedene Freund durch die mit geistigem Finger hervorgelockten Töne für ihn Zeugnis ablegen wollten. Schweigend und ernst stand ich an dem verhängnisvollen Fenster und blickte mit tiefer Ehrfurcht auf meinen bei seinen Erinnerungen von Rührung bewältigten Vater, der nach kurzer Pause sich sammelnd also fortfuhr:

Noch an demselben Tage ließ ich mein Gepäck in den von Theodor bewohnten Gasthof schaffen und erhielt mein Zimmer unmittelbar neben den zu der Wohnung meines Freundes gehörigen Räumlichkeiten. Nun begann eine Zeit geselligen Zusammenlebens, als ob wir Glieder derselben Familie gewesen wären; von Vergnügen eilten wir zu Vergnügen — Theodor war förmlich erfinderisch darin, seiner reizenden jungen Frau wie auch mir Zerstreuungen aller Art zu bereiten, um — wie er sich ausdrückte — mir den Aktenstaub aus dem Kopf und den Griesgram aus dem Herzen zu vertreiben, damit ich wieder werde, was ich einst war, der ausgelassene tolle Husarenlieutenant. In der That war ich auch äußerlich wie innerlich ein anderer Mensch geworden; Krankheit und Gram hatten mein blühendes Aussehen zerstört, und es schien, als ob Theodor und ich die Temperamente gewechselt hätten, denn er, der einst so ruhige, besonnene, fast schwermütige Mann war jetzt heiter und ausgelassen, ich dagegen war ernst, schweigsam und melancholisch geworden. Ihn, den einstigen Sonderling, hatte die Liebe beglückt und erhoben, mich, den einst seiner tollen Streiche und seines frischen Jugendmutes wegen bekannten Husaren, hatte sie niedergedrückt und elend gemacht. — Dieselbe Ursache — doch verschiedene Wirkungen!

Natürlich hielt Theodor die mit mir vorgegangene Veränderung für eine Nachwirkung meiner überstandenen schweren Krankheit; doch Blanche schien den wahren Grund zu erraten, und leider vermochte ich nicht, trotz meiner absichtlichen Kälte gegen sie, ihr die Meinung beizubringen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

meine Liebe für sie sei mit der Unmöglichkeit, sie zu besitzen, erstorben. — Frauen — besonders liebende Frauen, sind gute Beobachterinnen und nichts vermag sie in Dingen, die ihre Liebe betreffen, zu täuschen; sie sehen scharf, denn sie sehen mit dem Auge ihres Gefühls. — Eine Katastrophe sollte leider bald ihr die Gewißheit geben, daß sie richtig gesehen.

In unserem Gasthofe befand sich ein kleiner Salon, in dem ein vortrefflicher Flügel stand, den der Eigentümer uns freundlichst zur Verfügung gestellt hatte. Hier pflegte Blanche jeden Morgen zu regelmäßiger Stunde zu musicieren; wiederholt hatte sie mich schon aufgefordert, mich an dieser Unterhaltung zu beteiligen, doch ich hatte es stets abgelehnt unter dem Vorgeben, der Arzt habe mir das Musicieren und namentlich das Singen streng untersagt. Dagegen konnte ich nicht, ohne unhöflich zu scheinen, der Einladung Theodors ausweichen, den Vorträgen Blanches zu lauschen. Es war dies für mich ein schmerzliches Vergnügen, denn mit einer gewissen Absichtlichkeit wählte sie stets Gesänge, die ich einst in dem Landhaus zu Issy teils selbst gesungen oder sie gelehrt hatte, um „alte Erinnerungen aufzufrischen", wie sie bedeutungsvoll sagte. Eines Morgens aber, nachdem Blanche schon Mehreres gesungen hatte, bat sich mich meiner Weigerung ungeachtet so inständig nur um ein einziges Lied, daß ich endlich, als auch Theodor in mich drang — nur um Ruhe zu bekommen — einwilligte. Ich schritt zum Flügel in der Absicht, ein kurzes Liedchen zu singen, da legte mir Blanche, als ich eben beginnen wollte, scherzend die Hand auf den Mund: „Bitte — lieber Freund, da wir Sie nur dies eine Mal zu hören bekommen, so thun Sie mir den Gefallen und singen — was ich Ihnen aussuche!" — Mit diesen Worten legte sie mir den geöffneten Klavierauszug des Orpheus auf den Pult. Ich warf einen Blick auf das gewählte Musikstück und — ein Zittern durchlief meinen ganzen Körper, denn vor mir aufgeschlagen lag die Klagearie, die mit den Worten beginnt: „Ach ich habe sie verloren, all' mein Glück ist nun dahin!" —

Es ist möglich, daß Blanche nur beabsichtigte, mit dieser von mir einst mit besonderer Vorliebe gesungenen Arie auch nur „eine alte Erinnerung“ aufzufrischen, oder aber daß sie sich für meine seitherige Kälte an mir rächen wollte — ich vermag es nicht zu entscheiden. Doch all' mein Blut drängte sich zu meinem Gehirne bei diesem ihren Ansinnen, das mir wie fürchterlicher Hohn erschien. Zu meinem Unglücke, zu meinen fast übermenschlichen Anstrengungen, die immer wiederkehrenden Schmerzen zurückzudrängen, auch noch grausam verhöhnt zu werden — das hatte ich von Blanche nicht erwartet. Totenbleich, die Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt, erhob ich mich und stürzte aus dem Saale nach meiner Wohnung, wo ich kaum mehr den Sopha erreichte, denn ein Anfall von Herzkrampf, der mich als Folge meiner Krankheit bisweilen befiel, war im Anzuge.

Erschrocken war Theodor bei meinem Hinwegstürmen aufgesprungen und wollte mir folgen, da er ein plötzliches Unwohlsein vermutete; doch ein Blick auf seine Frau hielt ihn zurück, denn wankend stand diese nach dem wohl nicht erwarteten Ausgange ihres Experiments an dem Flügel und starrte verwirrt nach der Thüre, durch die ich soeben verschwand. Rasch eilte er deshalb Blanche zu Hilfe, nicht wissend, wie er den seltsamen unangenehmen Vorfall deuten solle; da erschaute er das aufgeschlagne Buch, das die Katastrophe veranlaßt hatte, instinktmäßig las er den Text der Arie und — eine furchtbare Ahnung durchzuckte die Seele meines unglücklichen Freundes. — Doch sollte er einem solch' schweren Verdachte wider Gattin und Freund Raum geben? — War es denn möglich, daß der langjährige erprobte Freund an ihm zum Verräter wurde? und Blanche, an der seine ganze Seele hing, konnte sie schon der Gattenpflicht vergessen haben, nachdem sie kaum den Schwur der Liebe und Treue vor dem Altare abgelegt hatte? —

Blanche erholte sich indes schnell von ihrer Schwäche, die sie auf den gehabten Schreck schob, und bat ihren Gatten, einen Arzt herbeizuholen, da ich ohne Zweifel

dessen bedürftig sei, — sie selbst wolle mir bis zu seinem Eintreffen Beistand leisten. — Diese unverkennbare Absicht, ihn fortzuschaffen, bestärkte Theodors Verdacht; scheinbar ging er auf Blanches Vorschlag ein und entfernte sich, während diese zu meiner Wohnung eilte. Von Zweifeln und Eifersucht gequält, kehrte er sodann wieder um, ging in das an mein Zimmer angrenzende Gemach und lauschte hinter der herabgelassenen Portiere bebend der Unterredung, die sein Weib mit seinem Freunde pflog.

Blanche war kurz zuvor in mein Zimmer getreten, und da sie mich, das Gesicht in eine Ecke gepreßt auf dem Sopha liegend erblickte, kniete sie an meiner Seite nieder, ergriff meine schlaff herabhängende Hand, die sie mit Küssen und Thränen bedeckte, und rief mich leise bei Namen. Wie in einem Traume hörte ich ihre Stimme, doch unfähig, mich zu bewegen, lag ich auf meinem Lager ausgestreckt — tot am Leibe, nur die Sinne und das Gefühl lebten.

Als ich trotz ihres Rufes regungslos blieb, erhob sich Blanche, umschlang mit ihren Armen meinen Nacken und rief: „Wilhelm — hörst du mich nicht? Ist dir meine Stimme so fremd geworden? — Höre mich, Geliebter — ich bin es, die dir ruft, deine Blanche, die ja nur dich liebt, die dich immer liebte und dich ewig lieben wird!“

Entsetzt vernahm ich die Ausbrüche der wilden Leidenschaft meiner einstigen Geliebten, mit aller Gewalt kämpfte ich gegen die Ohnmacht meines Körpers — und mein Wille siegte. Ich richtete mich auf in der Absicht, treu meinem Schwur die ungetreue Gattin meines Freundes von mir zu stoßen, da — lähmte mir der Schreck die schon erhobenen Arme, denn unter der gelüfteten Portiere stand bleich wie ein Toter, doch sonst äußerlich völlig ruhig, Theodor, der schwer beleidigte, betrogene Gatte. — Kalt schritt er auf Blanche zu, ergriff sie am Handgelenke und zerrte die vor Entsetzen Sprachlose empor. „Folgen Sie mir, Madame!“ — herrschte er dann und führte sie, ohne daß er mich eines Blickes gewürdigt hätte, aus dem Zimmer.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Theodor!“ rief ich ihm nach, fast wahnsinnig bei dem Gedanken, daß der Freund mich ohne Zweifel für mitschuldig an dem Verrate seiner Gattin halten müsse, — da wandte er sich unter der Thüre noch einmal nach mir um, und mit stolzer Hoheit und dem Tone tiefster Verachtung sprach er zu mir: „Sie werden von mir hören, mein Herr!“ — dann verschwand er hinter der Portiere und eilte mit seiner schönen Gefangenen in das nächste Gemach, dessen Thüre er abschloß.

Besonnene Leute, die durch irgend ein gewichtiges Ereignis veranlaßt werden, aus sich heraus zu treten und der Stimme der Leidenschaft Gehör geben, sind in diesem Falle meist viel leidenschaftlicher als solche von gewöhnlich heftigem Temperamente, und handeln auch in der Regel unbesonnener, als diese. Die Wahrheit dieses Satzes erwies sich auch an Theodor. Der einstige Melancholiker wurde jetzt zum Choleriker, da er sich von seiner angebeteten Gattin verraten wußte und seinen Freund, den er wie einen Bruder geliebt, für treulos hielt. Sein Zorn kannte keine Grenzen; an die für mich verschlossene Thüre gelehnt, hörte ich ihn toben und dazwischen die Stimme Blanches, die ihm anfangs ruhig, später aber in höchst gereiztem Tone antwortete. Was sie sprachen, konnte ich nicht verstehen, habe es auch nie erfahren.

Da trotz meines wiederholten Pochens und Rufens Theodors Thüre sich nicht öffnete, sich mir also unmöglich ein Mittel bot, mit Theodor mündlich zu verkehren und ihm den Beweis wenigstens meiner Unschuld an dem an ihm begangenen Verrate zu geben, so entschloß ich mich, diese meine Rechtfertigung schriftlich zu versuchen.

In einem Briefe an Theodor entdeckte ich ihm deshalb mein Verhältnis zu seiner Frau, meine einstigen Hoffnungen und Erwartungen, die er, freilich unbewußt, zerstört habe durch seine Vermählung mit dem Mädchen meiner Liebe. Ich teilte ihm ferner die Wirkung mit von der Nachricht seiner Verlobung mit Blanche, die zur

Ursache jener Krankheit wurde, die mich an den Rand des Grabes brachte, ging dann über auf unser unvermutetes Zusammentreffen in der Bäderstadt, wo ich vor allem „Vergessen“ lernen wollte, und die mir, statt Friede und Ruhe zu spenden, durch die Begegnung mit der für mich verlornen Geliebten zur Quelle neuer Schmerzen und unsäglicher Qualen wurde. Zugleich aber legte ich ihm das unumwundene Geständnis dessen ab, was ich mir in jener ersten Stunde unseres Wiedersehens zugeschworen, entdeckte ihm jene Vorsätze, die ich zur Wahrung seines Glückes und seiner Ehre gefaßt und — bei unserer so oft erprobten Freundschaft schwor ich ihm dies zu — bis zur Stunde redlich gehalten habe. Endlich berührte ich den Vorfall am Flügel, der wider meine Absicht zum Verräter an mir wurde und der, während ich vom Starrkrampfe befallen, unfähig mich zu bewegen, auf meinem Lager ruhte, Blanche im Bewußtsein des an mir begangenen Unrechts und meinen Zustand nicht erkennend Worte sprechen ließ, mit welchen sie wohl nur bezwecken wollte, mich ins Leben zurückzurufen, und deren Tragweite sie, da sie sich unbelauscht wähnte, unmöglich voraussehen konnte. — Schließlich bat ich ihn, seiner Gattin zu verzeihen und mir eine persönliche Begegnung nicht zu versagen, da ich beabsichtige unverzüglich abzureisen, um nicht länger Störer seines jungen Glückes zu sein.

Nachdem ich mit Schreiben dieses Briefes zu Ende gekommen, schellte ich dem Kellner, um durch ihn den Brief an Theodor bestellen zu lassen; aber mein Bemühen, Versöhnung zwischen uns allen herzustellen, war vergeblich — mein Brief kam uneröffnet zurück, und als ich zur Zeit der Mittagstafel einen nochmaligen Versuch einer mündlichen Verständigung zu machen gedachte, erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß Theodor mit seiner Gattin das Hotel verlassen habe. Wahrscheinlich sei er abgereist oder habe er einen andern Gasthof bezogen, meinte der geschwätzige Kellner.

Als ich mich jedoch nach dem Mahle in mein Zimmer zurückgezogen hatte, erhielt ich den Besuch zweier Polen,

die ich mit Theodor kurz zuvor flüchtig kennen gelernt hatte. Meine trüben Ahnungen sollten sich jetzt verwirklichen; denn nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten, stellte sich mir der Eine als Bevollmächtigter Theodors vor, der mir eine Ausforderung auf Pistolen für den nächsten Morgen zu überbringen habe, der andere bot mir seine Dienste als Sekundant an.

Es widerstrebte meinem Gefühle, die beiden mir fast völlig unbekannten Herren um Vermittlung unseres Zwistes zu ersuchen, um so mehr, da der Abgesandte Theodors jedem derartigen Gedanken mit der Aeußerung zuvorkam, er habe den Auftrag, alle Versöhnungsversuche zurückzuweisen und unter allen Umständen auf seiner Forderung zu beharren. So blieb mir nur übrig, meine Zusage zu geben, denn die Ausforderung abzulehnen war ohne Verdächtigung meines persönlichen Mutes und Blosstellung meiner Ehre unmöglich. Ich nahm deshalb das Anerbieten des Grafen P., mir als Sekundant zu dienen, an und ersuchte ihn, alles Übrige mit seinem Begleiter, dem Sekundanten Theodors, für den bevorstehenden Kampf zu ordnen.

Aufs schmerzlichste bewegt warf ich mich, nachdem mich die beiden Abgesandten wieder verlassen hatten, in einen Lehnstuhl und überließ mich ganz der Wucht des Leides, das bei dem Gedanken an das bevorstehende unglückselige Ereignis auf mich einstürmte. Unwillkürlich ließ ich all' die frohen Stunden an meinem Geiste vorüberwallen, die ich mit Theodor verlebt, gedachte der Tage, da wir uns kennen gelernt, der Zeit, die unsere Freundschaft gestählt, so daß das Band, das unsere Herzen umschlang, als unzerreißbar erschien — all' des Glückes gedachte ich, das ich in ihm und durch ihn gefunden hatte. — Und jetzt hatte ein Weib, — ein leichtfertiges Weib vermocht, uns bis zu dem Grade zu entzweien, daß wir gegen einander die Mordwaffen zu erheben im Begriffe standen, um die Herzen zu durchbohren, die so lange Jahre in Liebe und Freundschaft für einander geschlagen hatten! — Es war mir dies ein entsetzlich peinlicher Gedanke, ich

fühlte, daß es mir unmöglich sein würde, auf die Brust zu zielen, an der ich so oft gelegen hatte, und ich gab mir im Stillen das Versprechen — was auch daraus entstehen möge — das Leben Theodors nicht zu bedrohen.

Der Morgen des nächsten Tages — es war der letzte Mai — brach an und mit der Sonne, die golden hinter den Bergen hervorkam, erhob ich mich nach langer schlafloser Nacht von meinem Lager, um für den Fall, daß mich ein Unglück träfe, einige Papiere zu ordnen und rechtzeitig bereit zu sein, wenn Graf P., mein Sekundant, mich zu dem ernsten Zusammentreffen abholen würde. Punkt 5 Uhr erschien er auch, und schweigend nahm ich Platz in dem mitgebrachten Wagen, der uns in kurzer Frist zu unserem Ziele, dem alten Schlosse, verbrachte. Theodor mit seinem Sekundanten und dem Arzte war bereits eingetroffen. Wir begrüßten uns stumm und schritten sodann durch die Schloßruine aufwärts zu einem Fels-Plateau, das als Kampfplatz bestimmt war.

Während die Sekundanten die Pistolen luden und die Distanzen abmaßen, stand Theodor in sich gekehrt mit finsterem Antlitz an einen Baum gelehnt und starrte zur Erde. Sein Aussehen zeugte von der düsteren Verzweiflung, die in seiner redlichen Brust wühlte, seine Mienen kündeten den Schmerz und Gram, der an seinem Herzen nagte. — Fiel vielleicht auch ihm schwer, die Todeswaffe gegen mich zu erheben? — Es mußte ja so sein, es war ja nicht anders möglich; Theodor hatte mich ja bisher gerade so innig geliebt, wie ich ihn, und sein Zorn gegen mich beruhte ja auf einem Mißverständnisse! — Da beschloß ich — wie auch dieser Schritt von Seiten der Anwesenden gedeutet werden möchte — nochmals einen Versuch zu machen, den unnatürlichen Zweikampf zu verhindern und Versöhnung zwischen uns herbeizuführen. Rasch trat ich zu ihm hin und sprach:

„Theodor gönne mir nur einige Worte!“ —

Er sah mich starr mit blitzenden Augen an und machte eine abwehrende Geberde.

„Ich schwöre dir bei der langjährigen Freundschaft, die uns verband“ —

Er zuckte verächtlich die Oberlippe und murmelte nur das eine Wort: „Elender!“ —

„Bei Gott, der über uns ist, schwöre ich dir, ich bin unschuldig an dem an dir begangenen Verrate!“

Er lächelte schmerzlich und sprach sarkastisch: „Gott möge hierüber entscheiden!“

Es war sein letztes Wort. — Ohne mich weiter zu beachten, schritt er hinweg mit seinem ihm entgegenkommenden Sekundanten, der uns aufforderte, unsere Plätze einzunehmen. — Alles sei vorbereitet.

Der ernste Augenblick war gekommen; ich hatte alles — ja mehr gethan, als nach Ansicht der Menschen mit dem Begriffe „Ehre“ vereinbar war, um das Duell zu verhindern. Jetzt mußte ich mich den Gesetzen dieses Begriffes fügen, um nicht den Schein auf mich zu laden, als ob das eiserne Kreuz an meinem Kleide die Brust eines Feigen schmücke. — Bevor ich jedoch den mir bestimmten Platz einnahm, übergab ich dem Grafen P. den Brief, den ich Tags zuvor Theodor zugesendet und unerbrochen zurückerhalten hatte, mit der Bitte, ihn im Falle ich getötet oder schwer verwundet werden sollte, meinem Gegner zu übergeben. Stumm verbeugte sich der Graf und ich trat mit der Pistole in der Hand an meine Stelle.

Als der Geforderte hatte ich den ersten Schuß. Ohne zu zielen erhob ich auf das gegebene Zeichen die Waffe und schoß in die Luft. —

Theodor biß sich in die Lippen und ich sah an seinen Mienen, er kämpfte mit sich selbst, ob er nicht mein Beispiel nachahmen solle. Doch bald kehrte der Ausdruck finsteren Trotzes auf sein Angesicht zurück, langsam erhob er die Pistole, zielte, schoß — und mit durchbohrter Brust sank ich zur Erde.

Was weiter geschah, ist mir nur durch Erzählung des Grafen P. bekannt, da mich unmittelbar nach meiner Verwundung das Bewußtsein verließ. Seine Mitteilungen waren folgende:

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Während der Arzt sich mit mir beschäftigte und meine Wunde untersuchte, stand Theodor bleich wie ein Toter und vor innerer Aufregung zitternd zu meinen Füßen und harrte unverkennbar ängstlich des Ausspruches des Arztes. — Nachdem dieser meine Verwundung für schwer, ja tötlich erklärt hatte, trat Graf P. seinem Versprechen gemäß zu ihm hin, um ihm mein Schreiben zu überreichen.

Fragend sah ihn Theodor an.

„Es ist der letzte Wille, das Vermächtnis eines Sterbenden," — erwiderte P. auf mich zeigend.

Hastig ergriff Theodor jetzt den dargereichten Brief, rieß den Umschlag hinweg und las. — Der Inhalt erschütterte ihn sichtlich, das Blatt bebte in seinen Händen, sein Atem flog und sein feuchtes Haar sträubte sich empor, als er mit weit aufgerissenen Augen den Schriftzügen folgte. — Mit dem Rufe: „Herr, mein Gott, — ist es denn möglich!" — warf er sich sodann an meiner Seite nieder, ergriff meine kalte Hand und schrie: „Wilhelm, teurer Freund — ach nur noch einmal öffne die Augen und sprich, daß du mir, deinem unglückseligen Mörder verzeihst!" —

Dann beschwor er den Arzt, mich zu retten und versprach ihm sein halbes Vermögen, wenn ihm dies gelinge. — Aber dieser schüttelte ernst den Kopf und erwiderte, menschliche Hilfe und seine Wissenschaft könne mich nicht am Leben erhalten; die Lunge sei durchschossen und die innere Verblutung müsse mir unfehlbar in kürzester Frist den Tod geben.

Nachdem er noch meinen Puls befühlt, sprach er achselzuckend: „Er ist tot!" —

Da warf sich Theodor wie wahnsinnig über mich hin, küßte mich auf den Mund und rief: „Auf Wiedersehen, Wilhelm ich folge dir!"

Er raffte sich auf und stürzte hinweg. — Ein Unheil ahnend folgte Graf P. dem Aufgeregten, der in raschem Laufe durch die Schloßruine eilte und die Treppe zu der großen Gallerie hinanstürmte. — Atemlos keuchte P. hinter ihm her, doch er konnte das Entsetzliche nicht mehr ver-

hindern. Mit Schaudern sah er, wie Theodor sich auf die Brüstung dieses Fensters schwang. „Herr, mein Gott, sei meiner Seele gnädig!“ — rief er noch und — kopfüber stürzte er sich hinab in die furchtbare Tiefe.

Die fürchterlichen Ereignisse der beiden letztverflossenen Tage waren zu erschütternd für meinen unglücklichen Freund gewesen, als daß er das Leben noch ferner hätte ertragen können. — Die heiß geliebte Gattin hatte ihm rund heraus erklärt, sie liebe ihn nicht — habe ihn nie geliebt, sondern sei nur, dem Gebote der Mutter gehorchend, dem reichen Bewerber zum Altare gefolgt. Mit wollüstigem Hohne entdeckte sie ihm dagegen, daß all' ihre Liebe mir gehöre, der auch sie mit aller Kraft seines Herzens liebe. — Da hatte Theodor, rasch entschlossen, die ungetreue Gattin in seinen Reisewagen gesetzt und von seinem Diener begleitet zurückgeschickt zu der kupplerischen Mutter. Mich aber, den vermeintlich treulosen Freund, beschloß er zu strafen. —

Mein Brief erst hatte ihm den wahren Sachverhalt entdeckt, meine Unschuld und stete Treue klar gemacht. — Dieser Schlag, das Bewußtsein, mich, den unschuldigen ihm treu ergebenen Freund, gemordet zu haben, drückte ihn so furchtbar darnieder, daß er die unglückselig rasche That beschloß und — leider auch ausführte.

Der Arzt aber hatte sich in meinem Zustande getäuscht; ein Zufall hatte mir das Leben gerettet. An dem eisernen Kreuze, das ich an der Brust trug, war die Kugel abgeglitten und hatte mir eine zwar gefährliche, doch keineswegs tötliche Verwundung beigebracht. — Was der junge, unerfahrene Arzt aber für den Tod hielt, war eine durch den Blutverlust verursachte tiefe Ohnmacht gewesen, die mich einem Toten ähnlich gemacht und den unglückseligen Irrtum veranlaßt hatte. —

Einige Wochen waren vergangen; man hatte mir, als ich aus dem heftigen Wundfieber endlich wieder zum Bewußtsein und zu neuem Leben erwacht war, möglichst schonend den Tod Theodors und die schrecklichen ihn be-

gleitenden Umstände mitgeteilt, — da erschien an meinem Lager eine tief verschleierte schwarz gekleidete Dame. — Sie schlug den Schleier zurück; es war die Erbin Theodors, — seine Witwe.

Lächelnd wollte sie mir an die Brust sinken, indem jetzt kein Hindernis mehr uns trenne.

Diese Frivolität entsetzte mich.

„Sie irren, Madame," erwiderte ich kalt; „es giebt ein Hindernis, das uns für immer scheidet; es ist der Schatten meines unglücklichen Freundes, der zwischen uns steht!" —

Da ließ sie den Schleier wieder vor ihr errötendes Antlitz herab und entfernte sich.

Ich sah sie nie wieder.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Uhrmacher von Straßburg.

„Straßburg ist über!" So erscholl es am 28. September 1870 wie ein Jubelruf von Mund zu Munde durch alles Land, „so weit die deutsche Zunge klingt," denn nicht allein die nach schwerer Belagerung endlich erfolgte Einnahme dieser Festung und der neue Triumph der deutschen Waffen war es, was die Herzen erhob — nein, in dem allgemeinen Jubel lag zugleich der freudige Ausdruck des stolzen Bewußtseins, daß diese dem deutschen Reiche einst so schmählich entrissene Stadt nun wieder deutsch werden und verbleiben müsse.

Als eine stete Demütigung für uns Deutsche lag sie bisher da, die weiland „wunderschöne" Reichsstadt — nun eine der stärksten französischen Festungen. Als eine fortwährende Drohung gegen die einstige Mutter zeigte sie ihre Fronten und Bastionen, erhoben sich ihre Mauern und Wälle; — doch wie ein edler, unglücklicher Gefangener ragte über die wälschen Befestigungen der herrliche Wunderbau Erwins von Steinbach, das imposanteste Denkmal der deutschen Baukunst, das stets deutsch gewesene Münster empor, — denn, wenn auch schon seit beinahe zwei Jahrhunderten die Stadt von Deutschland losgerissen war, wenn auch fast die ganze Bevölkerung die einstige Muttersprache verlernt hatte, wenn auch der Name der Stadt „der Straße Burg" sich hatte umwandeln müssen in Strassbourg — das Münster war stets gut deutsch verblieben

und kündete damals, wie jetzt und alle Zeit in deutscher Zunge den Ruhm der deutschen Kunst. Auch ein anderes Denkmal deutscher Kunst und deutschen Wissens innerhalb dieses Riesenbaues war mit diesem gefangen gehalten: die große astronomische Uhr in dem südlichen Arme des Kreuzschiffes, die im Jahre 1842 von dem genialen Mechaniker Schwilgué nach mehrjähriger Arbeit vollendet und dort aufgestellt wurde. Und dennoch nenne ich auch dieses Werk ein Denkmal deutscher Kunst und deutschen Wissens, denn Schwilgué hat nur wieder hergestellt, was schon zwei und ein halbes Jahrhundert früher ein anderer, ein Deutscher, geschaffen und — selbst wieder zerstört hatte, so daß während dieser langen Zeit kein anderer Meister imstande war, das Wunderwerk wieder herzustellen. Die Uhr stand still, bis es endlich dem oben genannten Meister gelang, den gestörten Rädergang wieder in Bewegung zu setzen; ihm gebührt also der Preis der Wiederherstellung, der Ruhm der Erfindung aber gehört einem Deutschen — dem unglücklichen Isaak Habrecht, dem Helden dieser Erzählung.

In dem ärmlichen Dachstübchen eines der uralten Häuser, die auch heute noch in den entlegeneren Teilen des modernen Straßburgs zu finden sind, saßen an einem trüben Februarabende des Jahres 1580 zwei Frauen und ein kleines Mädchen um einen schlecht gezimmerten Tisch von Tannenholz, auf welchem eine düster brennende Öllampe sich bemühte, den kleinen Raum einigermaßen zu erhellen. Doch das dampfende, übel riechende Licht reichte kaum aus, die Arbeit der beiden Frauen zu beleuchten, die schweigend nur mit ihr beschäftigt an dem Tische saßen, während das Kind seine Ärmchen als Unterlage für sein blondes Lockenköpfchen auf dem Tische ausgebreitet hatte und sanft schlief.

Die ältere der beiden Frauen, eine ehrwürdige Matrone von wohl 70 Jahren, mit blassen eingefallenen Wangen, den Nasenquetscher mit großen runden Gläsern

vor den geröteten Augen, arbeitete emsig an einer Weißnäherei und rastete nur dann einige Augenblicke, wenn ein kurzer trockener Husten sie überfiel und nötigte, die mageren Hände mit der Arbeit in den Schooß zu legen, um tiefaufatmend der gequälten, zusammengedrückten Brust einige Ruhe zu gönnen. Besorgt erhob dann jedesmal die andere Arbeiterin, ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren, das Antlitz von ihrer Buntstickerei und ein bittender Blick traf die Alte, die als Antwort auf denselben nur leise das ehrwürdige weiße Haupt schüttelte und alsbald die unterbrochene Arbeit wieder aufnahm. Seufzend beugte sich hierauf das junge Mädchen gleichfalls wieder über ihren Stickrahmen und rastlos stichelte ihre Nadel weiter in dem feinen Stramin, ohne daß ferner die Stille durch etwas anderes unterbrochen worden wäre, als durch das einförmige Ticken einer wundervoll gearbeiteten Wanduhr, die seltsam von dem übrigen ärmlichen Hausrat abstach. Es war Frau Margaret Heberlin, die einst begüterte Witwe des weit und breit berühmten Goldschmieds Heberlin und ihre Enkelin Gertrud, die Tochter ihres einzigen früh verstorbenen Sohnes, der dasselbe Gewerbe wie sein Vater getrieben und sich gleichfalls durch seine Kunst einen bekannten und geachteten Namen gemacht hatte. Bei seinem Tode hinterließ er, da seine Frau ihm einige Monate vorher im Tode vorangegangen war, drei kleine Waisen, zwei Mädchen und einen Knaben, welche die damals noch rüstige Großmutter zu sich nahm und mit verdoppelter Liebe auferzog, um ihnen das traurige Schicksal, die liebende Fürsorge von Vater und Mutter entbehren zu müssen, minder fühlbar zu machen.

So waren bei ihr die Kinder herangewachsen; dieselben hingen mit schwärmerischer Liebe an der biederen Großmutter und als sich die älteste, Marie, mit dem Uhrmacher Isaak Habrecht verheiratete, konnte sich Frau Margaret nicht entschließen, die geliebte Enkelin ganz zu entbehren; sie zog mit Gertrud und Mathias, dem zwei Jahre jüngeren Bruder Gertruds, zu Isaak und genoß hier im Kreise ihrer Lieben das reinste Glück des schönsten Familien-

lebens. — Da, nachdem kaum ein Jahr verstrichen war, zerriß der Tod mit kalter Hand das alle so beglückende Band — Marie starb, nachdem sie einem Mädchen, der kleinen Marie, das Leben gegeben hatte, die wir heute auf dem Tische der Urgroßmutter so sanft eingeschlafen erblickten.

Aber nur um so fester fühlten sich nach Mariens Tode alle aneinander gebunden durch die gemeinsame Trauer um die geliebte Entschlafene, durch die gemeinsame liebende Fürsorge für das zum Leben erwachte kleine Geschöpf.

So wurden die familiären Beziehungen nicht gestört; leider aber blieben die pekuniären Verhältnisse derselben nicht die gleich günstigen, denn Isaak, der sich durch angestrengte Arbeit zu zerstreuen suchte, ersann während dieser trübsten Zeit seines Lebens den Riesenplan, dessen Ausführung ihn zwar unsterblich, aber — zugleich bettelarm machen sollte. Summe auf Summe opferte er der Verwirklichung dieser Idee, die nach und nach sein ganzes Sein zu erfüllen begann; Summe auf Summe gab auch Frau Margaret dahin, die mit Begeisterung der Ausführung der kühnen Phantasieen Isaaks beitrat und stets die Warnungen wohlmeinender Freunde zurückwies mit den stets wiederkehrenden Worten: „Laßt nur den Isaak machen, der weiß, was er will, und was jetzt d'rauf geht mit Löffeln, das bringt er wieder ein mit Scheffeln!" —

Aber das scheffelweise Einbringen ließ lange auf sich warten; fünf Jahre waren seit Mariens Tode verstrichen und inzwischen war das ganze Vermögen Isaaks und der Frau Margaret geopfert und noch immer die Riesenuhr nicht vollendet. Die Familie war am Bettelstab; doch auch das jetzige Elend, das Frau Margaret und Gertrud nötigte, kümmerlich durch allerlei weibliche Handarbeiten ihr Dasein zu fristen, vermochte dennoch nicht den Glauben der charakterfesten Alten an ihren Enkelsohn zu erschüttern. Willig arbeitete sie, obgleich ihre Gesundheit darunter litt, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht und hielt fest an ihrem Spruch: „Er bringts wieder ein mit Scheffeln!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Auch Gertrud, ein Mädchen von kleiner, zierlicher Gestalt mit schönem blonden Haare, welches in natürlichen Locken das sanfte Gesichtchen mit den großen dunkelblauen Augen umwallte, fügte sich ohne ein Wort der Klage in das Gebot der Notwendigkeit und arbeitete ums tägliche Brot von früh bis spät, ja ganze Nächte hindurch. — Dessen ungeachtet blühte sie wie ein Röslein im Mai, denn Gertrud war glücklich — doppelt glücklich durch das Bewußtsein ihrer redlichen Pflichterfüllung und durch ihre Liebe zu dem Kinde ihrer Schwester und seinem Vater, dessen liebende und geliebte Braut sie seit kurzem geworden war.

Nur Matthias fügte sich nicht so gleichmütig in den Wechsel der Glücksverhältnisse der Familie; neid- und zornerfüllt sah er nach und nach das ganze Vermögen — auch sein einst zu hoffendes Erbe — „einem Hirngespinste" geopfert und als endlich das freundliche Haus in der Münsterstraße verlassen und dafür die Dachwohnung bezogen werden mußte, da war er wütend vor die Beschützerin seiner Jugend hingetreten, hatte sie mit bitteren Vorwürfen überschüttet und sich losgesagt von der „thörichten Alten, die nun allein verhungern könne," und war aus dem Hause geschritten, um seinen eigenen Weg zu gehen. Doch arbeitsscheu, wie er war, geriet er in schlechte Gesellschaft, ward ein leichtsinniger, liederlicher, dem Trunke ergebener Mensch, der zuletzt, nachdem keine Ermahnung hatte fruchten wollen, von seinem Brodherrn, einem Freunde und Zunftgenossen seines Vaters, aus dem Hause gejagt wurde. — Da war er wieder heimgekehrt zu Frau Margaret, die den Verirrten ohne ein Wort des Vorwurfs wieder aufnahm.

„Ich hoffe, du hast dir die Hörner jetzt abgestoßen," war alles, was sie sprach, indem sie ihm die Hand zur Versöhnung bot.

Aber Matthias war nicht mit versöhnlichen Gefühlen heimgekehrt; er arbeitete zwar bei einem neuen Meister, setzte aber seinen leichtsinnigen Lebenswandel fort und was er des Tags verdiente, verthat er des Nachts bei Trunk und Spiel im Kreise leichtsinniger Gefährten. Keine Er-

mahnung, keine Bitte der Seinigen brachte ihn von diesem wüsten Leben ab und als es die Großmutter endlich mit der Strenge versuchte, da lachte er nur höhnisch auf und rief: „Was ich bin, habt Ihr verschuldet — bin ich ein Lump, so will ichs gleich recht sein!“ Und als sie ihm mit Verstoßen drohte, da schüttelte er drohend die Faust gegen die ehrwürdige Frau und schrie: „Ja, treibt mich nur wieder fort — ob ich früher oder später ins Raspelhaus komme, das läuft auf eines hinaus — aber Ihr sollt's auf dem Gewissen haben!“

Das hatte der wackern charakterfesten Frau doch einen Stich ins Herz gegeben; sie vermochte nicht ihre Drohung auszuführen.

Das war der Stand der Dinge zur Zeit, da wir in das Dachstübchen eintraten und Großmutter und Enkelin bei ihrer Arbeit belauschten. Schauen wir nun, was sich weiter zutrug.

Die Wanduhr, ein Werk Isaaks, das Brautgeschenk seiner verstorbenen Marie, hatte eben mit hellem Schlag die neunte Stunde verkündet, da erhob die Alte wieder den Kopf, blickte über die Brenngläser ihrer Brille hinweg nach der Verkünderin der Stunde und sprach fast erstaunt: „Wahrhaftig! — schon neun Uhr! — wie die Zeit verstreicht; bringe das Kind zu Bette und fädle mir die Nadel noch einmal ein, Gertrud, meine alten blöden Augen wollen dazu nicht mehr ausreichen!“

„Ja, Großmütterchen,“ erwiderte Gertrud, indem sie mit flinken Fingern einen neuen starken Faden durch das Öhr zog, „aber zum letztenmale — nicht wahr?“ setzte sie mit einem neuen bittenden Blicke hinzu, wenn der vernäht ist, dann legt Ihr Euch auch zur Ruhe; ich habe meine Stickerei bald vollendet, dann bleibe ich noch ein Stündchen länger auf und mache die Hemden vollends fertig, verlaßt Euch d'rauf, morgen mit dem Frühesten trage ich sie zur Verkäuferin und Geld die Hülle und Fülle soll dafür ins Haus kommen — bitte, bitte, lieb Großmütterchen!“ Freundlich lächelte Frau Margaret der Enkelin zu und drohte ihr mit dem Finger: „Du Schalk, willst mich wohl vertreiben,

weil der Isaak jetzt bald nach Hause kömmt, nichts da, mein Kind, ich will ihn auch noch ein wenig haben heute, deinen Isaak, ihm wenigstens eine gute Nacht wünschen, dem braven fleißigen Mann und dann, meinethalben, will ich gehen!"

Errötend und strahlend vom reinsten Glücke umhalste Gertrud die treue Großmutter und drückte einen derben Kuß auf ihre Wange.

„Na, na," scherzte diese weiter, „spare deine Küsse, mir dünkt, du kannst heute noch einige los werden! Wo nur der Matthias sich herumtreiben mag," sagte sie plötzlich ernst werdend, „Gott im Himmel, wenn nur der einmal in sich ginge und anders würde!"

„Habe Geduld, Großmütterchen, auch mit ihm kann sich's noch zum Guten wenden, wenn er nur erst sehen wird, daß sein zu hoffendes Erbe nicht verloren, sondern meinem Isaak nur geliehen ist. Ist das gewaltige Werk aber vollendet, so sind wir ja leicht imstande, alles zurückzuerstatten!"

„Wir?!" scherzte Frau Margaret wieder, „du hast dich ja schon gewaltig in die Zukunft hineingelebt, daß du per „Wir" sprichst! — Ich fürchte, du kannst noch so zehn Jährchen warten, bis du „Wir" sagen kannst — bis dahin wird ja, denk ich, die Uhr fertig sein und dann will ich dir in Gottes Namen den Kranz aufsetzen, wenn mich unser Herrgott nicht vorher —"

Ein neuer Kuß Gertruds verschloß der lächelnden Alten den Mund, so daß sie ihren Satz nicht völlig aussprechen konnte.

„Großmütterchen, wer wird solche Gedanken haben? Ich hoffe im Gegenteil, Ihr sollt bald auf meiner Hochzeit ein Ehrentänzchen machen, denn, wie mir Isaak sagte, reift das Werk seiner Vollendung entgegen, vielleicht schon in einigen —"

Jetzt unterbrach auch Gertrud ihren Satz, sie lauschte der Thüre zu, denn auf der Treppe hörte man einen raschen Tritt, der sich immer mehr und mehr näherte.

„Da ist er," jubelte Gertrud und wandte sich dem

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Kommenden entgegen, der mit einem herzlichen „Grüß' Euch Gott bei einander!" die Thüre öffnete und sein entgegen eilendes liebliches Bräutchen in die Arme schloß.

Der Eingetretene, eine stattliche breitschulterige Gestalt von einigen dreißig Jahren, mit großen dunklen Augen, einer hohen, von schwarzen Haaren umfaßten Stirne, auf der einige leichte Falten den Denker erkennen ließen, während die geschwärzte schwielige Hand den Arbeiter verriet, wandte sich jetzt dem Bettchen zu, in welchem sein Kind schlummerte und betrachtete gerührt die lieblichen Züge der Kleinen, die unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Vater zeigte. Leise berührte er mit den Lippen des Lieblings Stirne, dann wandte er sich mit einem treuherzigen „Guten Abend, Mutter," der Alten entgegen und bot ihr freundlich die Hand.

„So, komme ich endlich auch an die Reihe?" scherzte die Alte gutmütig lächelnd, „na, es ist natürlich, bei Euch jungem Volke kommen die Alten immer zuletzt! — Na, wie steht's, Isaak, gute Nachrichten?!"

„Gute, Mütterchen, Gott sei Dank, die besten, die ich bringen kann — die Uhr ist fertig!" —

„Fertig?!" rief da Frau Margaret und fuhr hastig von ihrem Sitze empor.

„Fertig?!" rief auch Gertrud unvorsichtig laut, so daß die Kleine in ihrem Bettchen erwachte und schreiend nach Mutter Gertrud verlangte.

„Fertig?!" frugen beide noch einmal, nachdem sich das Kind wieder beruhigt hatte.

„Fix und fertig," wiederholte Isaak mit strahlendem Blick, „und alles in schönster Ordnung, wie ich's berechnete. Kein Rad versagt seinen Dienst, kein Zähnchen greift falsch ein, keine Walze vermag sich schneller oder langsamer zu drehen, als ihr vorgeschrieben ist — alles, alles stimmt aufs Haar!" —

„Gott sei gelobt, daß er mich diesen Tag noch erleben ließ!" sprach jetzt Frau Margaret in tiefer Rührung, indem sie die gefalteten Hände und den frommen Blick zum Himmel erhob, „nun, Kinder, hat alle Not ein Ende!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Gertrud aber schmiegte sich selig an die breite Brust des geliebten Mannes und keines Wortes fähig weinte sie still. Da ward auch das Auge des Meisters feucht; sanft hob er Gertrudens Antlitz empor und küßte ihr die rollenden Thränen von den erglühenden Wangen.

Frau Margaret aber stand glücklich lächelnd dabei und störte nicht die stumme Sprache der beiden jubelnden Herzen.

Endlich jedoch erhaschte sie die Hände der Liebenden und rief in ihrer gemütlichen Weise:

„Lustig, Kinder, lustig! In sechs Wochen tanzt die Großmutter auf Eurer Hochzeit den Ehrentanz!"

Zu derselben Zeit, da die eben geschilderte Szene in dem Dachstübchen stattfand, saß das einzige fehlende Glied der Familie, Mathias, in einer vor der Stadt gegen den Rhein gelegenen Schenke, die den stolzen Schild „zum deutschen Kaiser" führte. Weil einmal Karl V, den in der Nähe dieser Kneipe ein Unfall mit dem Pferde betroffen hatte, genötigt war, kurze Zeit daselbst zu rasten, hatte der spekulative Wirt Gelegenheit ergriffen, seit dieser dem Hause widerfahrenen Ehre obigen Schild anzunehmen und zur Versinnbildlichung über der Thüre ein mächtiges, in grellen Farben gemaltes Bild des gewaltigen Fürsten anzubringen.

Aber die Zeit hatte die einst vergoldete Krone zerstört, der herrliche Kaisermantel war verblichen, Szepter und Reichsapfel aus den Händen verschwunden — so stand dieser deutsche Kaiser als eine ominöse Jammergestalt auf dem Platze, den er zieren sollte. Auch das sonstige Äußere des Hauses kontrastierte sehr mit seinem pomphaften Titel. Klein und niedrig, die Fenster nur wenige Fuß über der Erde, Dach und Mauerwerk zerfallen, machte es den Eindruck, als ob es im Begriffe sei, in die Erde zu versinken. Kein Wunder war es deshalb, daß das Volk sich nicht gewöhnen konnte, den über der Thüre stehenden Repräsentanten der kaiserlichen Macht anzuerkennen und dem Hause

den Namen des Schildes beizulegen; die unheimlichen verdächtig aussehenden Gäste, die hier zuzusprechen pflegten, hatten ihm statt dessen den etwas weniger glänzenden, aber mehr passenden Namen „Schnackenloch“ gegeben, welche Bezeichnung gegen den Protest des Wirtes im Volksmunde sich erhielt.

Hier also im „Schnackenloch“, in der mit einem unbeschreiblichen Dunste gefüllten allgemeinen Wirtsstube treffen wir den Mathias und zwar in Gesellschaft eines jungen Mannes, in dem man trotz des verhüllenden Mantels von grobem Stoffe und des bäuerischen Hutes, der sein Gesicht beschattete, den Vornehmen erkannte. Der Wirt hatte sich durch die Umhüllung auch nicht täuschen lassen, mit einem einzigen Blicke hatte er, als er seiner Gewohnheit gemäß die Eintretenden musterte, unter dem Hute ein edel geformtes Gesicht von auffallender Weiße, feine Stulphandschuhe und unter dem Mantel hervorragend die Zwinge eines Degens samt den glänzenden Sporen an den schmucken Stiefeln des Vermummten gesehen und mit dem, im Geschäfte der Diebshehlerei geschärften, ihm eigenen Spürsinn richtig geschlossen, daß sein Gast nicht sei, was er schien. Er hatte den Eintretenden deshalb, ahnend, daß „der Herr Ritter“ bei seinem Geschäfte ungestört und unbelauscht zu sein wünsche, entfernt von den wenigen übrigen Gästen in einer Ecke einen Platz angewiesen und setzte ihnen sodann eine Flasche „vom Besseren“ vor, nachdem er zuvor mit dem Handballen den schmutzigen Tisch etwas gesäubert hatte.

„Nun, Junker Zettlitz,“ begann Matthias, nachdem sich der Wirt entfernt hatte, „sagt mir endlich, weshalb Ihr mich hierher in diese Spelunke bestellt habt; womit kann ich Euch dienen?“

Der Angeredete schaute sich prüfend um, ob niemand den Sprechenden habe hören können und erwiderte dann mit leiser Stimme, indem er die beiden Gläser füllte: „Vor allen Dingen damit, daß du meinen Namen nicht mehr aussprichst, denn es ist mir gerade nicht darum zu thun, hier und in deiner Gesellschaft erkannt zu werden!“

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Gut!“ antwortete Matthias, indem er eines der Gläser zum Munde führte und schlau die Augen zukniff, „aber das wird's nicht allein sein, was Ihr mir sagen wolltet, nicht wahr?“

„Nein, Bursche; doch man hat mir gesagt, es fehle dir bisweilen an Geld?“

„Zum Teufel, Herr, es fehlte mir bisher nur dann, wenn ich keines hatte, das heißt immer!“

„Nun wohl — willst du ein hübsches Sümmchen verdienen?“

„Warum nicht?! Es fragt sich nur, was Ihr dafür von mir verlangt!“

„Höre,“ sprach nun Zettlitz, indem er einige Dukaten aus seiner wohlgefüllten Börse hervorholte und vor sich auf den Tisch legte, „dies Gold soll dir gehören und noch weit mehr sollst du erhalten, wenn du mich in meinem Vorhaben unterstützen willst!“

Matthias sah mit funkelnden Augen erst auf das Gold, dann auf den Junker und antwortete hastig:

„Gerne, Junker — vorausgesetzt, daß mein Hals dabei nicht in Gefahr kommen kann!“

„Nichts weniger als dies! — du hast eine Schwester, die Näherin ist, — nicht wahr?“

Matthias spitzte die Ohren. — „Ja! — Was solls mit Gertrud?“

„Nicht so laut, Bursche, es braucht niemand durch dein Schreien auf uns aufmerksam zu werden. Ich sah deine Schwester kürzlich in einem Laden, wo sie ihrer Hände Arbeit verkaufte; das Mädchen gefiel mir — kurz, ich habe mich in sie verliebt und du sollst mir nun behilflich sein, daß sie mein Liebchen wird!“ —

Matthias runzelte die Stirne; so leichtsinnig und verkommen er auch war, er fühlte doch, in welch' hohem Grade dies schmachvolle Anerbieten ihn selbst mit entehrte. Zornröte stieg auf in seinem sonst bleichen und abgelebten Gesichte und im Tone ungeheuchelter Entrüstung rief er, indem er mit geballter Faust auf den Tisch schlug, daß Teller und Gläser klirrten:

„Wie Herr, was denkt Ihr von mir?! — Ich soll Euch die Ehre meiner Schwester verkaufen — um ein paar lumpige Dukaten?!“

Zettlitz war trotz seiner Jugend, er mochte etwa 22 Jahre zählen, ein großer Menschenkenner; er wußte, daß der Anblick von Gold auf solche, die keines haben, einen ungemein verführerischen Einfluß übt und das Verlangen, es zu besitzen, in ihnen erweckt. Er wußte ferner, daß vom Leichtsinn zur Schlechtigkeit nur ein Schritt sei und, auf diesen Erfahrungssatz bauend, holte er schweigend seine Börse wieder hervor, nahm fünf weitere Dukaten heraus und legte langsam einen nach dem andern zu den schon auf dem Tische liegenden.

Matthias verfolgte gierigen Blickes die Bewegungen des Junkers; die Zornröte wich allmälig von seinen Wangen, um, wie Zettlitz richtig erwartet hatte, dem deutlich lesbaren Ausdrucke der Habgier Platz zu machen.

Noch immer schweigend, ein Lächeln auf den feinen zusammengekniffenen Lippen, beobachtete seinerseits der Junker das Gesicht seines Gastes und nahm mit einem Gefühl von Befriedigung die in demselben sich kundgebende Veränderung wahr. Er war des Erfolges seiner Verführungskunst jetzt sicher.

Aber noch siegte der Rest von Ehrgefühl in Matthias über die Regungen der Habgier; mit dem Rücken seiner Hand schob er das blinkende Gold zurück und sagte mit einem letzten Blicke des Bedauerns auf dasselbe: „Nein, Junker, nehmt Euer Gold zurück; ich verkaufe meine Schwester nicht!“

Zettlitz war, wie gesagt, ein Kenner der Schwächen menschlicher Charaktere, die wie Matthias auf niedriger Stufe der Gesittung standen. Wie er vorhin verstanden hatte, durch den Anblick neuer Goldstücke das gierige Verlangen nach ihrem Besitze in Matthias zu erwecken, so zweifelte er jetzt nicht im Geringsten daran, daß er durch das Hinzulegen neuer Goldstücke seinen Zweck viel weniger leicht erreichen, als wenn er das schon Gezeigte wieder den Blicken des Versuchten entziehen würde. Mit einem Achsel-

zucken holte er deshalb seine Börse abermals hervor, doch statt neues Gold daraus hervorzuholen, wie Matthias erwartete, sah dieser zu seiner Überraschung langsam einen Dukaten nach dem andern in ihren Falten verschwinden.

„Nun gut," sprach dann der Junker, nachdem er die wieder gefüllte Börse in seine Tasche versenkt hatte, „ich werde auch ohne dich — vielleicht durch eines andern Hilfe — zum Ziele gelangen!" —

Matthias starrte seufzend auf die Stelle, wo vorhin noch das viele schöne Gold gelegen war und erwiderte endlich mit fast weinerlicher Stimme: „Schlagt Euch das aus dem Sinne, Junker, — meine Schwester ist Braut!"

„Ei, was liegt denn hieran? — Deshalb könnte sie doch mein Liebchen sein!" sagte der Junker mit zynischem Lachen.

Ohne es zu wissen, hatte er damit die rechte Saite in der Brust des Versuchten angeschlagen. Was seinem Golde noch nicht gelungen war, das erreichte die durch des Junkers Worte wenngleich noch in weiter Ferne auftauchende Aussicht auf Rache an Isaak, den er als den Zerstörer der Wohlhabenheit der Seinigen und seines eigenen Glückes ansah und den er deshalb haßte mit aller Glut seiner leidenschaftlichen Seele. Ja, dieser Rache konnte und wollte er die Ehre seiner Schwester aufopfern.

Eine neue Röte stieg bei diesem Gedanken in des Elenden Angesicht auf; keuchend hob und senkte sich unter dem fliegenden Atem seine Brust, als er die Worte hervorstieß:

„Holt Eure Börse nochmals hervor, Junker, und zählt Euer Gold wieder auf! — Wie viele waren es doch?!"

„Zehn Dukaten," antwortete Zettlitz, indem er die glänzenden Stücke wieder neben einanander auf den Tisch legte.

„Zehn Dukaten," wiederholte Matthias, der jetzt entschlossen war, den schmählichen Handel einzugehen, „zehn Dukaten nur? — sollte die Ehre meiner Schwester nicht etwas mehr wert sein? — Verdoppelt die Summe und ich stehe zu Euren Diensten!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Zettlitz griff statt aller Antwort abermals in die Tasche und zog diesmal ein reich verziertes Notizbuch hervor; rasch trennte er ein Blatt heraus und schrieb mit flüchtiger Hand einige Zeilen nieder, die er dann dem überrascht Zuschauenden hinreichte.

Lesen und Schreiben wurde jedoch zu jener Zeit als ein hoher Grad von Gelehrsamkeit betrachtet, die nur in Klöstern und unter dem Adel gepflegt wurde. Der gewöhnliche Bürgersmann gab sich selten mit diesen „Künsten" ab. Kein Wunder war es deshalb, daß auch Matthias das Geschriebene nicht entziffern konnte. Er gab kopfschüttelnd dem Junker den Zettel zurück mit der Bitte, ihm das Geschriebene vorzulesen.

Zettlitz willfahrte diesem Ersuchen und las mit halblauter Stimme die Worte:

„Ich verpflichte mich andurch kraft meiner Unterschrift, dem Matthias Heberlin die Summe von fünf und zwanzig Dukaten zu bezahlen an dem Tage, an welchem er ein mir gegebenes Versprechen erfüllt hat." — Hans von Zettlitz." —

„Fünf und zwanzig Dukaten!!" — rief jetzt Matthias erstaunt — „wahrlich, Ihr müßt arg verliebt sein und Dukaten wie Heu haben, daß Ihr so hitzig ins Zeug gehen wollt! — Wenn beides aber der Fall ist, so sage ich Euch wie vorhin — verdoppelt die Summe und der Handel sei abgeschlossen!"

Der Junker biß sich auf die Lippen und meinte, die bezeichnete Summe wäre groß genug; aber Matthias schob ihm das Papier wieder hin und sprach:

„Schreibt fünfzig Dukaten, Junker, und ich schwöre Euch, — ehe vier Wochen abgelaufen sind, soll Gertrud die Eure sein!" —

Jetzt errötete Zettlitz vor Freude und Lust, das Ziel seiner Wünsche schon in so nahe Aussicht gestellt zu sehen. Rasch ergriff er das Papier, änderte die Zahl und reichte es an Matthias zurück. — Dieser nahm es in Empfang und frug, nachdem er es prüfend beschaut hatte:

„Lautet es jetzt wirklich auf 50 Dukaten?"

„Ja!"

„Und wo steht Eure Unterschrift?"

„Hier unten!" —

Mathias betrachtete die Stelle genau und sagte dann:

„Und welche Versicherung gebt Ihr mir, daß Ihr dies Versprechen halten werdet?"

„Mein Ehrenwort!"

Matthias faltete das Papier zusammen, das ihm solchen Reichtum versprach, ergriff die zehn auf dem Tische liegenden Dukaten und steckte sie samt dem Dokumente seiner Schlechtigkeit in die Tasche mit den Worten:

„Gut! — der Handel ist abgemacht — ich vertraue Eurem Worte!"

„Doch welche Garantie kannst du mir bieten, daß du dein Versprechen halten wirst?" — frug nun Zettlitz, indem er das Glas seines Gefährten neuerdings füllte.

„Mein Ehrenwort!" — antwortete Matthias, den Junker parodierend — „na, es ist so viel wert, wie das Eure" — setzte er hinzu, als er den Junker verächtlich lächeln sah — „und Ihr müßt Euch damit begnügen, wie ich mich mit dem Eurigen begnügen mußte!" — Das Wort eines Schurken also — denn der bin ich jedenfalls in Euren Augen — gegen das des Edelmannes!"

„Schon gut" — sprach Zettlitz, wieder seinen Eckel niederkämpfend — „ich traue dir, im übrigen verlasse ich mich auf deine Klugheit!"

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein; laßt mir nur einige Tage Zeit — dann sollt Ihr von mir hören!" —

„Gut denn — in einigen Tagen" — sprach Zettlitz sich erhebend. Fester drückte er den Hut in die Stirne, hüllte sich in den vermummenden Mantel und schritt hinweg, nachdem er noch dem sich tief verbeugenden Wirte ein Thalerstück zugeworfen, ohne die kleine Münze, die er heraus zu erhalten hatte, in Empfang zu nehmen.

Matthias aber winkte, sobald Zettlitz die Stube verlassen hatte, dem Wirte, der mit weit weniger Ehrerbietung, die Hände in die Taschen seiner weiten Pluderhosen gesteckt, langsam herbeikam.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Wirt, könnt Ihr lesen?"

„So viel man ins Haus braucht — ja!"

„Wollt Ihr eine Viertels-Krone verdienen?"

„Mit Lesen?"

„Ja — mit Lesen dieses Zettels!"

„Gebt mir erst das Geld!"

Matthias holte aus seiner Tasche das verlangte Geldstück hervor und reichte es dem gelehrten Wirte nebst dem Zettel des Junkers hin. — Dieser buchstabierte erst für sich den Inhalt zusammen und las dann ziemlich fließend:

„Ich verpflichte mich andurch kraft meiner Unterschrift, dem Matthias Heberlin die Summe von fünfzig Dukaten zu bezahlen an dem Tage, an welchem er ein mir gegebenes Versprechen erfüllt hat. Hans von Zettlitz."

Matthias nickte befriedigt mit dem Kopfe. — Der Schurke hatte dem Edelmanne nicht unbedingt vertraut, sich vielmehr Vorsichtshalber von der Richtigkeit des Inhalts seines Zettels überzeugen wollen.

„Fünfzig Dukaten!" sagte der Wirt, den Zettel zurückgebend, indem seine Gestalt unwillkürlich eine bedeutend ehrerbietigere Haltung annahm, „alle Teufel, Herr, ein hübsches Sümmchen. Wenn Ihr vielleicht einen Helfer braucht, Euer Versprechen zu halten, — Ihr könnt keinen bessern finden als mich, versteht sich, wenn Ihr mir einige Eurer Goldfüchse ablassen wolltet!"

„Das könnte geschehen," erwiderte Matthias, „wenn Ihr in Eurer Knallhütte ein Zimmer habt, das einen Gast beherbergen könnte, der einige Wochen lang nicht gesehen sein will!"

Der ehrsame Herbergsvater lächelte verschmitzt. „Und das deshalb nur ein auf den Hof gehendes vergittertes Fenster haben soll — ists nicht so?!" —

Matthias blickte überrascht in des Wirtes pfiffiges Gesicht: „Dies könnte nicht schaden," meinte er dann.

„Mit gut schließenden Läden," fuhr der Wirt fast flüsternd fort, „so daß man keinen Hilferuf auf der Straße hören kann —?!"

Matthias nickte.

„Gut — ich habe ein solches!"

„Dann wollen wir seinerzeit Weiteres darüber reden —"

„Und über die Dukaten," sprach der würdige Wirt, seinen Gast zur Thüre begleitend, indem er ihn vertraulich bei der Hand faßte.

„Ja — auch über diese!" —

Die Thüre schloß sich hinter Matthias, der, den Sündenlohn in der Tasche, sich eiligst entfernte mit dem festen Vorsatze, zur rechten Zeit wiederzukehren, um sich zu überzeugen, ob das von dem Wirte angebotene Lokal für die Ausführung seines schmählichen Vorhabens tauglich erscheine und zugleich ein Plänchen mit dem ehrenwerten Gasthalter zum „deutschen Kaiser" zu besprechen. —

Einige Tage waren verstrichen, seit Isaak Habrecht den Seinigen die glückliche Vollendung seiner jahrelangen Arbeit angekündet, — seit Matthias sich verpflichtet hatte, die Ehre seiner Schwester, das Glück seiner ganzen Familie zu vernichten.

Isaak hatte diese Zeit nicht ungenützt vorüber gehen lassen. Stolz und selbstbewußt war er vor den Magistrat getreten, hatte ihm die Pläne seines riesigen Werkes vorgelegt und es der Stadt zum Kaufe angeboten als Zierde des Münsters, der bisher einer Uhr entbehrt hatte.

Der Ammeister, sowie die übrigen Glieder des Stadtrates schüttelten zwar anfangs bedenklich die Köpfe zu Isaaks Antrag und Einer meinte bei der deshalb angeordneten Beratung, eine Uhr passe gar nicht zu dem im reinsten deutschen Style aufgeführten Bau; ein Anderer hatte das fromme Bedenken, daß durch die Aufstellung einer Uhr mit einem krähenden Hahne und vielen sich bewegenden Figuren im Innern des Gotteshauses leicht die Kirchenbesucher in ihrer Andacht gestört oder veranlaßt werden könnten, aufmerksamer auf den Gang des Werkes, als auf die schönste Predigt des Herrn Präbendars zu sein. Wieder Andere endlich zweifelten an der Möglichkeit

der richtigen Berechnungen — kurz, die Väter der Stadt waren anfangs nicht recht geneigt, die Aufstellung im Innern ihres Münsters zu gestatten, obschon die Neugierde sie gewaltig plagte und sie gar gerne das angekündigte Weltwunder geschaut und den krähenden Hahn gehört hätten. Einige rückten auch mit dem Vorschlage heraus, die Uhr in einer andern Kirche aufzustellen, — aber Isaak weigerte sich bestimmt und erklärte, die Uhr würde ihren Platz nur im Münster oder aber an keinem Orte Straßburgs finden. Da überwog endlich die Befürchtung, das Kunstwerk könne gar in eine andere Stadt gelangen, die Bedenken des Magistrats. Man beschloß, dem Isaak Habrecht die Genehmigung zu erteilen, in dem südlichen Arme des Kreuzschiffes an der Stelle eines ohnehin zerfallenden Altars seine Uhr aufzustellen; — über den zu zahlenden Preis würde sich der Magistrat jedoch erst dann mit dem Verfertiger verständigen, wenn hinlänglich erwiesen wäre, daß das Räderwerk seine Funktionen in jeder Weise richtig versehe. — Die Aufstellung selbst solle in vier Wochen beendet sein.

Freudig war Isaak hierauf eingegangen, wußte er doch, daß seine Berechnungen alle ohne Ausnahme richtig und die Ausführungen wohl gelungen waren. Stand aber die Uhr nur erst an ihrem Platze, so war er überzeugt, daß der Magistrat zur Zahlung jeden Preises erbötig sein würde.

Frisch hatte er sich deshalb ans Werk gemacht; mit zwei Gesellen, die ihm die Räder und Walzen, sowie die sonstigen Teile der Uhr, in große Kisten verpackt, herbeitrugen, arbeitete der Meister vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahle hinter dem Bretterverschlage, welcher den ihm zur Aufstellung bezeichneten Platz umgab. Niemand — die Großmutter und Gertrud ausgenommen — hatte Zutritt zu dieser improvisierten Werkstätte; sogar die Glieder des Groß-Rates und selbst der Ammeister mußten sich begnügen, wie alle Welt durch einige Ritzen ins Innere zu blicken, um das Treiben des geschäftigen Meisters und das stete Fortschreiten des sich erhebenden Baues mit

seinen Figuren und Himmelszeichen zu belauschen. Ständig war deshalb von Jung und Alt der Bretterverschlag umlagert; Einer sagte es dem Andern, was er Seltsames und Wunderbares gesehen habe und als gar einmal behauptet wurde, man sehe schon den krähenden Gockelhahn — da gab es ein förmliches Drängen um die Ritzen der schützenden Wand, bis sich jeder selbst überzeugt hatte, daß der Riesenhahn wirklich friedlich in einer Ecke stehe.

Die Ungeduld und Neugierde der guten Straßburger war aufs Höchste gesteigert und — noch sollte man sich drei Wochen gedulden, bis das Wunderwerk vollendet, in Gang gebracht und dem Magistrate und aller Welt sichtbar sein würde. Noch drei volle Wochen, — denn erst seit acht Tagen arbeitete Meister Habrecht hinter seinem Verschlage — ein und zwanzig vollständige Tage noch — es war entsetzlich!

Niemand aber in ganz Straßburg konnte der gänzlichen Vollendung von Isaaks Werk mit mehr Ungeduld entgegen sehen, als Frau Margaret. — Wohl sechsmal des Tages machte sie den Weg zum Münster, um sich sehen zu lassen als die Großmutter des großen Künstlers und vor aller Augen hinter den unzugänglichen Verschlag zu treten und sich dort zu überzeugen, daß das Werk zwar langsam aber stetig der Vollendung entgegen gehe. — Glückselig war sie in solchen Augenblicken, wenn sie dem auf der Leiter stehenden Meister einmal den Hammer, eine Zange oder gar eines der vielen kunstreichen Zahnräder reichen durfte. — Mit Selbstbewußtsein erzählte sie dann nach ihrer Heimkehr der stille lächelnden Gertrud, was sie heute alles habe schaffen und helfen dürfen, griff dann wieder emsig zu Nadel und Faden, um für Gertruds nun bevorstehende Hochzeit das Brautkleid zu fertigen. Sie ließ es sich nicht nehmen, ganz allein ohne andere Hilfe daran zu arbeiten, denn „liebes Kind," hatte sie zu Gertrud gesagt, die sie im Arbeiten unterstützen wollte, „dieses Kleid, in dem du Isaaks Weib werden sollst, muß unter Gebeten für dein Glück begonnen und vollendet werden;

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

— dies kann niemand so aufrichtig thun, wie deine Großmutter." —

Doch während so alle Anzeichen vorhanden waren, die unserer Familie für die Zukunft ein dauerndes Glück versprechen konnten, nagte bereits der Wurm an der Wurzel desselben. — Matthias hatte die inzwischen verstrichene Frist gleichfalls nicht unbenützt zur Ausführung seines schändlichen Planes vorübergehen lassen. Mit schlauer Berechnung spielte er einige Tage lang den reuigen Sohn und that dergleichen, als ob er ein neues geordnetes Leben beginnen wolle. Mit Freudenthränen sah ihn Frau Margarete früh morgens — wie er sagte — in die Werkstätte seines Meisters gehen und am Abende wiederkehren, nicht um wie seither bis in die sinkende Nacht bei Spiel und Wein im Kreise liederlicher Genossen in Wirtshäusern zu liegen, sondern um im traulichen Kreise der Seinigen zu verbleiben. Nach einigen weiteren Tagen, als Matthias hatte bemerken können, daß nicht nur die Großmutter und Gertrud, sondern auch der ernste und vorsichtige Isaak der so plötzlich stattgehabten Besserung des auf schlimmen Verirrungen Gewesenen anfingen zu vertrauen, begann er von einem neuen Freunde zu sprechen, einem Mitgesellen, dem er den größten Anteil seiner Sinnesänderung zuschrieb, da er auf sein Anraten und durch sein Beispiel veranlaßt, den Kreis der seitherigen wüsten Gesellschaft gemieden habe und hiedurch ein anderer Mensch geworden sei.

War es deshalb zu verwundern, daß Frau Margarete erst im Stillen den neuen Freund ihres Enkels segnete und endlich gegen Matthias den Wunsch aussprach, den wackern jungen Mann kennen zu lernen, der ihnen den schon verloren Geglaubten wiedergegeben hatte?

Matthias triumphierte; er rückte seinem Ziele, — Rache nehmend an Isaak den Judaslohn zu verdienen — näher und näher. Eiligst suchte er des andern morgens den Junker Zettlitz auf, unterrichtete ihn vom Stande der Dinge und ersuchte ihn, die Rolle dieses neuen Freundes zu übernehmen und abends in schlichter Gesellenkleidung mit ihm zu kommen zu der Großmutter und Gertrud, die

den wackern Martin Ringler, den Erretter des Enkels und Bruders, kennen lernen wollten. Freudig sagte der Junker zu und schritt in der Abenddämmerung, die ihn vor möglichem Erkanntwerden auf der Straße sicherte, in der groben Tracht eines Arbeiters an Matthias Seite nach der Vorstadt zu Frau Margaretens Wohnung. Herzlich empfingen die biedere Alte und Gertrud den Verkappten; auch Isaak, der später von der Arbeit heimkehrend sich einstellte, schüttelte dem neuen Hausfreunde kräftig die Hand, obwohl er, sich über ihre blendende Weiße, sowie die Weichheit ihrer Formen verwundernd, scherzend äußerte, man sollte den Gesellen, seinen Händen nach zu beurteilen, eher für einen vornehmen Herrn, als für einen Mann der Arbeit halten. Doch der Junker, ein Meister in der Verstellungskunst, erwiderte ihm lachend, er sei auch lange ein vornehmer Herr gewesen, da er, am bösen Fieber schwer erkrankt, sich drei Monate lang aller Arbeit habe enthalten müssen. Daher rühre der jetzige Zustand seiner Hände — er wolle aber mit Gottes Hilfe schon wieder dafür sorgen, daß sie schwarz und schwielig würden. —

Diese Erklärung war so natürlich, daß die beiden Frauen das aufrichtigste Mitleid mit dem gewesenen Kranken fühlten und Isaaks augenblickliche Bedenken völlig gehoben wurden.

Des Pseudo-Gesellen Benehmen bei diesem ersten Besuche war ein so gesittetes und namentlich der alten Frau gegenüber so zuvorkommendes und artiges, daß diese ganz entzückt war von dem braven ehrlichen Martin und ihn beim Scheiden treuherzig aufforderte, sie recht bald wieder zu besuchen. Sie hoffte, daß durch das Hereinziehen Martins in ihren häuslichen Kreis der gute Einfluß desselben auf ihren Enkel am besten auch fernerhin seine wohlthätige Wirkung äußern könne.

Dahin aber hatte es Zettlitz — nach Matthias Plane — bringen wollen; er hütete sich jedoch wohlweislich, einen auffälligen Gebrauch von dieser Aufforderung zu machen, sondern beschränkte sich darauf, wöchentlich etwa zweimal nach Sonnenuntergang in Begleitung seines angeblichen

Freundes sich einzustellen und bis zum Abendbrote zu verbleiben. Die freundlich angebotene Beteiligung an der schlichten Mahlzeit lehnte er jedoch in ebenso freundlicher Weise stets dankend ab, da er — wie er vorgab — seiner kaum überstandenen Krankheit wegen vor Schlafengehen nichts zu sich nehmen dürfe. In Wahrheit jedoch wollte er seinen verwöhnten Gaumen nicht durch den Genuß von weißem Käse oder einer ähnlichen plebeischen Speise beleidigen. Frau Margaret aber und Gertrud glaubten der Versicherung des stets so ehrlichen und wahrheitsliebenden Gesellen und vertrösteten sich und ihn auf die Zeit, da seine Gesundheit wieder völlig gekräftigt sein und ihm den Genuß der freilich etwas rauhen Kost gestatten werde.

So war es Zettlitz binnen kurzer Zeit gelungen, sich vollständig in das Vertrauen von Großmutter und Enkelin einzuschleichen; nur kurze Zeit noch gedachte er zuzuwarten, dann wollte er zur Ausführung des eigentlichen Planes schreiten — eines verbrecherischen Planes, der das Glück so guter redlicher Menschen für immer vernichten sollte.

Endlich waren die von dem Großrate bewilligten vier Wochen verstrichen; alles strömte schon früh Morgens vor die verschlossenen Pforten des Münsters, um — wenn diese endlich zum Zwecke der Übergabe der Uhr an Rat und Stadt geöffnet würden — sicher einen Platz im Innern in der Nähe des Wunderwerkes zu erhalten.

Isaak hatte diese Zeit auf zwölf Uhr bestimmt, da zu dieser Stunde die Mechanik des Werkes die meisten Funktionen zu verrichten hatte. Ruhig wenngleich in ernster Stimmung schritt er am Morgen dieses Tages, der so bedeutungsvoll für ihn werden sollte, zu dem nun in voller Thätigkeit stehenden Werke seiner langjährigen Phantasieen, das nun frei von der umgebenden Bretterwand binnen wenigen Stunden aufhören sollte, sein ausschließliches Eigentum zu sein. Mit einer gewissen Zärtlichkeit prüfte er nochmals das sichere Eingreifen aller Räder und Walzen und lauschte dem gleichmäßigen „Tick-Tack" des durch die

riesigen Gewichte in Bewegung gehaltenen Perpendikels, der bei einer Länge von zehn Ellen ruhig und sicher seine mächtigen Schwingungen vollführte. Dann, nachdem er sich ebenso von dem richtigen Gange und Stande der Himmelskörper unseres gesamten Planetensystems überzeugt und den Mechanismus sämtlicher sich bewegender Figuren geprüft hatte, schritt er zum Hauptaltare und schickte in stummer Andacht ein inbrünstiges Gebet zum Himmel empor als beredten Ausdruck seines Dankes für das endliche vollständige Gelingen dessen, was er durch jahrelange Mühe und Arbeit erstrebt hatte.

Jetzt zeigte die Uhr halb zwölf. Es war dies die Zeit, zu welcher die Spitzen der Behörden, der Adel und die Honoratioren der Stadt ihre Ankunft angezeigt hatten. An der für ihren Eintritt bestimmten Pforte empfieng Isaak den langen Zug derselben. Voran schritt der Bischof Johann von Manderscheid, umgeben von den Professoren der von Kaiser Maximilian II. 1556 neu gegründeten Hochschule, unter ihnen die der Geschichte angehörenden berühmten Theologen Erasmus Marbach und Johann Pappus, die Professoren der Rechtswissenschaft Georg Obrecht und Philipp Glaser, der geistreiche Schriftsteller, der ausgezeichnete Arzt Melchior Sebitz, der beredte Johann Sturm, der gewaltige Matematiker Conrad Dasypodius, der Lehrer Isaaks, nebst vielen andern hochberühmten Männern. Dann folgte der Adel; darunter die Herren von Andlaw, von Kageneck, von Böcklin, von Zettlitz, Zorn von Bulach und viele andere mehr stolze — als berühmte Herren. Dann kam der hohe Magistrat, der Ammeister und der Großrat. — Zu beiden Seiten des Ammeisters aber schritten die festlich geputzte Frau Margareth und die vor Freude, Glück und Verlegenheit errötende Gertrud.

Bescheiden, doch mit männlicher selbstbewußter Würde, empfing Isaak die hohe Versammlung und geleitete sie zu den hergerichteten Ehrensitzen; dann öffnete er mit Erlaubnis des Bischofs das Haupt-Portal und herein strömten die Massen der ungeduldigen Menge und füllten alsbald den Raum des Schiffes — alle lautlos und stumm,

teils aus Respekt vor den anwesenden hohen Herrschaften, teils aus starrem Erstaunen bei dem Anblicke der Riesenuhr, die sich bis unter das Deckengewölbe vor ihnen erhob.

Isaak bestieg nun alsbald frohen Mutes eine seitwärts angebrachte kleine Galerie und erklärte mit kurzen Worten den ganzen gewaltigen Bau mit allen seinen Einrichtungen. Er zeigte zuerst unten anfangend den auf einem besonderen Postamente stehenden Globus, der den Lauf der Gestirne zu jeder Tageszeit angab, nebst dem hinter demselben befindlichen ewigen Kalender, wo eine Statue des Apollo mit einem Pfeile das jedesmalige Datum bezeichnete. Dann zeigte er die über dem Zifferblatte auf einem gestirnten Himmel befindlichen Mondphasen, die Sonnen- und Mondgleichen nebst einem Mechanismus, der die kirchliche Zeitrechnung angab. Endlich erklärte er die Verrichtungen der einzelnen Figuren, wie sie nun sogleich mit dem Glockenschlage zwölf nacheinander in Thätigkeit treten sollten.

Jetzt hob die Uhr zum Schlage aus.

Auf einer Galerie über dem Zifferblatte drehte zuerst der Genius der Zeit eine Sanduhr um, die er in der Hand hielt; zugleich schlug ein neben ihm stehender Engel die vier Viertel der Stunde an einer Glocke an. Dann kamen über dem Engel als Repräsentanten der vier Menschenalter ein Knabe, ein Jüngling, ein Mann und ein Greis aus einer Nische hervorgeschritten und neigten sich vor einem in der Mitte stehenden Totengerippe, welches mit dem fleischlosen Arme die zwölfte Stunde an einer anderen größeren Glocke ausschlug, gleichsam, um allegorisch anzuzeigen, daß dem Rufe des Todes alles, was da lebt — Jung und Alt Folge leisten müsse.

Mit dem letzten Glockenschlage erhob sich über einer zweiten Galerie von seinem erhöht stehenden Sitze die herrliche Gestalt des Weltheilandes und breitete segnend seine Hände aus über die Menschheit, der er Vergebung und Erlösung vom Sündenfalle gebracht hatte. Zugleich schritten langsam die zwölf Apostel aus einer geöffneten Pforte hervor; Jeder beugte Haupt und Knie vor dem

segnenden Herrn und Meister und schritt langsam, wie er gekommen, wieder hinweg. Mit der Beugung des ehrwürdigen Apostelfürsten Petrus aber breitete der auf der höchsten Spitze des ganzen Baues stehende riesige Hahn die Flügel aus, reckte den Hals, öffnete den Schnabel und durch das ganze Münster kündete sein lange gezogener täuschend nachgeahmter Schrei, daß unter allen Menschen, selbst denjenigen nicht ausgenommen, den der Herr „den Felsen" genannt hatte, Keiner ohne Mängel, Keiner — unfehlbar sei.

Mit tiefem, andächtigen Schweigen waren alle Anwesenden dem ergreifenden Schauspiele gefolgt — jetzt aber, nachdem der Mechanismus alle seine Funktionen richtig versehen hatte, brach trotz der Heiligkeit des Ortes ein wahrer Sturm des Beifalls los und alles — hoch wie niedrig — beeilte sich, den glücklichen Meister mit Beweisen von teilnehmender Bewunderung zu überschütten.

Die Gelehrten aber holten erst bedächtig ihre astronomischen Karten hervor und prüften genau den Stand der Gestirne, wie er sich auf die Mittagsstunde dieses Tages zu ergeben hatte, und als sich derselbe als durchaus genau und richtig erwies, konnten auch sie dem Meister ihre Bewunderung nicht versagen, um so mehr, da Isaak nach ihren Begriffen kein Gelehrter, sondern nur ein Laie war.

Tief gerührt empfing Isaak alle die Glückwünsche der hohen Herrschaften, seiner Freunde und Mutter Margaretens, der die hellen Thränen über die Wangen herabliefen, als sie ihn in ihrer ungestümen Weise beim Schopfe faßte und einen derben Kuß auf seinen Mund drückte. Triumphierend rief sie dann nach allen Seiten ihren Bekannten zu: „Nicht wahr — ich sagte es ja immer, der Isaak weiß, was er will!"

Gertrud aber reichte dem Manne ihrer Liebe die Hand und sah ihm stumm in das treue Auge — Worte hatte sie keine.

Jetzt, nachdem sich die glückwünschende Menge etwas verlaufen hatte, nahte sich mit wichtiger Miene und ge-

messenem Schritte des Rates Büttel, kündete Isaak mit Ausruferstimme dessen Gruß an und lud ihn ein, um 4 Uhr des Nachmittags im Sitzungssaale der Einundzwanzig*) zu erscheinen, behufs der Feststellung der für das Werk zu zahlenden Summe. Nachdem er die bereitwillige Zusage erhalten hatte, schritt er gravitätisch und ebenso gemessen wieder hinweg und folgte in ehrbarer Entfernung den Mitgliedern des „hochwohlweisen Rates", die soeben durch die „Magistrats-Pforte" das Münster verließen.

Unter donnernden Hochrufen der begeisterten Menge verließ jetzt auch Isaak mit den Seinigen die Stätte seines Triumphes und schritt mit ihnen der bescheidenen Vorstadt-Wohnung zu, doch um sie — wie er hoffte — heute zum letztenmale zu betreten. Leider sollten seine Hoffnungen sich nicht erfüllen, denn er hatte ohne Matthias gerechnet.

Dieser hatte in seinem verblendeten Hasse den Tag des höchsten Triumphes seines Schwagers zugleich zur Ausführung seiner Rache bestimmt. Eine dringende unaufschiebbare Arbeit vorschützend, beteiligte er sich nicht an dem Gange zum Münster: er benützte vielmehr die Zeit des Morgens, um erst mit Zettlitz die Ausführung seines Planes nochmals zu verabreden und dann in das „Schnackenloch zu eilen und dort alles Notwendige mit dem Wirte zu besprechen und die Monatsmiete für das verborgene Zimmer im Auftrage des Junkers mit zehn Dukaten vorauszubezahlen. Zu dem um 1 Uhr bestellten festlichen Mittagsmahle kam er dann endlich heim und war bei ausgelassener Lustigkeit von einer wohlberechneten Herzlichkeit gegen Isaak und Gertrud, um einen etwa statthabenden Groll über seine Nichtbeteiligung an dem heutigen wichtigen Familien-Ereignisse wieder vollständig zu zerstreuen. Bald jedoch entfernte er sich wieder, weil er die nun fertige Arbeit zu dem Käufer, einem vornehmen Fremden, verbringen müsse. Er wolle dies, setzte er hinzu, als Ver-

*) Der Großrat war zusammengesetzt aus 21 auf Lebenszeit gewählten Mitgliedern, die den Namen „Einundzwanziger" führten.

fertiger selbst thun, denn sicher fiele ihm da ein reiches Trinkgeld ab.

Bald nahte auch die Zeit, da Isaak das Haus verlassen mußte, um endlich den Lohn seiner Mühen zu ernten. Er sagte deshalb der Mutter wie Gertrud Lebewohl und machte sich auf den Weg, um sich den gestrengen Herren des Rates rechtzeitig zur Verfügung zu stellen.

„Sei nur nicht, wie gewöhnlich, zu bescheiden, Isaak!“ rief ihm noch Frau Margarete nach, „Alles, was du verlangen kannst, ist noch zu wenig für dieses Prachtwerk!“

Lächelnd schritt der Meister über seine Schwelle; er war über seine Forderungen längst mit sich im Reinen. Fünftausend Dukaten — eine für jene Zeit schon sehr beträchtliche Summe — war der immerhin mäßige Preis, den er dem Rate stellen wollte.

Als die beiden Frauen allein waren, trug Gertrud alsbald die Reste des Mahles ab, denn der Tisch sollte jetzt, da man im Hause der Frau Margaret den Müßiggang nicht kannte, statt der Schüsseln und Flaschen Gertruds Arbeit tragen. Auch die Großmutter holte sich alsbald das Brautkleid der Enkelin herbei; es war die höchste Zeit, es zu vollenden, denn heute über acht Tage sollte ja die Hochzeit sein. Mariechen aber durfte hinunter auf die Straße gehen, um dort gemeinschaftlich mit einigen Nachbarskindern zu spielen.

Ein Stündchen etwa mochten die Frauen gearbeitet haben, da plötzlich polterten hastige Schritte die Treppe herauf und herein trat atemlos und erhitzt der als Martin Ringler verkleidete Junker Zettlitz.

„Um Gott, Martin, was ist Euch? Was bringt Ihr Gutes?“ frug erschrocken Frau Margaret, indem sie die Brille auf der Nase zurecht setzend das verstörte Aussehen des Eingetretenen erblickte.

„Leider nichts Gutes, Frau Margaret,“ erwiderte Zettlitz mit düsterem Tone, „wollte Gott, ich könnte Euch bessere Kunde bringen. Matthias liegt draußen vor dem Stadtthore schwer verwundet; Spitzbuben, seine ehemaligen

Zechbrüder, haben ihn überfallen, niedergeschlagen und rein ausgeplündert. Doch ich erkannte die Schurken — sie sollen ihrer Strafe nicht entgehen!"

„Heiliger, gerechter Gott!" riefen jetzt wie in einem Atem die beiden Frauen, „o führt uns doch hin zu ihm, um ihm zu helfen!"

„Deshalb bin ich gekommen; Matthias braucht Hilfe und zwar schleunige Hilfe — nehmt etwas Oel und Leinwand, Jungfer Gertrud — Frau Margaret, es ist ziemlich weit, Ihr könnt nicht so rasch gehen, als es nötig ist; bereitet deshalb alles für die Ankunft des Verwundeten vor, in einer Stunde längstens werden wir hier sein — sorget dann, daß ein Arzt zur Stelle ist!"

„Ja, guter Martin, Ihr habt Recht! Herr des Himmels, mein armer Matthias," schluchzte die Alte, „eile dich, Gertrud, sonst verblutet ja dein Bruder auf der Landstraße!"

Das bestürzte Mädchen raffte eilends das Nötigste zum Verbande des Verwundeten zusammen, schlang sich ein warmes Tuch, ein Geschenk ihres Verlobten, um die Schultern und verließ an der Seite ihres drängenden Begleiters die Wohnung. Im ersten Schrecken hatten beide Frauen vergessen, sich zu erkundigen, wo denn der Verletzte sich befände; jetzt erst vor das Haus gekommen, that sie wie mechanisch diese Frage.

Zettlitz war hierauf vorbereitet. Gerne hätte er zwar größerer Sicherheit wegen eine entgegengesetzte Richtung angegeben, allein sicher hätte das Mädchen Verdacht geschöpft, wäre er dem bezeichneten Wege nicht gefolgt; zudem war sie jetzt, da sie ihm zu folgen entschlossen war, schon völlig in seiner Gewalt. Er erwiderte deshalb, Matthias liege vor dem Metzgerthore in einer einsam stehenden Schenke, deren Schild er jedoch nicht kenne.

„Mutter Gertrud, nimm mich mit dir!" rief jetzt plötzlich das Stimmchen der kleinen Marie, die vor dem Hause spielend die vorüber eilende Pflegemutter erblickt hatte.

Gertrud hielt an, nahm das Kind auf die Arme und

sprach, es liebkosend: „Mariechen, du kannst nicht mitkommen, es ist zu weit!“

„Wo gehst du denn hin?“ frug die kleine Neugierige.

„Vor das Metzgerthor in eine einsame Schenke — den Oheim Matthias holen — er ist krank!“

Zettlitz biß sich auf die Lippen; wie froh war er jetzt, daß er in seiner Unvorsichtigkeit den Namen des Schildes wenigstens verschwiegen hatte. Er drängte wiederholt zur Eile, da es ja schon zu dämmern beginne und der Verwundete sehnlichst Hilfe erwartete. Gertrud setzte das Kind wieder zur Erde nieder und empfahl ihm, zur Großmutter zu gehen, weil es bald dunkel werde und sonst der Nachtrabe komme, der die kleinen Kinder auf der Straße zusammenfange; — dann folgte sie dem immer unruhiger Drängenden. Beide langten nach kurzer Frist an Ort und Stelle an.

Der Wirt stand unter der Thüre und wies stumm die Ankommenden die Treppe hinauf. Zettlitz schritt voraus einen finstern Gang entlang und öffnete endlich eine Thüre. Mit einem ihr unerklärlichen Schauer schritt Gertrud über die Schwelle; das Gemach war hell erleuchtet, doch zu ihrer Überraschung — leer. Noch mehr aber wuchs ihr Erstaunen, als sie wahrnahm, wie ihr Begleiter alsbald die Thüre verschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte.

„Um des Himmels willen, Martin, was beginnt Ihr?“ rief die Unglückliche, die plötzlich eine entsetzliche Angst überfiel, „was habt Ihr mit mir vor?“ schrie sie und rüttelte wie wahnsinnig an der verschlossenen Thüre.

„Gertrud,“ begann der Junker jetzt mit ruhiger Stimme, indem er die Widerstrebende an der Hand zu fassen suchte, „Gertrud, verzeiht mir die List, die mir die heißeste Liebe eingab, um Euch hieher — in meine Gewalt zu bekommen!“

Entsetzt taumelte Gertrud einige Schritte zurück und starrte den Sprechenden an, der in seiner Eitelkeit die Überzeugung hegte, daß die Gefangene erst toben, doch nach und nach sich in ihr Schicksal fügen werde und der

deshalb ruhig lächelnd vor ihr stand. „Elender!“ rief sie jetzt von ihrem Entsetzen zur Wut übergehend, „Ihr wagt es, mir diesen Schimpf zuzufügen — mir, der Braut eines braven Mannes, der Schwester Eueres Freundes?!“

Überlegen lächelnd knöpfte Zettlitz das verhüllende grobe Wamms auf und warf es ab. In feinem ritterlichem Kleide von blauem Sammt, reich mit Gold und Seide nach dem Geschmacke der damaligen Zeit verziert, stand jetzt der entpuppte Geselle vor seinem Opfer und begann wiederum: „Gertrud, ich bin nicht der, für den du mich hieltst; ich bin nicht Martin Ringler, der Geselle — sondern Junker Hans von Zettlitz, der dich liebt bis zum Wahnsinn, der dir seinen Reichtum zu Füßen legt, um dir ein Leben voll Freude und Glück zu bieten, wenn du dich entschließen kannst, seine Gefühle zu erwidern. O Gertrud,“ schloß er, indem er einen Versuch machte, das Mädchen in seine Arme zu schließen, „verzeihe der Liebe, was die Liebe sündigte, sei mein als — —“

„Zurück, ehrvergessener Bube,“ schrie die Geängstigte und versetzte dem Zudringlichen einen gewaltigen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte. „Heiliger Gott!“ rief sie dann in die Kniee sinkend und die Hände ringend, als ihr plötzlich einfiel, daß Matthias offenbar an dem schändlichen Verrate beteiligt sein müsse — „mein Bruder, mein leiblicher Bruder!“ Sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich. Zettlitz wagte nicht, diesen Ausbruch des Seelenschmerzes zu stören; er blieb stumm, die Arme über einander geschlagen, an seiner Stelle und wartete ab, bis sich die schöne Weinende beruhigt habe.

Jetzt endlich erhob sich Gertrud; sie schien einen Entschluß gefaßt zu haben, denn sie trocknete ihre Thränen und schritt auf den Junker zu mit den heftig hervorgestoßenen Worten: „Wenn Ihr wirklich aus adligem Geschlechte stammet, so öffnet diese Thüre und laßt mich gehen — ansonst müßte ich glauben, daß Ihr ein feiger Betrüger seid, der den edlen Namen wie dies ritterliche Kleid gestohlen hat!“

Zettlitz schaute kalt und ruhig in das schöne Antlitz der Zürnenden und erwiderte: „Sei vernünftig, Gertrud! Wohl ist dir alles zu überraschend gekommen — doch besinne dich und vergleiche das kümmerliche Leben, das du als das Weib eines Handwerkers führen müßtest, gegen das glänzende Los, das ich dir biete —"

„Elender, was könnt Ihr mir bieten außer Schmach und Schande?! — Und müßte ich Zeit meines Lebens trockenes Brod essen an Isaaks Seite — ich würde mich glücklich schätzen, denn ihn liebe ich! Euch aber" — sie trat ihm einen Schritt näher und durchbohrte ihn mit ihren schönen im Zorne blitzenden Augen — „Euch verabscheue ich mit all' Eurem Reichtume, mit dem Ihr mir meinen Isaak nie abkaufen könnt! Dies wisset — und öffnet!"

Aber Zettlitz blieb ohne sich zu rühren an seiner Stelle und schien völlig unbewegt von dem Schmerze wie von dem Ausbruche des Zornes seiner Gefangenen.

„Wenn du dich erst an den Gedanken gewöhnt haben wirst, in Glanz und Überfluß zu leben, statt in Dürftigkeit und Sorge, so wirst du mich und mein liebendes Herz fernerhin nicht mehr zurückweisen, du wirst —"

„Ich werde mich nie daran gewöhnen, zu denken, daß Eure Worte etwas anderes seien, als Beleidigungen für ein armes aber rechtschaffenes Mädchen und Euer Anerbieten eine Schmach, der ich den Tod vorzöge. Öffnet diese Thüre!"

„Du wirst mit der Zeit schon anderer Ansicht werden!"

„Nie und nimmermehr!"

„Nun wohl, so wirst du ohne Gegenliebe dennoch meine Geliebte werden, denn nur als solche wirst du dies Zimmer verlassen!"

Gertrud erbleichte und mit vor Schrecken bebender Stimme stammelte sie: „Wie? Ihr denkt doch nicht daran, mich hier zurück zu halten?!"

„Allerdings denke ich hieran; dieß Zimmer ist so lange deine Wohnung, als du unempfindlich gegen meine Zärtlichkeit gewesen bist!"

„Elender — es soll dir nichts nützen," donnerte die Unglückliche, „eher erwürge ich mich mit meinen Haaren, als daß ich dir gestatte, mich nur mit der Spitze eines Fingers zu berühren!"

Zettlitz zuckte die Achseln: „Ich werde es abwarten!"

„Zum letztenmale — öffnet!"

„Meine Arme sind dir allein geöffnet — die Thüre bleibt verschlossen," sprach Zettlitz und breitete zärtlich die Arme aus, um einen abermaligen Versuch zu machen, Gertrud zu umfangen. Aber diese wand sich los und eilte instinktmäßig gegen das Fenster; doch es war so hoch angebracht, daß sie es bei weitem nicht erreichen konnte und zudem vergittert und von außen mit schweren undurchdringlichen Läden verschlossen.

Mit Entsetzen machte Gertrud diese neue Entdeckung. Völlig abgesperrt von der Außenwelt, vermochte sie nicht einmal ihren Hilferuf einem etwaigen Befreier entgegen zu senden — sie war und blieb eine Gefangene. Verzweifelnd bei dem Erkennen dieser ihrer Lage, beschloß sie, vielleicht durch Bitten zu erreichen, was ihr durch Zorn und Drohungen zu erlangen unmöglich war. Sie sank auf die Kniee, faltete bebend die Hände über dem wogenden Busen und richtete flehend die von Thränen überströmten Augen auf den Grausamen, der ihr diese entsetzliche Angst bereitete.

„O seid barmherzig, Junker," bat sie, „zerstöret nicht mein ganzes Leben, vernichtet nicht mit kalter Hand das Glück eines braven Mannes, der an mich glaubt und auf mich hofft, wie auf seine Seligkeit! Erbarmet Euch, Junker, laßt mich von hier gehen und ich schwöre, daß ich Euch die mir zugefügte Beleidigung verzeihen werde!"

Zettlitz, nichts weniger als ergriffen von dem Anblick der zu seinen Füßen liegenden rührenden Gestalt, fand sie in ihrem Schmerze nur noch schöner und begehrenswerter; er schüttelte den Kopf und sprach: „Es ist mir weniger um deine Verzeihung, als um deine Liebe zu thun!"

„Aber ich liebe Euch ja nicht — kann Euch nicht lieben, da ja mein Herz schon mit all' seiner Fähigkeit

zu lieben an dem Manne hängt, dem ich mich verlobt und Treue geschworen habe!"

„So brich deinen Schwur und — liebe mich, denn nur um den Preis — und Beweis deiner Liebe öffnet sich diese Thüre!"

Blutrot vor Scham bei dieser neuen unerhörten Beleidigung schnellte Gertrud empor. Mechanisch ergriff sie einen der schweren Stühle, die umherstanden, und drang ihn zum Schlage hoch erhebend auf den Junker ein. Doch an Kraft dem schwachen Mädchen weit überlegen, ward es Zettlitz leicht, ihr den Stuhl zu entreißen.

„Ah, mein Kätzchen," rief er dann höhnisch, „warte, ich will dir die Lust zu kratzen abgewöhnen!" Und mit einem Satze sprang er auf die Überraschte los, preßte sie an seine Brust und begann ihr Angesicht und Mund mit glühenden Küssen zu bedecken.

Mit der Angst und Kraft der Verzweiflung wehrte sich das unglückliche junge Mädchen, doch umsonst versuchte sie sich aus den sie umschlingenden Armen loszureißen; schon schwanden ihre Kräfte — da hörte sie Tritte auf dem Gange — „zu Hilfe, zu Hilfe!" rief sie mit Aufbietung ihrer letzten Kraft und — von einem gewaltigen Fußstoße gesprengt, flog die Thüre auf und auf der Schwelle stand — Isaak.

Hören wir, was sich inzwischen zugetragen hatte und wie es Isaak möglich wurde, noch zu rechter Zeit zur Rettung seiner bedrängten Braut herbeizueilen.

Voll frohen Mutes war Isaak zur festgesetzten Zeit vor dem Magistrate erschienen und hatte seine Forderung im Betrage von fünftausend Dukaten gestellt. Erschreckt über die Höhe dieser Summe berieten sich Ammeister und Räte und — ohne Handeln konnte eben schon damals so wenig wie heute ein Geschäft abgeschlossen werden — das Resultat ihres Beratens war, daß der Ammeister viertausend Dukaten bot. — Aber Isaak beharrte fest auf seiner Forderung und erklärte, nichts nachlassen zu wollen; wenn dem hohen Rate sein Gebot zu viel sei, so werde

man ihm gewiß gerne in einer andern Stadt des Reiches die geforderte Summe zahlen. — Wiederum neue Beratung des hochwohlweisen Rates und Resultat, daß man die Summe zahlen wolle, doch unter der Bedingung, daß der Meister sich verbindlich mache, keine zweite ähnliche Uhr mehr zu bauen. Aber auch diese Klausel wies Isaak zurück; er erklärte, daß er im Gegenteile hoffe, noch manch' ähnliches Werk zu schaffen.

Die Gesichter der Ratsherrn waren bei dieser Erklärung lang und länger geworden; sie hatten gehofft, im alleinigen Besitze eines so großartigen Meisterwerkes verbleiben zu können. Gleichwohl beschlossen sie endlich, die Uhr bedingungslos anzukaufen, „denn," vertrösteten sie sich unter einander. „Meister Habrecht kann sterben und jedenfalls, bis er imstande ist, ein zweites ähnliches Kunstwerk herzustellen, wird mancher Tropfen Wasser den Rhein hinabfließen!"

Fröhlich und guter Dinge, die Anweisung auf die große Summe Geldes in seiner Tasche, war er sodann heimgekehrt, um den Seinigen die frohe Botschaft zu überbringen. Aber in höchster Bestürzung traf er hier Frau Margaret; denn während sie sich um das Schicksal ihres Enkels ängstigte, kam dieser frisch und gesund, doch ziemlich stark betrunken nach Hause und wollte sich ausschütten vor Lachen, als ihn die Großmutter nach seinen Verwundungen fragte. Bei ihren weiteren Erkundigungen, was es denn mit Ringlers Sendung für eine Bewandtnis gehabt habe und wohin er mit Gertrud gegangen sei, hatte Matthias in seiner Trunkenheit keine andere Antwort, als: „Ringler — ja so Ringler — ja der ist in Gertrud verliebt und hat sie vielleicht gar entführt!" — Sonst aber war kein weiteres Wort aus ihm herauszubringen und die bestürzte Alte wußte nicht, ob Matthias wirklich im Ernst gesprochen habe.

Ärgerlich über den höchst unpassenden Scherz, den sich Ringler offenbar im Einverständnis mit Matthias erlaubt hatte — denn noch wollte er an den Ernst von seines Schwagers Worten nicht glauben — schritt Isaak nach

der Kammer des Matthias, wo er ihn fest eingeschlafen auf seinem Bette fand. Mit vieler Mühe rüttelte er ihn endlich wach und zum Bewußtsein und stellte nun gleichfalls in ernster Weise seine Fragen nach seiner Braut.

„Deine Braut," antwortete Matthias höhnisch, „damit hat es gute Wege — damit ist's aus und vorbei!"

Entsetzen faßte den Meister, sein Haar sträubte sich empor bei dem Gedanken, daß etwas Wahres an der Entführung Gertruds sein könne. — War dies aber der Fall, so mußte Matthias offenbar mehr wissen, als er bisher verraten hatte. Rasch entschlossen packte er den Trunkenen am Kragen und zerrte ihn vom Lager mit dem Rufe: „Bösewicht, gestehe, was ist aus Gertrud geworden?!" Trotzig setzte sich Matthias zur Wehr; bei dem Ringen fiel aus seiner Tasche Geld und ein Zettel, nach welchem Matthias sich hastig bückte. Aber Isaak, dies bemerkend, entriß ihm denselben, da er mit Recht vermutete, daß Matthias gewichtige Gründe haben müsse, den entfallenen Zettel in keines andern Hände gelangen zu lassen. Möglicher Weise fand er hier einen Aufschluß über das Schicksal seiner Gertrud.

Brüllend vor Wut, als der Zettel in Isaaks Händen war, stürzte sich Matthias auf seinen Schwager und suchte mit höchster Anstrengung wieder in den Besitz desselben zu gelangen. Aber der durch stetes angestrengtes Arbeiten zu Riesenkräften gelangte Isaak schleuderte den durch seine Schlemmereien entnervten Matthias zu Boden, drückte ihn mit einem Knie zur Erde und entfaltete rasch seinen Fund. Es war die Verschreibung von 50 Dukaten durch Hans von Zettlitz.

Jetzt begann es Isaak furchtbar klar zu werden; der feine Geselle mit den weißen Händen und Zettlitz waren eine Person — der Bruder hatte die eigene Schwester um diesen Judaslohn verraten.

Vor Wut außer sich bei dieser Entdeckung schüttelte er den Elenden und bedroht ihn mit augenblicklichem Tode, um ihm ein Geständnis zu entlocken, wohin Zettlitz die unglückliche Gertrud gebracht habe — doch umsonst —

Matthias schwieg hartnäckig. Außer sich gab er einstweilen seine fruchtlosen Versuche auf und kehrte, nachdem er die Kammerthüre des Trunkenen fest verschlossen hatte, zu der ebenso trostlosen Großmutter seiner armen Braut zurück. In fliegender Hast unterrichtete er sie von seiner Entdeckung und sank endlich aufs Tiefste erschüttert in einen Stuhl mit dem verzweifelten Rufe: „Arme, arme Gertrud, wo bist du — wo kann ich dich finden?!"

Da nahte sich ihm schmeichelnd die bisher unbeachtet gebliebene kleine Marie und sagte, indem sie seine Kniee umschlang: „Väterchen, weine nicht — Mutter Gertrud kommt ja wieder, sie ist nur mit Martin in die einsame Schenke vor dem Metzgerthore gegangen!"

Wie eines Engels Stimme tönten diese Worte aus dem Munde seines Kindes in das Ohr des schwer Geprüften. — Eilends nahm er die Kleine auf seine Kniee, küßte sie wieder und wieder und frug, woher sie dies wisse.

„Ei Mutter Gertrud hat mirs ja selbst gesagt, denn sie konnte mich nicht mitnehmen, weil es zu weit war!"

Das war wie ein Blitzstrahl, der das chaotische Dunkel erhellt. Die einsame Schenke vor dem Metzgerthor — das war das verrufene Schnackenloch, das allein einsam stand in jener Gegend und ganz geeignet war zur Ausführung eines so schmählichen Verbrechens.

Eiligst ergriff Isaak als nächste beste Waffe einen Hammer und stürzte aus dem Hause. Bald langte er vor der Kneipe an; vergeblich leugnete der bestürzte Wirt die Anwesenheit der Gesuchten — er durchstöberte das ganze untere Geschoß trotz des Protestes der Wirtsfamilie, stürmte die Treppe hinauf, vernahm den Hilferuf seiner Gertrud und — das übrige ist bereits erzählt. — —

Mit einem Schrei der Wut erblickte Zettlitz die seiner Gefangenen so unverhofft erschienene Hilfe. Zornsprühenden Blickes, doch mit aschfarbenem Antlitz — denn er fühlte, jetzt galt es einen Kampf um Leben oder Tod — ließ er ab von seinem Opfer, fuhr mit der Hand in den Brustlatz und bewaffnet mit einem spitzen zweischneidigen Dolche zog er sie zurück. Blitzschnell, wie eine Schlange

auf ihr Opfer, stürzte er dann auf seinen ihn ruhig erwartenden Gegner, um mit seinem Stahle die redliche Brust zu durchbohren, doch, noch ehe die vor Entsetzen aufschreiende Gertrud Zeit hatte, mit ihrem Körper den Geliebten zu decken, sauste der gewichtige Hammer Isaaks herab und — mit zerschmettertem Haupte, das Kleid Gertruds mit Blut und Gehirn bespritzend, sank der Frevler tot zur Erde. Aufschreiend stürzte jetzt der Gastwirt, der Isaak auf dem Fuße gefolgt war, vor die Thüre seines Hauses und „Mord — Mord" schreiend, versammelte er alle Vorübergehenden und die Gäste, um sich des Thäters zu bemächtigen.

Sanft entfernte Isaak bei dem Herannahen seiner Häscher die ihn umschlingenden Arme seiner weinenden Gertrud, schritt den Kommenden ruhig entgegen und reichte gefaßt seine Hände zum Binden hin. Unter lauten Verwünschungen einer auf dem Wege immer wachsenden Menge, die nicht ahnte, daß ihr Gefangener, der heute Morgen noch so hoch gefeierte Verfertiger der Wunderuhr war, wurde Isaak, begleitet von der verzweifelnden in Thränen zerfließenden Gertrud, nach der Stadt und ins Gefängnis geführt.

Es wurde nicht eben schnelle Justiz geübt im heiligen römischen Reiche zu jenen Zeiten; besonders in den Reichsstädten; denn um das Gerichtswesen war es hier übel bestellt. In Straßburg lag die Befugnis zu Gericht zu sitzen und Recht zu sprechen von alten Zeiten her in der Hand des Großrates. Dieser bestand aus dem Ammeister als Vorsitzendem und 20 Beisitzern, die zusammengenommen man insgemein hin nur „die Einundzwanziger" nannte. Dieser Gerichtshof war zusammengesetzt zu einem Drittel aus adeligen und zu zwei Dritteln aus bürgerlichen Mitgliedern, die durch die Wahl ihrer Korporationen zu ihren Stellen gelangten und seit dem Jahre 1482 für Lebenszeit in denselben verblieben.

Diese Art der Zusammensetzung eines Gerichtshofes,

der zum größten Teil das „Recht-Buch" nur dem Namen nach kannte, hatte natürlich außerordentliche Mängel, denn die Mehrzahl der Richter ließ sich bei den Beratungen durch die mehr gebildeten adeligen Mitglieder — die Stettmeister — leiten und gab demgemäß die Stimme ab.

Wenn dies aber jemals bei einer Verhandlung bemerklich war, so war dies ganz besonders bei der jetzt schwebenden Untersuchung der Fall, da als Kläger der alte Freiherr von Zettlitz, der Verwandte des Ammeisters sowie zweier Stettmeister, der Freund der anderen Adeligen des Rates, vor den Schranken stand, um Sühne zu verlangen für seinen erschlagenen Sohn.

Nach Vorausschickung dieser zur richtigen Würdigung des Ganges der Verhandlungen notwendigen Schilderung der damaligen Justiz-Zustände fahren wir in unserer Erzählung fort.

Der unglückliche Isaak war nach seiner Verhaftung auf des Rates Befehl alsbald ins Gefängnis in die sogenannte Mörderstube gebracht worden, eine kleine unterirdische Zelle mit einem hochgelegenen, doppelt vergitterten Fenster und einer schweren mit Eisen beschlagenen Thüre, um etwaige Fluchtversuche der Gefangenen unmöglich zu machen. An den Wänden rieselte das Wasser auf den gestampften Lehmboden hernieder, wodurch die ohnedies schon dumpfige Luft feucht und der Aufenthalt in diesem Raume, der kaum den Namen Stube verdiente, höchst ungesund wurde. In einer Ecke lag ein Haufe übelriechenden Strohs — des Gefangenen Lagerstätte — und diesem gegenüber an die Wand angeschlossen stand ein Tisch mit einem Stuhle.

In diesem Raume seufzte der große Denker, der edle Künstler, der noch vor kurzem so gefeierte Mann der Stunde entgegen, die ihn zum Beweise seiner Unschuld vor den „hochwohlweisen" Rat führen sollte.

Doch dieser ließ ihn lange hiernach seufzen, denn zwei volle Monate brauchte der Gerichtshof nur zur Feststellung des Thatbestandes und zur Erhebung der dem Tode des Junkers von Zettlitz vorausgegangenen Umstände,

wie sie durch die Aussagen des Wirtes zum „deutschen Kaiser“ konstatiert werden konnten.

Nach seinen Erklärungen war am Morgen des Tages, an welchem die That verübt wurde, ein ihm nicht bekannter Abgesandter des „ermordeten“ Junkers gekommen, um eine Stube seines Hauses auf längere Zeit zu mieten. Da dies zu seinem Gewerbe gehöre, so habe er nicht lange gefragt, für wen und zu welchem Zwecke, sondern alsbald den Handel abgeschlossen. Abends sei dann der Junker Zettlitz, den er persönlich gekannt habe, in Begleitung eines jungen schönen Mädchens gekommen, das ohne Widerstreben mit ihm in die zum Voraus bestellte Stube gegangen sei. Etwa eine Stunde später sei dann der Angeklagte gekommen, habe mit Gewalt das ganze Haus durchsucht, die verschlossene Thüre gesprengt und ohne weiters den Junker, den Liebhaber des Mädchens, ohne Zweifel aus Eifersucht, mit einem gewaltigen Streiche seines Hammers niedergeschlagen.

Ähnliche Aussagen machten des Wirtes Frau und Gesinde.

Der Rat beschloß nun die Aussagen der Gertrud Heberlin zu protokollieren.

Tief gebeugt, mit von Gram durchfurchten Zügen erschien diese vor dem Gerichte und vernahm mit Entrüstung die ihre Ehre und Isaaks Person blosstellende Schilderung des Wirtes. Mit stolzem Freimute erzählte sie dann von ihrem Verhältnisse zu dem schuldlos Angeklagten, von dem Verrate ihres Bruders und der schmählichen List des Junkers, der es gelungen sei, sie in jenes verrufene Wirtshaus zu locken, schilderte dann mit beredten Worten ihre Angst und Not, als sie sich mit dem Junker allein befand und ihre endliche Errettung durch ihren Verlobten, der lediglich zu seiner Selbstverteidigung den verhängnisvollen Schlag mit dem Hammer gethan habe.

Mit Aufmerksamkeit folgte der Gerichtshof, namentlich die dem Bürgerstande angehörigen Glieder desselben, der lebendigen, den Stempel der Wahrheit tragenden Erzählung des schönen Mädchens. Unverkennbar hatten ihre

Schilderungen Eindruck auf die Männer gemacht, die berufen waren, den geliebten Mann zu richten, doch jetzt schwebte erst auf dem Munde des Ammeisters ein ungläubiges Lächeln, dann ging es über auf den Mund der Stettmeister und schließlich schüttelten bürgerliche wie adlige Richter zweifelnd die Köpfe. Mit Entsetzen bemerkte Gertrud, daß der gute Eindruck, den sie durch ihre Erzählung hervorgebracht hatte, durch das Benehmen des Ammeisters vollständig verwischt wurde.

Der Rat beschloß nun Matthias zu vernehmen.

Dieser erzählte mit der unverschämtesten Frechheit, daß seine Schwester zwar die Verlobte Isaaks gewesen sei, doch da dieser die Familie durch seine kostspieligen Arbeiten an den Bettelstab gebracht habe, so sei Gertrud schon seit längerer Zeit hinter Isaaks Rücken ein Liebesverhältnis mit dem reichen Junker von Zettlitz eingegangen, um nicht mit der Großmutter Hungers sterben zu müssen, denn von dem, was ihr der freigebige Junker geschenkt, habe die ganze Familie — ihn allein ausgenommen — gelebt. Die ihn betreffenden Angaben seiner Schwester erklärte er für ein Märchen, ersonnen, um die nun offenkundig gewordene Schmach ihres unlauteren Verhältnisses zu dem Ermordeten zu verdecken. Der deutlichste Beweis für die Wahrheit seiner Angaben liege darin, daß Gertrud — wie sie selbst nicht läugnen könne — nicht nur ohne Widerstreben, sondern ganz gerne mit Zettlitz zu dem eine Viertelstunde entfernten Wirtshause geschritten sei. Es gehe daraus hervor, daß sie solche Wege nicht zum erstenmale gegangen. Durch einen Zufall aber habe Isaak von diesem „unschuldigen Spaziergange" Wind bekommen und in seiner blinden Eifersucht und Wut habe er den Wehrlosen erschlagen.

Matthias schwieg. Da nickte leise wie zustimmend der Ammeister und — es nickten die Stettmeister und übrigen Räte mit Überzeugungstreue.

Auch Frau Margaret wurde vernommen. Sie gab mit von Kummer erstickter Stimme, doch mit der an ihr gewohnten Energie dieselben Erklärungen ab, wie Gertrud.

Doch schon so weit war die Ansicht der Richter gegen Isaak und die Seinigen gekehrt, daß der erste Stettmeister unter dem Beifallslächeln sämtlicher Räte äußern konnte, Frau Heberlin habe ihre mit ihrer Enkelin verabredeten Angaben gut einstudiert.

Die Gegenüberstellung beider Frauen mit Matthias hatte keinen anderen Erfolg, denn die Flut von Vorwürfen und Verwünschungen beider, ja selbst der Fluch der ehrwürdigen alten Frau, den sie auf das Haupt des Ehrlosen herabschleuderte, prallten ab an der ehernen Stirne des Verstockten. Mit kaltem Lächeln erklärte er dies feindselige Benehmen als aus dem Grunde veranlaßt, daß er die begangenen Gemeinheiten nicht verheimlicht, sondern der Wahrheit und Pflicht gemäß dargestellt habe.

Zu diesem Stadium war Isaaks Prozeß gediehen, als er selbst endlich aus seinem Kerker geführt ward vor ein Gericht, das ihn verurteilte noch bevor es ihn gesehen oder gehört hatte, denn jeder der ungerechten Richter hatte schon vorher in seinem Innern den Untergang des Meisters beschlossen. Hierdurch war ja zudem allein die Gefahr zu vermeiden, daß Isaak auch für eine andere Stadt ein Kunstwerk erschaffe, wie es Straßburg allein besitzen wollte.

Ungebeugt von dem schweren Unglück, das auf ihm lastete, und ungebrochen von der langen furchtbaren Kerkerhaft stand der starke Mann vor seinen Richtern und verteidigte sich gegen das ihm angemutete Verbrechen des vorsätzlichen feigen Mordes. Alle seine Angaben stimmten mit denen der beiden Frauen überein; keinen Umstand verschwieg er und endlich zog er zur Bekräftigung seiner Worte den sorgfältig bewahrten Zettel, die Verschreibung des Junkers Zettlitz, hervor und legte ihn zur Prüfung in die Hände des Gerichts.

Sichtlich überrascht bei dieser neuen Wendung, welche die Untersuchung durch diesen mächtigen stummen Zeugen zu nehmen schien, besichtigten die Räte den Zettel von allen Seiten und reichten ihn endlich dem anwesenden Kläger mit der Frage, ob die Schrift von seinem verstorbenen Sohne herrühre.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sei es nun, daß die in etwas aufgeregter Stimmung flüchtig hingeworfene Schrift der gewöhnlichen Handschrift des verstorbenen Junkers wirklich nicht vollständig glich, sei es, daß die mit dem Stifte geschriebenen Charaktere etwas verwischt und dadurch den Augen des alten Vaters fremd vorkamen oder sei es endlich, daß der Freiherr befürchtete, durch das Anerkennen der Schrift könne der Mörder seines Sohnes vielleicht der rächenden Strafe entgehen — wer vermöchte den wirklichen Grund anzugeben? — genug der alte Zettlitz gab die Erklärung ab, die Schrift scheine ihm nicht von der Hand seines Sohnes herzurühren.

Beifällig nickten wieder Ammeister, Stettmeister und Richter nach der Reihe. Doch um alle Zweifel völlig schwinden zu machen, beschloß man Matthias vorführen zu lassen, um zu prüfen, welchen Eindruck der Zettel auf ihn mache.

Doch Matthias war schlau und besaß viel Geistesgegenwart; nicht im mindesten bestürzt erschien er, als man ihm den Zettel vorlegte, er frug vielmehr völlig unbefangen, was er damit solle.

„Lesen," antwortete der Ammeister.

„Hoher Herr, verzeiht," sprach da Matthias, „Lesen und Schreiben sind Künste, die ein schlichter Geselle, wie ich, nicht treibt."

„Kennst du den Zettel nicht?"

„Nein, hoher Herr, mir kommt selten etwas Geschriebenes unter die Häude, doch meine ich den Zettel noch nie gesehen zu haben!"

Der Ammeister befahl Frau Margaret vorzuführen.

„Euer Enkel soll dieß Protokoll unterschreiben, er behauptet nicht schreiben zu können; ist dieß der Wahrheit gemäß?"

„Ja, Herr," antwortete Frau Margaret, „er ist weder des Lesens noch des Schreibens kundig!"

Der Ammeister lächelte über seine eigene Schlauheit; es war klar, der Zettel war gefälscht, denn es war doch nicht anzunehmen, daß ein des Lesens unkundiger Geselle sich ein derartiges Schreiben habe ausstellen lassen.

Er befahl hierauf mit Zustimmung der Ratsglieder den Gefangenen wieder in seine Zelle zu verbringen und entließ nun Kläger und Zeugen. Jetzt erst begannen von Seiten des Rates die eigentlichen Richterfunktionen.

Der Ammeister ließ durch den ersten Stettmeister noch einmal die gesammelten Protokolle vorlesen und legte dann dem Rate die Frage vor, ob nach den vorliegenden Indicien Isaak Habrecht schuldig sei, den Junker Hans von Zettlitz aus Eifersucht mit „fürsorglicher Bedachtsamkeit" ermordet zu haben.

Jeder einzelne Rat hatte durch Abgabe einer weißen oder schwarzen Kugel abzustimmen. Die weiße war die freisprechende, die schwarze dagegen die verdammende. Der zweite Stettmeister sammelte die Kugeln in einem Behälter, den er dem Ammeister überbrachte.

Dieser öffnete jetzt denselben und zählte die Kugeln; es waren einundzwanzig schwarze.

Isaak war einstimmig des vorsätzlichen Mordes für schuldig erkannt. Nun galt es nur noch das Strafmaß des Schuldigen zu bestimmen.

Der erste Stettmeister las jetzt aus dem „Recht-Buch" den bezüglichen Paragraphen der „hochnotpeinlichen Halsgerichts-Ordnung" vor, der überschrieben war: „Mord und Vertodtigung" und also lautete:

„So Eyner Eynemb an's Leben gehet und ihne mit fürsorglicher Bedachtsamkeite uf hinterlystig Wyse vertodtet, ohne daß er in rechtschaffener Not-Wehre gegen ihne geweßt, der soll nachfolgend Straff erlyden:

1. den Tot durch das Beyl oder aber das Rat.

2. (bei weniger schweren Fällen) Verlust deß Augenliechts nepst Aphacken der rechten Hand.

3. Verlurst deß Augenliechts ohne Aphacken der Hand.

Der Stettmeister beantragte hierauf, in Anbetracht, daß der Ermordete den Mörder durch Verführung von dessen Braut schwer beleidigt und zur That gereizt habe und in Anbetracht ferner, daß der Thäter durch die Anfertigung einer der Stadt Straßburg zur höchsten Zierde gereichenden Uhr sich um Stadt und Einwohner hoch ver-

dient gemacht habe, die geringste der auszuwählenden Strafen, nämlich: „Verlurst deß Augenliechts ohne Aphacken der Hand."

Einstimmig traten die Räte der Ansicht ihres rechtskundigen Stettmeisters bei und — Isaaks Schicksal war entschieden.

Das fürchterliche, ungerechte Urteil war dem unglücklichen Meister eröffnet und — des andern Tages an ihm vollzogen worden. Vergebens hatte er seine Richter um den Tod gebeten, das „weißlich und reifflich bedacht Urthel" konnte und durfte nach damaligen Gesetzen nicht abgeändert werden. Verzweiflung im Herzen erduldete er die furchtbare Qual, die ihn einem Leben überlieferte, das für ihn gleichbedeutend mit Tot bei lebendem Leibe war, einem Leben der Unthätigkeit gerade jetzt, wo er gehofft hatte, alle die riesigen Plane, die seinem stets neues erzeugenden gewaltigen Geiste noch vorschwebten, ausführen zu können.

Eine unendliche Bitterkeit erfüllte die Seele des so vortrefflichen, so edlen Mannes, denn er ahnte wohl den wahren Beweggrund seiner Verurteilung.

Schweigend, keine Thräne in den erloschenen Augen, war er nach vollzogenem Urteil vor dem Rate gestanden, der sich zur Vervollständigung der Prozeßakten zu überzeugen hatte, ob die ausgesprochene Strafe „nach Recht und Gerechtigkeit" ausgeführt worden sei. Zugleich sollte ihm heute, wie zum Hohne, die bedungene Summe für sein Werk übergeben werden, doch Isaak weigerte sich, „den Kaufpreis seines Augenlichtes" anzunehmen; mit stolzer Geberde wies er das Geld zurück, „denn," sagte er, „ich will als Bettler meine undankbare Vaterstadt verlassen, die mich so elend gemacht!"

„Wie Ihr wollt, doch die Uhr bleibt hier," antwortete ihm der Ammeister, „denn der Handel ist rechtskräftig abgeschlossen! Zudem solltet Ihr dem Rate danken, daß er Euch so mild bestrafte und nicht auch die Hand noch nahm,

denn," fügte er wie höhnend bei, „Ihr braucht sie ja notwendig, um auch für andere Städte solche Uhren zu bauen, wie Ihr sie Eurer Vaterstadt fertigtet!"

Isaak zuckte zusammen; krampfhaft ballte sich seine Faust, als er die Worte hervorpreßte: „Ja, Ammeister, ich danke Euch, daß Ihr mir die Hand ließet, denn notwendig brauche ich sie noch zu einem Werke, um," setzte er rasch bei, „den Bettelstab zu führen. Doch zwei Bitten habe ich noch an Euch, bevor ich für immer aus Straßburg scheide: Sendet nach meiner Braut, sie möge mir ihre Augen leihen und mich führen auf meinem fortan dunklen Wege — und dann laßt mich noch einmal in Begleitung eines Ratsmitgliedes zu meiner — zu Eurer Uhr führen. Ein kleiner Fehler, der sich beim Eintritt eines Schaltjahres äußern würde, ist leicht nach meinen Angaben zu verbessern!" Gerne willfahrte der Ammeister. Schluchzend warf sich Gertrud an Isaaks Brust und Thränen, wie sie sie nie geweint, entströmten ihren Augen, als sie ihm die Hand bot, um ihn wegzuführen von der Stätte des Frevels.

Der Ratsherr Wolfram Günzer war von den Ratsmitgliedern erwählt worden, mit Isaak behufs der Verbesserung des angezeigten Fehlers zum Münster zu gehen, denn Günzer, der selbst die Uhrmacherkunst erlernt hatte, war jedenfalls die hiezu am meisten geeignete Persönlichkeit.

Gestützt auf seine treue Gertrud stand der blinde Meister vor dem Werke, das er mit so viel Liebe erdacht und erschaffen hatte. Wie eine Mutter dem Schlafe ihres Kindes, so lauschte Isaak dem ruhigen, gleichmäßigen Gange der Pendelbewegungen; alles war in bester Ordnung, nicht die geringste Störung war eingetreten seit er vor drei Monaten zum letztenmale vor seinem Werke gestanden. Ein Zittern überkam ihn, denn jetzt war der Augenblick gekommen, wo er das eine Werk noch ausführen wollte, zu dem er seiner Hand bedurfte. Doch rasch ermannte er sich; er mußte stark sein, denn es galt die Bestrafung des schwärzesten Undanks.

„Nun, Meister Günzer, der Ihr ja ein Zunftgenosse

seid," wandte sich jetzt Isaak an den durch diese Kordialität in seinem Ratsherrndünkel etwas Verletzten, „führt mich an die linke Seite des Werkes und öffnet die hier befindliche Thüre."

Der Ratsherr that wie ihm geheißen. Eine Masse von Walzen und Rädern in den verschiedensten Größen wurde sichtbar.

Ein Seufzer hob Isaaks Brust.

„Nun zählet genau das neunte Rad von der vorderen Wand ab! Habt Ihr's?"

„Ja!"

„Es hat etwa einen Fuß im Durchmesser, ist am Rande gezahnt und ebenso an der Welle?"

„Ganz recht, Meister!"

„Wohl, nun lasset dieses Rad von rechts nach links eine halbe Umdrehung machen!"

Günzer versuchte den erhaltenen Auftrag auszuführen, doch umsonst war sein Bemühen, er vermochte es nicht zu bewegen. Nach wiederholten fruchtlosen Versuchen setzte er Isaak hievon in Kenntnis.

„Ihr müßt unrichtig gezählt haben, Meister Günzer, denn das Rad muß sich ohne jegliche Anstrengung drehen lassen!"

Nochmals zählte der Ratsherr.

„Habt Ihr's jetzt?" frug Isaak mit höchst bewegter Stimme.

„Ja, es ist dasselbe, wie vorhin!"

„Leitet meine Hand hin, ich werde leicht fühlen, ob es das richtige ist!"

Günzer ergriff die ausgestreckte Hand und führte sie zu dem bezeichneten Rade. Zitternd betastete Isaak dasselbe von allen Seiten; dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es das richtige, das von ihm gesuchte sei, packte er es fest mit beiden Händen an dem gezahnten Rande und mit dem Knie sich an den Kasten stemmend, riß er es mit einem gewaltigen Rucke aus seinen Lagern.

Ein schnurrendes Geräusch ging durch das ganze Werk — es war sein Sterbeseufzer — die Uhr stand still.

Mit Entsetzen hatte der Ratsherr das Thun des Blinden erschaut; wie gelähmt, mit gesträubtem Haare und weit aufgerissenen Augen stand er neben Isaak, der tief aufatmend das gewichtige Rad in seinen Händen hielt.

„Heiliger Pankratius," rief er jetzt mit gerungenen Händen, „Habrecht, was habt Ihr gethan?!"

Ruhig bot der Blinde dem verzweifelten Mitgliede des hochwohlweisen Rates das zerbrochene Rad und sagte schmerzlich lächelnd: „Nun, Meister und Zunftgenosse, überbringet dem Rate dies Andenken an den Bettler, der nur ein stummes Denkmal — seiner Dankbarkeit für die belassene Hand in dieser Stadt zurücklassen wollte!"

Hochrot vor Zorn bei diesen höhnenden Worten wollte Günzer den Blinden verhaften und nochmals vor den Rat schleppen, doch kalt sprach dieser:

„Gut, Herr Ratsherr, laßt mir nur durch ein zweites ungerechtes Urteil auch die Hand noch nehmen, es wird Euch nicht schwer fallen. Doch merket wohl: ich habe keinerlei Zahlung für dies mein Werk angenommen, folglich stand mir frei, auch wieder zu zerstören, was ich geschaffen!"

Da schämte sich der Ratsherr und ging, noch einen schmerzlichen Blick werfend auf das nun „stumme" Prachtwerk, von dannen. Jetzt erst, als er mit seiner Gertrud allein war vor dem durch ihn getöteten Werke, brach Isaak in krampfhaftes Weinen aus.

Es war der Schmerz eines Vaters, der sein Kind verloren.

Dann schritt auch er hinweg, gestützt auf seine Gertrud, um mit ihr und Frau Margaret alsbald Straßburg und das Land zu verlassen.

Nie mehr erhielt man Kunde von seinem Schicksal.

Zwei und ein halbes Jahrhundert stand das gestörte Räderwerk stille; keiner der Meister, die während dieser langen Zeit Versuche machten, den toten Körper wieder zu beleben, konnten den so feinen, sinnreichen Mechanismus

in Gang bringen. Das Werk war und blieb ein „stummes Denkmal" von des unglücklichen Isaak Habrecht unverschuldeten Leiden und seiner Rache.

Erst im Jahre 1842 ist es endlich dem ausgezeichneten französischen Mechaniker Schwilgué gelungen, das Werk des deutschen Denkers wieder herzustellen.

Seither geht die Uhr ungestört ihren ruhigen Gang und Tausende von Fremden stehen alljährlich staunend vor dem Wunderwerke Schwilgué's — doch des Erfinders, des unglücklichen Isaak Habrecht, denkt niemand mehr.

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

Vom gleichen Verfasser ist erschienen:

Rheinschnoke.

Schnurrige Erzählungen in Pfälzer Mundart

von

Max Barack.

Mit Illustrationen. — Preis Mark 2. —

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

„Wer sich einige vergnügte Stunden verschaffen will, der kaufe sich dieses auch äußerlich hübsch ausgestattete Büchlein; er wird die Ausgabe nie bereuen." Zweibrücker Zeitung.

Inhalt:

Der Hoordokter.

Mein großi Zeit.

Alles nor keen Danzbaal.

Linsen sind en gutes Essen.

Die nei Mod.

Rentjeh Morchler uf der Jagd.

Meiner Lebdag geh' ich in keen kaddolischi Kerch mehr!

E Raiwerg'schicht.

Was 'm Herr Commerzjerath Haberer in seiner neii Villa bassirt is.

Herr Samuel Liebmann vun Bermesenz in der Farbenfabrik.

Die Palzgau-Ausschdellung.

Warum der alde Drumbeder Pankraz Seiler uf keen Studendecummers mehr geht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

33 17344 3 031

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Illustrierte Reiselektüre

von

F. W. Hackländer.

Trouville. Eine Seebadgeschichte. Illustriert von H. Schlittgen. 1 M.
Ein erster und ein letzter Ball. Illustriert von H. Schlittgen. 1 M.
Familienkonzert. Illustriert von H. Albrecht. 1 M.
Montecchi und Capuletti. Illustriert von E. Horstig. 1 M.
Der alte Lehnstuhl. Illustriert von F. Bergen. 1 M.
Ein Schloß in den Ardennen. Illustriert von R. Haug. 1 M.
Ein Tag in dem Manöver. Illustriert von E. Rumpf. 1 M.
Eine Viertelstunde Vater. Illustriert von F. Bergen. 50 Pf.
Aus der Fäbeltasche. Illustriert von R. Haug. 50 Pf.
Der abgerissene Knopf. Illustriert von E. Rumpf. 50 Pf.
Das Haus der Gespenster. Illustriert von L. Marold. 50 Pf.
Im Damencoupé. Illustriert von F. Bergen. 50 Pf.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg